

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS BERLIN-CH.

Heinrich Nienkamp

Fürsten ohne Krone

Nachdruck verboten.

—

Alle Rechte vorbehalten, auch das der Übersetzung, einschließlich des Übersetzungsrechts für Rußland, Holland und Ungarn.

—

Copyright 1916 by Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Fürsten ohne Krone

Fast ein Roman

von

Heinrich Nienkamp

7.–9. Tausend

Vita, Deutsches Verlagshaus
Berlin-Charlottenburg
1918

Die Menschen sind verschieden

Um an der Verwirklichung des in diesem Buche geschilderten Kulturreiches zu arbeiten, hat sich der „Deutsche Frey-Bund E.V." gegründet (Geschäftsstelle Charlottenburg, Hardenbergstraße 14) und sich in einer Anzahl von Ortsgruppen (Freyschaften) über Deutschland verbreitet, dessen Satzungen mit ausführlichen Darlegungen über Ziele und Wege des Bundes in der Schrift von Heinrich Nienkamp: „Grundlagen der Fürsten ohne Krone" (Verlag Vita) enthalten sind. Aus verschiedenen Gründen wurde die Schreibweise Frey-Bund statt Fry-Bund gewählt. In den folgenden Auflagen dieses Buches soll auch der Name Richard Fry entsprechend geändert werden, für diese Auflage war es wegen der Kriegsverhältnisse nicht mehr möglich.

Wer sich über die Fortschritte der Kulturbewegung unterrichten will, die dieses Buch hervorgerufen hat, der lasse sich von der Geschäftsstelle des Bundes die „Mitteilungen des Deutschen Frey-Bundes" kommen.

Nachwort des Verfassers

Dieses Buch war in Druck gegeben und sollte gerade erscheinen, als der Krieg ausbrach. Der Verlag hielt es zurück, weil er fürchtete, daß es in der allgemeinen Aufregung unbeachtet bleiben würde. Der Krieg brachte ja eine so große Umwälzung in das Leben und die Anschauungen der Menschen, daß die Phantasien eines Kulturträumers schlecht zu der blutigen Wirklichkeit zu passen schienen.

Aber wenn irgend etwas, so hat der Krieg den Gedanken dieses Buches recht gegeben, und ihre Verwirklichung, die erst für eine spätere Zeit geträumt war, kann durch den Krieg in ungeahnter Weise beschleunigt werden.

Ich hatte, wie viele andere, nicht geglaubt, daß die Kulturvölker Europas es zu einem Weltkriege kommen lassen würden, weil ja seine ungeheuren Opfer an Gut und Blut vorauszusehen waren, und weil keine der großen Mächte so von einer anderen in ihren Lebensinteressen bedroht war, daß sie notwendigerweise zum Kriege schreiten mußte, daß nicht die vorhandenen Gegensätze durch eine friedliche Verständigung hätten ausgeglichen werden können. Frankreich konnte auch ohne Elsaß-Lothringen glücklich sein. Es hätte sich und der Welt das namenlose Elend dieses Krieges ersparen können, wenn es nicht die kulturwidrige Revancheidee zum Leitstern seiner Politik gemacht hätte. Ohne diese Politik, an der keineswegs die große Mehrheit des französischen Volkes ein Interesse hatte, hätte Frankreich mit Deutschland verbündet sein können, und es ist schwer anzunehmen, daß

dann Rußland in Feindschaft mit Deutschland gekommen wäre, und daß England den Weltbrand hätte entfachen können. Deutschland bedrohte weder Frankreich noch Rußland, und ohne diese beiden Reiche, oder gar wenn sie mit Deutschland einig gewesen wären, hätte England nichts gegen Deutschland wagen können. Jeder vernünftige Mensch mußte sich sagen, daß bei der heutigen Technik, der Entwicklung des Verkehrs und den Riesenmassen der Heere ein europäischer Krieg zu einem durch nichts zu rechtfertigenden Wahnsinn werden würde, und daß unbedingt jeder Zusammenstoß zweier Völker bei der vorhandenen Gruppierung der Mächte zu einem allgemeinen Kriege führen müßte. Und jeder Kenner des Volkslebens wußte ferner, daß überall die große Mehrheit der Völker den Frieden wollte, daß überall nur eine verschwindende Minderheit eigensüchtiger Menschen ein Interesse am Kriege haben konnte. Die einzige Gefahr bestand in den fortgesetzt gesteigerten Rüstungen, die für die Masse der Völker von gegenseitiger Furcht betrieben wurde; wenigstens wurde diese Furcht von den wenigen treibenden Mächten, die planmäßig auf einen Krieg hinarbeiteten, zum Vorwand genommen und durch eine verderbte Presse lebendig erhalten, durch falsche Darstellung von den Absichten der Gegner genährt.

Es gab nur zwei Möglichkeiten: entweder wurde weiter und weiter gerüstet, bis die Spannung zu einer gewaltsamen Entladung kam, vielleicht zu einem Zeitpunkte, der selbst denen nicht paßte, die den Krieg wünschten, — oder man sah ein, daß die Rüstungen nicht so weiter gehen konnten, ohne das ganze Kulturleben in unerträglicher Weise leiden zu lassen, und bemühte sich, durch eine Verständigung unter den Hauptmächten einem Zustande ein Ende zu machen, der

nicht nur die Menschenwürde zweitausend Jahre nach Christus auf das tiefste beleidigte, sondern bei weiterer Dauer auf jeden Fall zu dem entsetzlichsten Unglück führen mußte, das die Weltgeschichte zu verzeichnen hätte.

Gab es so wenige vernünftige Menschen auf Erden, daß man erst das Unglück hereinbrechen lassen wollte, um dann auf Besserung zu sinnen, statt dafür zu sorgen, daß das Unglück von vornherein verhindert würde? Als der Krieg da war, da ertönte in allen Ländern der Ruf, daß alle Kräfte daran gesetzt werden müßten, daß ein solches Kulturverbrechen sich nicht wiederholen könne, daß dieser Krieg der letzte zwischen den großen Völkern Europas sein müsse! Mußte man wirklich das Unglück erst erleben, um es als Unglück, ja Verbrechen zu erkennen?

Nein, es gab schon genug vernünftige Menschen, die sich sagten, man müsse und könne dem Übel vorbeugen und brauche nicht erst durch Schaden klug zu werden. Es gab ihrer bei allen Völkern eine größere Anzahl als von denen, die aus Eigennutz oder Verblendung den Krieg wünschten. Aber sie waren überall machtlos, weil es an einer Organisation fehlte, die sie zu starker Einheit zusammenfaßte, weil das Geld, die stärkste Macht der Welt, nicht einer solchen Organisation zur Verfügung stand, sondern einer kleinen Minderheit von Männern, die durch den Zufall der heutigen Machtverteilung zu dem Einfluß gekommen waren, den sie, unterstützt durch eine feile Presse, zum Unglück der Menschheit geltend machen konnten.

Auf den Unsinn und die Gefahren dieser Machtverteilung hinzuweisen, zu zeigen, wie es möglich ist, dem Zufall die Giftzähne auszubrechen, den kulturlosen Menschen das ihnen durch das Geld gewährte Übergewicht zu nehmen

und die wertvollen Menschen an die ihnen gebührenden Stellen des Lebens zu bringen, war der Zweck meines Buches. Vielleicht war es in zwölfter Stunde noch möglich, soviel Vernunft zusammenzufassen, um den drohenden Krieg zu vermeiden und die Völker frei zu machen für den Ausbau der Kultur, nach der die besten Geister der Menschheit sich sehnen. Es war zu spät.

Dennoch hält der Verlag mit mir gerade jetzt die richtige Stunde für gekommen, die Gedanken dieses Buches hinausgehen zu lassen, nicht wie es vor dem Kriege hätte scheinen können, als der Verwirklichung fernstehende Träume, sondern als ernst gemeinte Richtlinien für das uns fehlende, dringend nötige Kulturreich. Wäre das Buch nach Kriegsausbruch entstanden, so wäre freilich die Form anders geworden; aber der einsichtige und nachdenkende Leser wird auch in der vorliegenden Form erkennen, worauf es ankommt Und er wird in den Lehren dieses Krieges die kräftigsten Beweise für die Richtigkeit aller Grundgedanken des Buches finden. Ja, der Krieg hat manche der aufgestellten Forderungen, an die man früher kaum gedacht hat, geschweige, daß man sich ernstlich damit beschäftigt hätte, nicht nur dem allgemeinen Verständnis näher gebracht, sondern auch als Notwendigkeiten erwiesen, die früher oder später verwirklicht werden müssen, um die Menschheit von der herrschenden Unkultur zu befreien und ihr den Aufstieg zu höheren Stufen des Lebens zu ermöglichen.

Der Krieg hat noch weit greifbarer, als in meinem Buche angedeutet, die unheilvolle Macht des Geldes und die schmähliche Vergewaltigung der Kulturmenschheit durch eine kulturlose Minderheit aufgedeckt und hat den Kern meiner Gedanken auch dem blödesten Auge sichtbar gemacht:

die Notwendigkeit einer höheren Organisation auf staatlichem wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete. Wer meine Kulturorganisation für durchführbar hält, muß zugeben, daß der Krieg nicht möglich gewesen wäre, wenn diese Organisation schon bestanden hätte. Und was hätten wir während des Krieges alles erspart, wenn wir auch nur eine ähnliche Einrichtung wie die „Ligilo" gehabt hätten! All das Improvisieren der verschiedenen Kriegsorganisationen, all die Mangelhaftigkeiten und Ungleichheiten in der wirtschaftlichen Versorgung unseres Volkes mit der ungerechtfertigten Not auf der einen Seite und den ungebührlichen Gewinnen auf der anderen Seite, die unzähligen Fälle des Kriegswuchers in seiner verschiedensten Gestalt, wären zu vermeiden gewesen. Wir hätten den wirtschaftlichen Generalstab gehabt, dessen Fehlen man erst nach Kriegsausbruch bedauerte. Immer als es zu spät war, hat man eingesehen, woran es gefehlt hat, und Vorschläge gemacht, die — für den nächsten Krieg bessere Vorsorge treffen sollten. Das Geld, das auf diese Weise der Staat verloren hat, und das nicht gerade den besten Menschen zugeflossen ist, übersteigt weit das Kapital, das zur Gründung einer „Ligilo" erforderlich ist, und würde dauernd reiche Früchte tragen.

Sogar anscheinende Kleinigkeiten, die ich in meinem Kulturreiche geschildert habe, hat die Kriegsnot verwirklicht, wie z. B. den Pranger, an den durch öffentliche Namensnennung Leute gestellt wurden, die sich unwürdig benommen hatten. Und so wird der Leser sich an vielen Punkten sagen: Ja, hätten wir das vor dem Kriege gehabt!

Schließlich, und das ist nicht das Unwichtigste, hat der Krieg uns daran gewöhnt, mit riesigen Geldsummen zu rechnen; die Milliarde ist zu einer geläufigen Einheit geworden

wie früher die Million. Freunde, die mein Buch früher gelesen hatten, sagten mir, es wäre alles sehr schön und gut, wenn man nur wüßte, woher das Geld kommen sollte, das ich für die Gründung meines Kulturreiches brauchte. Und doch waren es nur ein paar lumpige Milliarden, die ich Richard Fry stiften ließ. In der Dichtung mußte ich noch dazu aus dem vollen schöpfen, um die Entwicklung sich in einem nicht zu langen Zeitraum vollenden zu lassen. Aber was ist das ganze Vermögen Frys im Verhältnis zu der Unsumme von Milliarden, die dieser Krieg allein durch die unmittelbaren Kriegskosten verschlingt, zu schweigen von den unschätzbaren Verlusten an unersetzlichen Menschenleben und Gütern aller Art! Was ein einziger Kriegstag der Menschheit raubt sowohl an vorhandenen Werten als an solchen, die geschaffen werden könnten, würde mehr als genügen, um die Anfänge des Kulturreiches so auszubauen, daß es sich aus sich selber dauernd weiter entwickeln könnte.

Und wie ich klar genug, glaube ich, nachgewiesen habe ist außer dem Willen zur Kultur nichts anderes nötig als Geld und allein Geld, um die notwendige Organisation zu schaffen. Das unterscheidet mein Buch von jeder Utopie. Das Ziel der Utopisten ist mehr oder minder dasselbe wie mein Kulturreich, so mannigfach die Wege dahin auch gezeichnet waren. Aber keiner war bisher gangbar. Nur ein Weg, der von der Grundlage unserer wirtschaftlichen Verhältnisse ausgeht und nur von dieser, kann zum Ziele führen. Eine Utopie wäre es, wenn mein Kulturreich irgend welche Voraussetzungen hätte, die nicht in der Natur der Menschen lägen, wenn ich die Menschen ändern wollte, für ihre Handlungen Beweggründe verlangte, die zwar bei einzelnen hin und wieder vorkommen, aber nie als Stützen gesellschaftlicher Einrichtungen dienen können.

Für diese bleiben Hunger, Liebe und Eitelkeit maßgebend. Und wenn die richtigen Auswahlvorrichtungen getroffen sind, um die wertvollen Menschen aus der Masse heraus an Stellen zu bringen, in denen sie ihrer Persönlichkeit gemäß leben und wirken können, — für jeden das höchste Ziel auf Erden! — so besteht keine Gefahr, daß die Kulturgeister sich von den kulturlosen Mächten unterdrücken lassen. Es kommt nur auf die Organisation an, die sie frei und unabhängig macht und zu einer kraftvollen Einheit zusammenfaßt. Da sollte es doch wohl möglich sein, die Kosten eines Kriegstages aufzubringen, um sich endlich einmal auf die Kultur zu besinnen und ihr die Herrschaft auf Erden zu erobern, damit sich die Menschheit von den entsetzlichen Wunden dieses Krieges erholen kann und vor der Wiederkehr eines ähnlichen Unglückes gesichert ist. Spielen doch für die Fortsetzung des Krieges um einen Tag — und um viel längere Zeit — bei keinem Volke die Kosten eine Rolle.

Ob ein Richard Fry erstehen wird, ist sehr zweifelhaft; jedenfalls haben wir keine Zeit, auf ihn zu warten. Der Krieg hat auch die Bande der internationalen Kultur so gelöst, daß kaum damit gerechnet werden kann, daß das Kulturreich gleich auf internationaler Grundlage errichtet werden könne. Jedes Volk wird bei sich selber anfangen müssen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß das Volk, das am frühesten damit beginnt, den größten Vorteil über die andern damit gewinnen wird. Das hat die hohe Überlegenheit Deutschlands über jedes einzelne der feindlichen Länder, ja sogar über ihre Vereinigung bewiesen, die sich als Folge seiner höheren Kultur und seiner Organisationsfähigkeit in diesem Kriege offenbart hat. Deutschland muß auch hier

in der Welt vorangehen, die anderen Völker werden folgen. Neue Fäden werden sich von Volk zu Volk knüpfen, bis in Europa die über den einzelnen Staaten stehende Kultureinheit entstanden ist, zu der sich schon vor dem Kriege auf manchem Gebiete die Keime regten. Vielleicht sind diese Keime durch den Krieg nur wie durch einen furchtbaren Schneesturm verschüttet worden, und wenn der Frühling des Friedens kommt, sprießen sie mit verstärkter Lebenskraft weiter, und neue kommen hinzu, wenn die Menschen, durch die Not belehrt, sich auf ihre Würde und Vernunft besinnen.

Wenn sich in Deutschland nicht genug wohlhabende Menschen finden, die das Geld für die Anfänge der Kulturorganisation zusammenlegen, so muß danach gestrebt werden, daß das Reich durch eine Kultursteuer die Mittel aufbringt, etwa in der Weise, wie ich den Gang der Entwicklung in Amerika angedeutet habe. Ja, sie können sogar ohne jede Steuer, wenigstens für den Anfang, aufgebracht werden, wenn man sich dazu entschließt, dem Vorschlage zu folgen, den ich in meiner kleinen, im September 1914 erschienenen Schrift „Die Reichs-Aktien-Gesellschaft" (Verlag Vita) gemacht habe, um eine Milliarde Mark oder noch mehr für die deutsche Wohlfahrtspflege nutzbar zu machen. Diese Schrift ist in mancher Beziehung eine wirtschaftliche Ergänzung zu den „Fürsten ohne Krone".

Über die zweckmäßigste Form der Kulturorganisation in ihren Anfängen wird sich streiten lassen; es wäre aber von großem Schaden, wenn man erst jahrelang nach der besten Form suchen wollte. Das Wichtigste ist, irgendwie anzufangen. Ist überhaupt eine Organisation geschaffen, die wertvolle Kräfte freimacht und zusammenfaßt, so kann

man es diesen überlassen, für die Weiterentwicklung zu sorgen. Die Verbesserungen ergeben sich aus dem Leben selbst auf die beste Weise, wenn nur jeder tüchtige Mensch mit Kulturgewissen Anschluß an die Organisation hat und den freien Weg zu dem Aufstiege, der seinen Fähigkeiten entspricht.

Wie uns der Krieg viele schmutzige Kanäle gezeigt hat, durch die das Geld seinen die Herzen der Völker vergiftenden Weg genommen hat, so hat er uns die furchtbare Macht der Presse in früher nicht geahnter Weise enthüllt. Als sich mein Verleger zur Übernahme des Verlages dieses Werkes entschlossen hatte, schrieb er mir, das Buch werde viele Widerstände finden, weil die Presse in ihm nicht besonders gut wegkomme. Ich habe manches Übel in der Presse beobachtet und weiß, daß in den Fällen, wo Kultur und reines Erwerbsinteresse oder einseitige Parteianschauungen zusammenstoßen, immer die Kultur der leidende Teil ist. Aber ebenso weiß ich, daß jede Verallgemeinerung vom Übel ist, und mit der Freude an allen Vorzügen des Deutschtums, die sich in diesem Kriege offenbart haben, habe ich wahrgenommen, wie hoch gerade die deutsche Presse die der uns feindlichen Länder überragt hat. Möge sie auch die Führung für die Verwirklichung des Kulturreiches übernehmen und damit beweisen, daß sie besser ist, als ich die Mehrzahl der Zeitungen gezeichnet habe, die die Helden meiner Dichtung sind.

Anfang 1916.

Heinrich Nienkamp

Herrn Andrew Carnegie

Berlin, Pfingsten 1914

Sehr geehrter Herr Carnegie,

Als ich vor einer Reihe von Jahren einige Wanderungen im Innern Afrikas machte, hatte ich auf langen, einsamen Ritten und in den stillen Abendstunden vor meinem Zelte Muße, alte Gedanken, die mich schon in früher Jugend beschäftigt hatten, weiterzudenken, bis sie mir so klar waren wie die Sterne, die über der weiten Steppe leuchteten, und ich bedauerte, daß ich nicht das Vermögen eines Carnegie oder Rockefeller hatte.

Als ich nach Europa zurückkehrte und zum ersten Male wieder die Eisenbahn bestieg, fand ich auf meinem Platze ein französisches Zeitungsblatt. Mein Blick fiel auf Ihren Namen, und ich las, daß Sie vor längerer Zeit die Bitte veröffentlicht hätten, man möge Ihnen Vorschläge machen, wie Sie Ihr Vermögen am fruchtbarsten für die Kultur verwenden könnten. Darauf wären Ihnen so und soviele Zuschriften zugegangen, die das und das empfohlen hätten. Ich fand

nichts, was mit meinen Gedanken auch nur entfernte Ähnlichkeit gehabt hätte, und verstand sehr wohl, daß keiner der Vorschläge Ihren Beifall gefunden hätte.

Ein merkwürdiger Zufall, dachte ich, der mich wieder an Sie verwies, und schrieb Ihnen davon nach Schottland mit der Bitte, Sie ein Stündchen sprechen zu dürfen, ich hätte in nächster Zeit in England zu tun und würde Sie gerne aufsuchen. Ich käme nicht als Bittsteller, weder für mich — dafür bürge Ihnen meine Stellung —, noch für andere; ich wollte Ihnen nur einige Gedanken vortragen, die ich in einem Briefe nicht erschöpfen könnte, er müßte denn ein Buch werden, und ich wäre glücklich, wenn ich es nicht zu schreiben brauchte.

Sie haben mir nicht geantwortet. Wäre das in dem Reiche Richard Frys möglich gewesen?

Und weil wir einen Richard Fry nötig haben, deshalb muß das Buch hinausgehen, ihn zu erwecken. Kommen wird er, weil er kommen muß, tausend Zeichen künden ihn an. Verlangt es Sie nicht selbst nach seinem Ruhme, wollen Sie dann nicht wenigstens sein Johannes sein?

Möglich, daß Ihnen mein voriger Brief nicht zu Händen gekommen ist: Ihr Sekretär hat ihn vielleicht beiseite gelegt; ich hoffe, daß dieser Brief Ihnen nicht entgehen wird.

Ich verbleibe in verehrungsvoller Ergebenheit

Ihr

Heinrich Nienkamp

Vorwort des Herausgebers

Mein Vater, der das Wirken Richard Frys von seinen Anfängen an mit verständnisvollem Vertrauen auf seine Ziele verfolgt hat, legte sich eine Sammlung von Zeitungsausschnitten an, um ein Bild von dem Kampfe der Meinungen zu behalten und einen Überblick über die einzelnen Stufen der Entwickelung. Er hoffte, damit Bausteine für eine Geschichte der Begründung des Kulturreiches zu sammeln, die ich schreiben sollte, falls er nicht dazu käme. Bei einem Umzuge ist ihm ein Teil seiner Sammlung bis zur Unkenntlichkeit beschädigt worden. Trotzdem ordnete er den verbliebenen Stoff und begann, ihn geschichtlich zu verarbeiten; aber der Tod nahm ihm bald die Feder aus der Hand. Seinen Wunsch, ich möchte das eben begonnene Werk vollenden, kann ich leider nicht erfüllen, da mir die Begabung zum Geschichtsschreiber fehlt. Dagegen dachte ich daran, vielleicht in einem Roman das Leben Frys und die Verwirklichung seiner Gedanken zu schildern. Aber dabei hätte ich vieles weglassen müssen, worauf mein Vater gerade besonderen Wert legte, Einzelheiten der Entwickelung, die am Ende als unbedeutende Kleinigkeiten oder als Selbstverständlichkeiten übersehen werden, die aber während der Entwickelung von großer Bedeutung waren, Einzelheiten, wie sie bei den meisten Kulturfortschritten von den Zeitgenossen noch nicht und von einer späteren Nachwelt nicht mehr richtig gewürdigt werden.

Ich habe mich deshalb darauf beschränkt, die Sammlung meines Vaters, soweit sie noch gut erhalten war, etwas anders zu ordnen und sie ohne jedes erklärende oder verbindende Beiwerk herauszugeben. Ich hoffe, daß auch so ein Bild von den Werken Frys entstanden ist, das teilweise wie ein Roman anmutet, nur daß es sich weniger um die Schicksale einzelner Personen handelt, als vielmehr um die Schicksale von Gedanken und Werken, widergespiegelt in den Zeitungen, die verschiedene Interessenrichtungen vertreten und in gewisser Hinsicht die Stelle der sonst üblichen Romanhelden einnehmen.

Man sieht, was früher der Wert der sogenannten öffentlichen Meinung außerhalb des Kulturreiches war; man sieht die Macht der von bestimmten Interessen begründeten Vorurteile und sieht vor allem, wie wenig man die Grundlehre Richard Frys: „Die Menschen sind verschieden" im wirklichen Leben beachtet hat, trotz ihrer so oft verlachten Selbstverständlichkeit.

Wenn die anspruchslose und unvollkommene Sammlung meines Vaters dazu beiträgt, die Erkenntnis dieser Lehre zu vertiefen und den Ruhm Frys zu mehren, der zum ersten Male in der Weltgeschichte aus dieser Selbstverständlichkeit die richtigen Schlüsse für eine Umgestaltung der Kultur gezogen hat, so wäre weder die Anlegung der Sammlung noch ihre Herausgabe ein unfruchtbares Werk.

Berlin, zum 100. Geburtstage Richard Frys.

Der Herausgeber.

I.

Richard Fry

Neueste Nachrichten.

Telegramm aus New-York: John Benjamin Fry ist heute an einem Herzschlag gestorben. Er soll kein Testament hinterlassen haben. Alleiniger Erbe wäre sein Sohn Richard.

Handel und Wandel.

Wir haben unsern Lesern erst vor einigen Tagen ein Bild der Persönlichkeit John Benjamin Frys gebracht, als er das 60. Lebensjahr vollendet hatte. Wir haben gezeigt, wie er in einem arbeitsreichen, vom Glücke begünstigten Leben ein Vermögen geschaffen hat, das auf über eine Milliarde Dollar geschätzt wird. Und ein Mann von seinem Ordnungssinn, ein Mann, dessen unermüdlich tätiges Gehirn eine Welt von Unternehmungen umspannte, sollte kein Testament hinterlassen haben? Wir bezweifelten daher zuerst diese Nachricht, müssen sie aber jetzt bestätigen; ob leider oder glücklicherweise, wird die Zukunft lehren. Was wird aus diesem Riesenvermögen, über das ein 25 jähriger Jüngling so plötzlich unumschränkte Verfügung erhalten hat? Der Zufall kann hier einen folgenschweren Streich gespielt haben.

Fry galt für sehr hartherzig. Es ist bekannt, wie skrupellos er bei seinen Geschäften vorging, und wie kühl rechnend er seine Unternehmungen ausbaute, ohne Rücksicht darauf, ob andere darüber zugrunde gingen. Dem Zureden seiner sehr frommen und wohltätigen Frau soll es aber gelungen sein, ihn zu bestimmen, daß er wenigstens für den Fall seines Todes

einen nicht unbeträchtlichen Teil seines Vermögens zu wohltätigen Stiftungen verwandte. Als jedoch seine Frau gestorben war, vernichtete Fry sein Testament, um ein neues auf anderer Grundlage zu errichten. Er besprach den Entwurf mit seinem Sohne, den er inzwischen trotz seiner Jugend zu weitgehender Mitarbeit bei seinen Geschäften herangezogen hatte. Vater und Sohn schienen aber in wichtigen Punkten verschiedener Meinung zu sein. Und so zogen sich die Vorarbeiten hin, bis sie durch den Tod des Vaters ein plötzliches Ende fanden.

Das Vermögen ist also ungeteilt und durch Stiftungen nicht vermindert auf den Sohn übergegangen. Dieser soll das harte Herz seines Vaters geerbt haben. Wenn er ebenso geschäftstüchtig ist wie dieser, kann er das Vermögen noch hübsch vergrößern.

Der Sozialdemokrat.

Die kapitalistische Presse feiert in dem verstorbenen John Benjamin Fry einen der hervorragendsten Könige des Unternehmertums. Uns ist er einer der größten Räuber und Mörder, der Tausende ins Unglück gestürzt hat, um Reichtum und Macht für sich und die ihm verbündeten Ausbeuter zu vermehren. Er beweist recht deutlich, wohin eine Staatsordnung führen kann, in der nicht Vernunft und Gerechtigkeit, sondern nur das Kapital regiert. Nicht allein, daß ein einzelner Mann ein Einkommen bezieht, von dem hunderttausend Menschen leben könnten, so wird ihm dadurch, und das ist viel schlimmer, eine Macht verliehen und durch die Gesetze gesichert, die nur korrumpierend wirken kann.

Weil das Geld, und das Geld allein, ohne Rücksicht

auf die Persönlichkeit des Besitzenden Macht und Ansehen verleiht, so wird dem Streben nach dem Gelde alles andere untergeordnet, und wer das Gute und Edle im Menschen, das der brutalen Macht des Geldes widerstrebt, am besten unterdrücken kann, der kommt am weitesten. Hier kann eine Besserung erst dann eintreten, wenn die geheiligten Säulen des Kapitalismus gestürzt sind. Weil es am System liegt, so kommt es auf die einzelne Persönlichkeit weniger an, und ob es nun Fry oder Cardon ist oder ein anderer König von Mammons Gnaden, sie sind als Menschen gleich unbedeutend, da sie ja kaum mehr als Maschinen sind. Sie nützen weder sich noch der Menschheit. Die wirtschaftlichen Leistungen, die man ihnen als Verdienst anrechnet, sind nichts so Außergewöhnliches, daß ihnen deshalb dieser Riesenlohn an Geld und Macht gebührte. Jedenfalls haben sie mit wahrer Kultur nichts zu tun. In einer anderen Gesellschaftsordnung würden die Kräfte ihrer besonderen Begabung um so mehr der Allgemeinheit zugute kommen, je höher der Wert des Menschen unabhängig von seinem Besitze eingeschätzt wird. Oder leistet z. B. der Präsident der Vereinigten Staaten in seiner Stellung deshalb weniger als irgend ein gekröntes Staatshaupt, weil er keine nach Millionen zählende Zivilliste hat? Danach müßten die Fry, die Cardon, ja viele weniger reiche Männer die mächtigsten Könige und Kaiser an Wert für die Allgemeinheit weit überragen, von den Präsidenten großer Reiche ganz zu schweigen; denn deren Einkommen wird von dem vieler Bankdirektoren oder Leiter anderer Unternehmungen in Handel und Gewerbe übertroffen. Die Begabungen sind verschieden, und Genies sind auf allen Gebieten selten, aber es wäre wunderbar, wenn weniger Menschen zur Leitung einer Erwerbsgesellschaft

fähig wären als zur Leitung eines großen Staatswesens. Wer da die heutigen Verhältnisse nicht als beschämenden Unsinn empfindet, der ist ihrer würdig und verdient, Kommerzienrat zu werden.

Und das traurige Bild wird nicht im geringsten dadurch gemildert, daß viele dieser reichen Leute „hochherzige" Stiftungen machen. Wir wollen nicht Gnade, wir wollen Gerechtigkeit. Deshalb haben wir auch kein Wort des Bedauerns dafür, daß Fry gestorben ist, ohne die großen Stiftungen zu machen, die man von ihm erwartet hatte. Wir könnten uns nur freuen, wenn der Sohn auf den Wegen seines Vaters erfolgreich fortschreitet. Sie besorgen schließlich unsere Geschäfte, wenn sie das Kapital weiter konzentrieren.

Wahrheit und Recht.

Je mehr Einzelheiten aus dem Leben des kürzlich verstorbenen Milliardärs John Benjamin Fry bekannt werden, um so unwahrscheinlicher wird es, daß er germanischer Herkunft sein soll.

Sein Großvater war ein kleiner Händler in Süddeutschland und nannte sich Frey. Wenn er nicht reiner Jude war, so floß doch sicher jüdisches Blut in seinen Adern. Daß er katholischen Glaubens war, spricht eher dafür als dagegen. Die Juden nehmen eben die Religion an, die ihnen in ihrer Umgebung die meisten Vorteile verspricht. Daß es der Enkel so weit hat bringen können, kann er nur der ererbten jüdischen Geschäftstüchtigkeit zu danken haben. Der Verstorbene soll mit einer wahren Affenliebe an seinem Sohne gehangen und keinen größeren Ehrgeiz gehabt haben, als ihm ein recht großes Vermögen zu hinterlassen, — alles echt

jüdische Züge: Hartherzigkeit gegen alles nicht zur Sippe Gehörige, aufopfernde Liebe für das eigene Fleisch. Frys Ehe soll nicht sehr glücklich gewesen sein; das will aber nicht viel sagen. Bei den Juden ist eben auch die Ehe ein Geschäft, bei dem man sich einmal verrechnen kann. Daß es der junge Fry verstanden hat, seinen Vater zu einer Änderung seines Testaments zu bestimmen, oder vielmehr es ganz zu verhindern, spricht weder für den Sohn noch für den Vater. Das germanische: Ein Mann, ein Wort! ist solchen Leuten unbekannt.

Jedenfalls hat der Sohn schon trotz seiner Jugend einen Beweis von einer Schlauheit gegeben, mit der es dieser „Benjamin" noch weit bringen kann.

Katholische Volkszeitung.

Gott läßt seiner nicht spotten. Das lehrt wieder das Schicksal des amerikanischen Milliardärs John Benjamin Fry.

Trotz guter streng katholischer Erziehung hat er sich von der teuflischen Geldgier so verblenden lassen, daß er das Heil seiner unsterblichen Seele im späteren Leben ganz vernachlässigte. Wäre er regelmäßig zur heiligen Beichte gegangen, so wäre er sich seiner Sünden bewußt geworden, und sein Beichtvater hätte ihn von dem Wege abgehalten, der ihn zu so viel Unrecht gegen seine Mitmenschen, die er sogar zum Selbstmorde getrieben hat, führen mußte. Wäre er den Lehren seiner Jugend treu geblieben, so hätte er nicht zeitlebens nur dem Mammon gedient; er hätte daran gedacht, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr kommt, als ein Reicher ins Himmelreich. Zuletzt glaubte er durch ein paar milde

Stiftungen alles wieder gut machen zu können, dem Himmel gewissermaßen ein Schnippchen zu schlagen. Gott hat aber zeigen wollen, daß er sich nicht bestechen läßt, und hat ihn abgerufen, noch ehe er durch sein Testament den Schein eines frommen Herzens hervorrufen konnte, das er nie besessen hat. Der Herr wollte lieber auf die Gaben für die Armen und Kranken verzichten, als eine Heuchelei gestatten, die in seinen Augen eines der größten Greuel ist.

Katholische Volkszeitung.

Wir brachten vor einiger Zeit ein paar Zeilen über das angeblich gottlose Leben John Benjamin Frys. Wie uns von hochgeschätzter Seite mitgeteilt wird, befanden wir uns in einem Irrtum, der aber deshalb so verbreitet und darum entschuldbar ist, weil der Verstorbene wie ein echter Christ seine strenge Frömmigkeit nie zur Schau getragen hat, sondern seinem Herrn im stillen diente. Fry hat als gläubiger Katholik gelebt und ist auch so gestorben. Am Sonntag vor seinem Tode war er noch zum heiligen Abendmahl gegangen, sodaß anzunehmen ist, daß ihn der plötzliche Tod noch im Stande der Gnade getroffen hat.

Gottes Wege sind unerforschlich. Wer weiß, ob die Stiftungen, die Fry geplant hatte, wirklich Gutes gewirkt hätten. Jedenfalls hat der Herr den guten Willen für die Tat genommen. Frys Leben ist ein Beweis dafür, daß man es auch bei strenger Religiosität zu großem Reichtum bringen kann. Wenn dasselbe Geld, das ihm zu so hohem Segen geworden ist, anderen Unglück gebracht hat, so wissen wir nicht, welcher Sünden Strafe dies war.

Neueste Nachrichten.

Die amerikanische Presse verbreitet folgende Erklärung Richard Frys, des Erben von John Benjamin Fry:

„Seit dem Tode meines Vaters sind mir Tausende von Bittschriften aller Art zugegangen, und täglich bringt mir die Post aus allen Ländern neue Briefe, darunter wohlgemeinte Ratschläge über die beste Verwendung meines Vermögens. Ich bitte dringend, mich ferner damit verschonen zu wollen. Ich habe meinen bestimmten Plan, wie ich das ererbte, von mir **nicht** verdiente Vermögen verwenden will, und ich gebe die Versicherung ab, daß ich es ganz in den Dienst der Kultur stellen werde, sobald ich den Zeitpunkt für gekommen halte. Bis dahin betrachte ich es als meine Pflicht, mein Vermögen möglichst zu vergrößern und sicher zu stellen und es nicht durch Zuwendungen an sogenannte Bedürftige, welcher Art immer, zu verkleinern. Wollte ich auch nur die Wünsche aller wirklich Bedürftigen erfüllen, so bliebe von dem ganzen Vermögen nach wenigen Tagen kein Cent übrig, ohne daß der Menschheit im geringsten geholfen wäre. Mein Reichtum ist aber groß genug, daß ich daran denken darf, der ganzen Menschheit einen dauernden Dienst zu erweisen. Wenn ich dann Mitarbeiter brauchen werde, so werde ich sie rufen."

Freie Presse.

Die vergangene Woche stand unter dem Zeichen der Weltverbesserer. Die Tischherren, die sonst in Verlegenheit waren, wie sie ihre Damen unterhalten sollten, hatten diesmal ein dankbares Thema. In jeder Gesellschaft hörte man die

Frage erörtern: Was würden Sie tun, wenn Sie Richard Fry wären? Mathematisch veranlagte Köpfe stellten allerlei Berechnungen an, was man mit dem Vermögen alles machen könnte, wenn es „nur" eine Milliarde Dollar oder rund vier Milliarden Mark betrüge, daß dann z. B. auf jeden der 40 000 Kilometer Erdumfang 100 000 Mark gelegt werden könnten. Konservative Stützen von Thron und Altar glaubten, daß Fry am besten der Kultur dienen würde, wenn er sein Vermögen zur Bekämpfung der internationalen Sozialdemokratie hergäbe. Die Katholische Volkszeitung riet kurz und bündig, das Vermögen dem Papste zu schenken. „Wahrheit und Recht" empfahl, ein Königreich der Juden damit zu begründen und dann alle Juden zu zwingen, sich dort niederzulassen; erst dann könnte man von einem Beginn der Kultur reden. Die Zeitschrift der Friedensfreunde weist darauf hin, daß Europa jedes Jahr für Kriegsrüstungen, also für kulturwidrige Zwecke, ungefähr doppelt soviel ausgebe, wie das ganze Vermögen Frys ausmache, das heißt die Zinsen eines Kapitals, das etwa 50 mal so groß sei wie das Fry'sche. Wenn ein solches Kapital in eine internationale Stiftung umgewandelt würde, derart, daß ihr alljährlich die Steuern zuflössen, die jetzt jedes Land für Heer und Flotte aufbringt, so würde damit nicht nur die Barbarei des Krieges beseitigt, sondern es würde auch sonst soviel für die Kultur geleistet werden können, daß allmählich das ganze Leben unter die Herrschaft der Vernunft gebracht werden würde. —

Man kann sich denken, daß auch andere Bestrebungen glauben, die Welt würde ein anderes Aussehen gewinnen, wenn gerade sie mit dem nötigen Gelde unterstützt würden. Die Esperantisten behaupten, ein neuer Abschnitt in der Kulturgeschichte würde herbeigeführt, wenn jeder Mensch auf

der Erde Esperanto verstünde. Die Antialkoholiker und die Vegetarianer würden die Menschheit zu einem gesunden Leben und zu besseren Sitten führen, der Verein für Schönheitspflege und Nacktkultur würde ein edleres Menschengeschlecht züchten usw. usw.

Man sieht, die Auffassungen von dem, was uns fehlt, sind sehr verschieden. Es wird nichts anderes übrig bleiben, als das Spiel der Kräfte weiter mit und gegen einander wirken zu lassen. Ein Einzelner wird auch mit Milliarden nichts daran ändern. Mag auch eine großartige Stiftung hier und da von nicht zu unterschätzendem Nutzen sein, die Menschen bleiben Menschen. In tausend Kleinigkeiten arbeiten sie an dem Fortschritte der Kultur, und was die edelsten Weltverbesserer träumen, kann eben nur in Utopia verwirklicht werden.

Vielleicht hat jener Pessimist nicht so unrecht, der in einem Witzblatte einen Vorschlag machte, die Menschheit mit einem Schlage von allem Elend zu befreien: man lasse das Vermögen Frys hinreichend lange mit Zins auf Zins anwachsen, fabriziere eine genügende Menge Dynamit, bohre die Erdkugel von allen Seiten an und sprenge sie dann in die Luft.

Handel und Wandel.

Unser New-Yorker Korrespondent hat durch einen günstigen Zufall Gelegenheit gehabt, eine längere Unterredung mit Richard Fry zu führen, über die er uns folgenden interessanten Bericht sendet:

Ich glaube, es ist leichter, vor den Thron des Dalai Lama zu gelangen, denn als Fremder zu einer Unterredung mit

Mr. Richard Fry zu kommen. Nach dem Tode seines Vaters ist er fast unsichtbar geworden. Er arbeitet mit unermüdlichem Fleiße und hat sich in erstaunlich kurzer Zeit so in das Geschäft hineingelebt, daß der Vater nirgends vermißt wird, was natürlich unmöglich schiene, wenn er nicht schon zu Lebzeiten seines Vaters zur Mitarbeit herangezogen worden wäre. Bei verschiedenen Geschäften hatte die Konkurrenz gehofft, der Tod des alten Fry würde ihr das Heft in die Hand geben, aber mit derselben Sicherheit, die den Alten auszeichnete, führte der Sohn die Leitung weiter. Die Börse rechnet mit ihm als einem Manne, der die meisten seiner bedeutend älteren Berufsgenossen an Begabung und Arbeitskraft weit übertrifft und die vom Vater überkommene Machtstellung eher stärken als schwächen wird. Es ist also nicht Stolz, sondern wohlerkannte Notwendigkeit, die ihn von der Welt abschließt.

Bekanntlich hat der junge Fry von seinem 18. Lebensjahre ab, als seine Ausbildung durch Schule und Privatlehrer beendet war, sich einige Jahre in Europa aufgehalten, sich überall im Leben und in der Wissenschaft umsehend, ohne in einem bestimmten Fache das sogenannte abgeschlossene Studium zu erstreben. Natürlich ist er als der Sohn des bekannten Milliardärs in alle Kreise gekommen und hat viel und vielerlei Menschen kennen gelernt. In besonders reger Verbindung ist er mit dem Heidelberger Kulturphilosophen Professor Linnert geblieben, der jetzt als Austauschprofessor hier war. Als dem Professor Linnert bei seinem Abschiede von Amerika in New-York ein Fest gegeben wurde, erschien auch Richard Fry, und der Professor, dem auch ich von meiner Studienzeit her bekannt bin, stellte mich auf meine Bitte ihm vor.

Richard Fry ist eine schlanke, nicht sehr große und des-

halb besonders jugendlich aussehende Erscheinung mit sympathischem Gesichte und sehr klugen Augen. Der erste Eindruck enttäuschte meine Erwartung. Ich hatte das Gefühl, wenn dieser junge Mann sich als unbekannter Mensch um eine einfache Prokuristenstellung bewürbe, so würde der Chef ihm väterlich auf die Schultern klopfen und ihm raten, erst etwas älter zu werden. Je länger ich ihn aber beobachtete, um so mehr gewann ich die Überzeugung, einem außergewöhnlichen Manne gegenüber zu stehen. Mag sein, daß der Nimbus, den der Besitz eines solchen Riesenvermögens und der damit verbundenen Macht auch einem unbedeutenderen Menschen verleihen würde, mit auf mich wirkte, wie wir ja auch bei gekrönten Häuptern unter einer ähnlichen Suggestion stehen. Würden wir manchem Könige, ohne ihn zu kennen, als einfachem Bürger begegnen, so würde uns nicht entfernt in den Sinn kommen, Majestät zu ihm zu sagen. Fry hat auch ohne Krone etwas Königliches an sich. Sein Auftreten ist zurückhaltend, doch mit unverkennbarem Machtgefühl und Selbstbewußtsein, so daß er namentlich in der Unterhaltung würdiger und älter und vor allem bedeutender erscheint als bei dem ersten Eindrucke. Seine Sprache ist wohl überlegt und zeugt von einem scharfen und klaren Denken.

In dem mit schönen Palmen ausgestatteten Wintergarten des Hotels gingen wir nach dem Diner, unsere Zigarre rauchend, auf und ab. Wir sprachen zuerst von deutschem Studentenleben, und der Gegenstand unseres Festes brachte es ungezwungen mit sich, daß sich unsere Unterhaltung bald auf Fragen der Kultur erstreckte. Fry äußerte dabei ungefähr folgende Gedanken:

Kultur ist auf das Leben angewandte Vernunft, durch und für die Menschen. Der Mensch ist ihr höchster Zweck

und ihr wertvollstes Mittel. Eine ihrer Hauptaufgaben ist die möglichste Einschränkung des Zufalls, die Beseitigung jener schädlichen und die Herbeiführung jener nützlichen Wirkungen, deren Ursachen von den Menschen erkannt und unter ihre Herrschaft gebracht werden können. Die Menschheit hat es gegenüber früheren Zeiten schon recht weit darin gebracht. Sie hat den Kompaß und den Blitzableiter gefunden, versichert sich gegen Hagel, Feuer, Tod, Unfall, Einbruch und die Schäden sonstiger zufälliger Ereignisse. Was die Natur zufällig schafft, hat man gelernt, planmäßig zu erzeugen. Man verbessert die Arten von Pflanzen und Tieren, macht künstliche Edelsteine und hat im Esperanto eine Sprache erfunden, die für die Verständigung der Menschen untereinander den natürlichen Sprachen in nichts nachsteht, an Einfachheit, Regelmäßigkeit und Klarheit ihnen überlegen ist. Nur an den Menschen selbst hat man zu wenig gedacht. Man ist noch nicht dahin gekommen, planmäßig die wertvollsten Menschen für die Allgemeinheit nutzbar zu machen.

In einem kleinen Kreise von Menschen wird immer dem Tüchtigsten wie selbstverständlich die Führerrolle zufallen, in einem Reiche von hundert Millionen Bewohnern kann ein Kind, ein Schwächling, ein Blödkopf, ein grausamer Menschen- und Kulturfeind auf dem Thron sitzen. In Rußland mag in mancher Bauernhütte ein staatsmännisches Genie verkommen, das sein Vaterland zu einem menschenwürdig regierten Reiche machen könnte, wenn ihm nicht der Zufall den Weg zu den Stellen der Macht versperrt hätte.

Unsere ganze gesellschaftliche Ordnung hat sich wie die Sprache zufällig entwickelt. Einige wenige durch den Zufall der Geburt, des Reichtums, der Macht begünstigten Herrschernaturen haben die Geschicke ganzer Völker und Zeiten bestimmt. Nach

den Führern richtet sich die Masse, und diese kann durch anhaltendes schlechtes Beispiel, durch Gewohnheit an schädliche Einrichtungen in ihrer Trägheit auch dann nicht mehr in ihrem Verderben aufgehalten werden, wenn der Zufall einmal einen edlen und tüchtigen Führer an ihre Spitze stellt. So ist die Entwicklung aufgehalten worden, sind blühende Reiche vernichtet worden. So ist vor allem die Unvernunft in unserm gesellschaftlichen Leben, die eben auf der Herrschaft des Zufalls beruht, zur „natürlichen Ordnung" geworden, die von den meisten Menschen als unabänderlich hingenommen wird.

Den größten Fortschritt wird die Entwicklung der Menschheit machen, sobald die Erkenntnis, daß die Menschen verschieden sind, zu lebendiger Wirksamkeit geworden sein wird. Man wird Mittel und Wege finden, allen wertvollen Menschen die Bahn zu freier Entfaltung ihrer Kräfte zu öffnen, und wird die wertlosen und schädlichen von dem Einflusse ausschließen, den sie jetzt auf allen Gebieten des Lebens dank äußeren Zufällen haben. In der Menschheit liegen viele Schätze brach. Ein einziger Mensch zu rechter Zeit an die rechte Stelle gebracht, kann der Menschheit Gedanken und Taten bringen, die mehr wert sind, als alle Goldminen der Erde. Also laßt uns Menschen suchen, diese werden uns dann schon weiter bringen. —

Meine mehr oder minder schüchternen Versuche, Mr. Fry zu einer Äußerung darüber zu bewegen, in welcher Weise er sein Vermögen in den Dienst seiner Ideen stellen wolle, waren vergebens.

„Ich bin so eingebildet," sagte er lächelnd, „daß ich glaube, mit meinen Ideen der Kultur einen großen Dienst erweisen zu können, der freilich erst in einer späteren Zeit seinen eigentlichen Nutzen zeigen wird. Ich bin aber auch klug genug,

zu wissen, daß alle Ideen, die ihrer Zeit voraus sind, die also nicht das sofortige Verständnis der Zeitgenossen finden, von der Mehrzahl, selbst der Gebildeten, verlacht werden. Sehen Sie, ich habe Sie vorhin selbst lächeln sehen, als ich von Esperanto sprach. Freilich, ich bin stark und mächtig genug, den Spott der Nichtverstehenden zu ertragen. Aber ich bin mir erst des weit in die Zukunft reichenden Zieles bewußt, ohne mir schon ganz klar über die Wege dahin zu sein. Und ehe ich diese Klarheit gewinne, wird noch eine Zeit vergehen. Solange will ich auch nicht darüber sprechen, nur das eine kann ich sagen, daß meine Pläne auf dem Gebiete der Organisation liegen. Was Organisation bedeutet, habe ich in dem Geschäfte meines Vaters gelernt."

Damit verabschiedete er sich oder vielmehr mich. Unwillkürlich verneigte ich mich vor dem so viel jüngeren Manne tiefer, als ich sonst gewohnt bin.

Preußische Post.

Einige Äußerungen des jungen Fry, die eine hiesige, der Börse nahestehende Zeitung zuerst gebracht hat, machen gegenwärtig die Runde durch die Blätter.

Fry zeigt sich darin, ganz seiner Jugend entsprechend, als ein phantastischer Schwärmer, als ein Weltverbesserer, der sicherlich Sozialdemokrat geworden wäre, wenn er nicht Millionen geerbt hätte. Wohin wir kommen, wenn wir die Vernunft zum Maßstabe der Kultur und der gesellschaftlichen Ordnung machen wollten, das hat die französische Revolution gezeigt. Unsere Ordnung ist geschichtlich bedingt und durch die Tradition geheiligt, und die sogenannten Vorrechte der Ge-

burt, die natürlich im einzelnen Falle auch einem Unwürdigen zukommen können, haben sich in ihrer dauernden Einrichtung als segensreich, ja als notwendig erwiesen. Ohne sie gäbe es nicht die feste Einheit in der wechselnden Reihe der Geschlechter, die Stützen der Familie, die ja wieder den Grundpfeiler des Staates bildet. Der Staat steht über dem Individuum, und was für dieses als Zufall erscheint, ist für das Ganze ein notwendiges Glied dauernder Ordnung. Wie der König seine Krone von Gottes Gnaden hat und ein Instrument des Herrn ist, ganz gleich, welche Persönlichkeit er als einfacher Mensch wäre, so ist das Leben des ganzen Volkes, seine Geschichte, seine Kultur, seine Mission unter den Völkern der Erde von Gottes Willen bestimmt, und daran kann kein einzelner etwas ändern, und hätte er noch so viele Millionen. Gerade die Erbmonarchie hat von den einfachsten patriarchalischen Zuständen unkultivierter Stämme bis zu dem entwickeltsten Staatswesen unserer Zeit alle Wechselfälle der Entwicklung überdauert. Oder wollte man behaupten, daß unter dem Wahlkönigtum die Völker besser regiert worden seien? Herrscht mehr Weisheit und Vernunft in den Republiken, in denen sich ein Kuhjunge bis zum Präsidenten hinaufarbeiten kann?

Rütteln wir also nicht an Jahrtausende alten Einrichtungen und weisen wir alle Phantastereien zurück, die gerade in unserer so wie so schon zu neuerungssüchtigen Zeit Unheil stiften können.

Der Sozialdemokrat.

Der junge Fry hat gnädig geruht, dem Berichterstatter eines bürgerlichen Blattes seine Ideen über Kultur mitzu-

teilen, und der Berichterstatter hat sie entgegengenommen wie die Äußerungen eines Königs von Gottes Gnaden. Was doch der Besitz eines großen Vermögens aus dem Menschen machen kann! Die bürgerliche Gesellschaft sollte doch gleich mit einer bestimmten Anzahl von Millionen den Titel Majestät verbinden. Das wäre keine unsinnigere Zumutung an die Nichtbesitzenden, als sie hinsichtlich der gekrönten Staatsoberhäupter besteht, denen man oft ganz andere Namen geben möchte, wenn man nicht dafür ins Gefängnis käme.

Im übrigen hat Mr. Fry zum Teil ganz vernünftige Gedanken, was schon daraus hervorgeht, daß die Preußische Post ihn innerlich zu uns rechnet, da er es gewagt hat, unsere gesellschaftliche Ordnung unvernünftig zu nennen. Unsere Junker überläuft ein kalter Schauer, wenn sie das Wort Vernunft hören, da sie dabei gleich an Revolution denken und für ihre geheiligten Köpfe fürchten. Vor Mr. Fry können sie aber sicher sein, er wird keine allgemeine Umwälzung herbeiführen. Er scheint die Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit zu überschätzen und nicht zu wissen, daß Führer und Masse immer eins sein müssen, aber nicht so, daß der Führer das Leben der Masse bestimmt, sondern daß der Führer sich nach der Masse richtet, daß er nur der Exponent ihres Lebens ist.

Mögen daher auch die Menschen verschieden sein, und sie sind es sicherlich nach ihren persönlichen Kräften und Begabungen, als Menschen gelten sie alle gleich und können in der Masse nicht durch ihre Verschiedenheit, die ja trennt, sondern durch die Gleichheit, die vereinigt und stark macht, dem Leben der Allgemeinheit nützen. Wenn also Mr. Fry ein gutes Werk tun will, so denke er nicht an einzelne, wenn auch an sich noch so wertvolle Menschen, sondern unterstütze die Masse in ihrem Bestreben, die gesellschaftliche Ordnung

zu ändern, dann werden sich die Menschen, die er sucht, von selber finden, ohne seiner Hilfe zu bedürfen.

Wahrheit und Recht.

Der Erbe von John Benjamin Fry hat sich in einer Unterredung als Freund internationaler Bestrebungen erklärt. Kein Wunder, Geld ist trotz aller nationalen Prägungen international. Dem richtigen Geschäftsmenschen ist es gleich, woher er es nimmt, und er läßt es da arbeiten, wo es ihm am meisten einbringt. Diese internationale Geldwirtschaft, der wir es zu danken haben, daß es von einem Pariser Rothschild abhängt, ob zwei Völker Krieg führen können oder nicht, wird natürlich am meisten von denen ausgenützt, die kein Gefühl für völkisches Eigenleben haben. In internationalem Zusammenhange arbeiten sie einander in die Hände und verstärken dadurch ihre Macht gegenseitig zum Schaden ihrer Wirtsvölker.

Freilich die modernen Verkehrsmittel haben die Völker näher aneinander gerückt; unsere Kultur ist verwickelter geworden, und in vielen Beziehungen ist ein Volk auf das andere angewiesen. Aber wie wir das Gute von anderen Völkern übernehmen dürfen, soweit unsere Eigenart nicht darunter leidet, so müssen wir uns gegen schlechte Einflüsse wehren, um so mehr, je leichter wir ihnen durch die allgemeine Verkehrsentwickelung ausgesetzt sind. Deshalb müssen wir alles Bodenständige unterstützen, müssen in der Landwirtschaft das Rückgrat unseres Volkstums schützen und die Masse unserer Bevölkerung in der Liebe zum Vaterlande und dem angestammten Herrscherhause so erziehen, daß sie sich von selbst allen modernen Aufklärungs- und Weltbeglückungsversuchen widersetzt.

Wir brauchen auf die einzelnen Äußerungen des jungen Herrn Fry nicht näher einzugehen; unsere Leser werden über das geistige Niveau derselben klar sein, wenn wir erwähnen, daß er für die künstliche Weltsprache Esperanto eintritt. Nebenbei bemerkt, muß dieses Jammerprodukt internationaler Sprachmengerei schon deshalb jeden anständigen Menschen abschrecken, weil es von einem Warschauer Juden erfunden ist.

Katholische Volkszeitung.

Wir müssen fürchten, daß das von John Benjamin Fry unter Gottes Segen erworbene Riesenvermögen für sehr unheilige Zwecke verschwendet wird. Der Sohn und Erbe beabsichtigt, eine Organisation zu gründen, die, man kann es nicht anders bezeichnen, sich gegen Gottes Vorsehung richten soll.

Richard Fry spricht von Unvernunft und Zufall im Leben und maßt sich an, mit seinem armseligen Menschenverstande weiser zu sein als der Herr, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, der die Haare auf unsern Häuptern gezählt hat, und der allein weiß, welche Wege er uns führt.

Fry nennt den Menschen den höchsten Zweck und das wertvollste Mittel der Kultur. Ach, der Mensch würde weit kommen, wenn er nichts anderes hätte, als die sogenannte eigene Kraft, und wenn alle Kultur nur Menschenwerk wäre. Und wie traurig flach und leer wird das Leben da, wo der Mensch sich selbst als höchsten Zweck ansieht! Es ist nur natürlich, daß der einzelne Mensch, der alle Dinge vom Standpunkt seines irdischen Eintagsdaseins betrachtet, überall nur Zufall und Unvernunft erblickt. Gerade diese Tatsache ist der beste Beweis dafür, daß es ein höheres Wesen geben

muß, das die Welt regiert, ein Wesen, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind. Soll die Welt und alles, was auf ihr lebt und webt, überhaupt einen Sinn haben, so kann sie dies nur in einem Geiste, der dem menschlichen so weit überlegen ist, wie das Universum dem Staubkorn, die Ewigkeit der Zeit. Und wenn alle Staubkörner der Erde sich organisieren wollten, um den Lauf der Sonne zu ändern, so bleiben sie so ohnmächtig, wie menschlicher Witz und Wille gegen die ewigen Pläne des Allmächtigen.

Noch ein Wort über Esperanto, als dessen Anhänger sich Fry bekannt hat. Wir lasen neulich die Bemerkung, daß der Versuch, durch eine künstliche Weltsprache die Übel zu beseitigen, die sich aus der Vielsprachigkeit der Völker ergeben, ein Frevel gegen Gott sei, der ja durch die Sprachenverwirrung in Babylon diese Übel gewollt habe; hier heiße es, was Gott getrennt hat, soll der Mensch nicht zusammenfügen.

Wir können uns dieser Ansicht nicht ganz anschließen. Gott hat zur Erlösung der Welt seinen eingeborenen Sohn auf die Erde gesandt; damit war die Zeit des alten Testamentes zu Ende, und das neue verkündet, daß es einmal einen Hirten und eine Herde geben wird. Schon das Pfingstwunder symbolisiert den Gegensatz: dort wurde man von den eigenen Sprachgenossen nicht verstanden, hier verstand man, was in fremden Zungen gesprochen wurde. Gottes Wille offenbart sich in den Menschen und ihren Bestrebungen. Wer also auch scheinbar gegen die Vorsehung arbeitet, kann damit gerade ihre Pläne ausführen helfen als Instrument des Herrn. Christus war nach der Anschauung seiner Richter ein Verbrecher, und seine Henker waren Werkzeuge des göttlichen Willens, als sie ihn ans Kreuz schlugen. Denn ohne Christi Tod wäre die Welt nicht erlöst worden.

II.

Kultur und Wirtschaft

Neueste Nachrichten.

Richard Fry, der Erbe des vor zwei Jahren gestorbenen Milliardärs John Benjamin Fry, hat sich mit Eveline Cardon, der einzigen Tochter des bekannten Eisenbahnkönigs, vermählt. Die Hochzeitsfeier hat in aller Einfachheit nur in einem kleinen Kreise stattgefunden. Das junge Paar wird auf seiner Hochzeitsreise Europa besuchen.

Freie Presse.

Sprechsaal.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Die Nachricht, daß der Milliardär Richard Fry die einzige Tochter eines Milliardärs geheiratet hat, hat mich tief erschüttert. So ein reicher Mann hätte es doch gewiß nicht nötig, auf Geld zu sehen. Gerade er hätte ein armes, aber anständiges Mädchen heiraten sollen; da wäre noch Liebe, denn bei den Reichen wird ja nicht die Person, sondern das Geld geheiratet. Da das aber nun einmal eine gesetzlich geschützte Einrichtung ist, so frage ich freundlichst an, ob das nicht auch umgekehrt werden kann, also, wenn doch das Geld geheiratet wird, so soll auch das Geld heiraten dürfen und müssen, aber nur auf der männlichen Seite, weil doch das weibliche Geschlecht verbreiteter ist und sonst die Männer noch knapper werden würden. Ein Vermögen von hunderttausend Mark müßte einfach heiraten oder zur Hälfte unter unbemittelte Jungfrauen verteilt werden, und ein Vermögen von mehr als hunderttausend Mark muß so viele Frauen heiraten dürfen, als anständig davon leben können. Ich kann mir nicht vorstellen, wie viel eine Milliarde ist, aber ein paar

hundert Frauen hätte Herr Fry wohl damit heiraten können. Das wäre ein gutes Werk. Wie ich gelesen habe, sucht Herr Fry nach Menschen, da diese das wertvollste Kapital sind; nach meinem Vorschlage könnte er doch jedes Jahr eine ganze Menge haben, und jung ist er auch noch. Mit einem solchen Gesetze würde die soziale Frage gelöst werden, wo es doch reiche Männer genug gibt.

Es gibt viele Gründe, weshalb das Leben dann schöner wäre, die ich aber nicht aufzählen kann, weil ich sie nur so im Gefühle habe und nicht gelehrt genug bin, was ich aber sicher geworden wäre, wenn ich bessere Gelegenheit gehabt hätte.

Was die Monotonie oder Monogamie betrifft, ich verwechsele das immer, weil ich nicht lateinisch kann, so steht nichts in der Bibel drin, daß sie zur Seligkeit notwendig wäre. Die alten Patriarchen hatten doch auch mehrere Frauen, und die Männer von heute sind auch nicht anders, bloß daß man das jetzt Verhältnis nennt. Vielleicht ist aber mein Vorschlag sehr dumm, weil ich noch zu jung bin.

Hochachtungsvoll

Anna Mertens.

Anmerkung der Redaktion. An dieses einfache Mittel zur Lösung der sozialen Frage haben wir allerdings noch nicht gedacht. Die Gesetze werden eben nur von Männern gemacht, und wir fürchten, daß Ihr Vorschlag erst dann die verdiente Beachtung finden wird, wenn die unverheirateten Frauen in den Parlamenten die Mehrheit haben werden.

An der Börse werden viele Kombinationen daran geknüpft, daß Richard Fry seinen Wohnsitz offenbar dauernd in Paris behalten will.

Er hat sich dort ein schönes, sehr großes Palais gekauft und gibt sich anscheinend nicht viel mit Geschäften ab. Er führt ein sehr offenes Haus, wobei ihm seine junge, sehr anmutige Gattin in immer freundlicher, ungezwungener Art zur Seite steht. Er hat fast immer Gäste bei sich, indem er zum Frühstück, zum Tee oder zum Abendessen Leute, die ihn aus irgend einem Grunde interessieren, einlädt, auch wenn er persönlich noch nicht mit ihnen bekannt ist. Jeden Mittwoch ist offener Abend; die Bekannten sind ein für allemal eingeladen und dürfen mitbringen, wen sie wollen. Fry wechselt dann wohl mit jedem ein paar Worte; in der Hauptsache verbringt er aber den Abend in eingehender Unterhaltung mit einigen wenigen oder gar nur mit einem einzigen Gaste. Seine Frau widmet sich der übrigen Gesellschaft und vermittelt Bekanntschaften. Es ist streng verpönt, mit irgend welchen persönlichen Wünschen an Fry heranzutreten, auch Beteiligung an Wohltätigkeitsveranstaltungen aller Art hat er grundsätzlich abgesagt.

Warum Fry sich gerade in Paris niedergelassen hat, und wie weit er von hier aus sich an europäischen Geschäftsunternehmungen beteiligen will, darüber lassen sich kaum Vermutungen anstellen. Man hat angenommen, daß er nach seiner Hochzeitsreise wieder nach New-York zurückkehren würde, und daß die Vereinigung der Fry'schen mit den Cardon'schen Unternehmungen weiter durchgeführt werden würde. Statt dessen ist es dabei geblieben, daß nur diejenigen Geschäfte

verschmolzen wurden, bei denen es für beide Teile wirtschaftlich von offenbarem Vorteile war. Sogar einige Konkurrenzunternehmungen haben ihre Selbständigkeit behalten und erscheinen nach außen weiter in einer Art Wettbewerb, über den natürlich zwischen den Verwaltungen bestimmte Abmachungen bestehen. Man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß Fry seinem Schwiegervater weitgehende Vollmachten gegeben hat, daß er sich selbst aber keineswegs von den Geschäften ganz zurückgezogen hat. Es scheint, daß er im stillen und ganz allmählich größere Unternehmungen in Europa vorbereitet. Auf seiner ausgedehnten Reise und bei dem längeren Verweilen in den Hauptstädten der alten Welt hat er offenbar die Verhältnisse für seine Zwecke studiert, und es ist nicht ausgeschlossen, daß er bei den vielen Beziehungen, die er angeknüpft hat, sich überall Mittelspersonen beschafft hat, die für ihn arbeiten, ohne daß er selbst hervorzutreten braucht. Bei dem Riesenvermögen, das hinter ihm steht, verstärkt durch das seines Schwiegervaters, kann er eine Macht werden, mit der wir ernstlich werden rechnen müssen.

Handel und Wandel.

Über die vor einigen Tagen in Paris erfolgte Gründung der „Ligilo, Europäische Vermittelungsgesellschaft", über die das französische Depeschenbureau die ersten Nachrichten verbreitete, können wir jetzt nähere Angaben bringen.

Das Kapital beträgt, wie bereits gemeldet, 100 Millionen Frank, worauf 25 Millionen Frank eingezahlt sind. Man hofft, für die erste Zeit damit auszukommen, da die Gesellschaft selbst keine größeren Investitionen zu machen hat, sondern nur für ihre Verwaltungseinrichtungen und das zunächst er-

forderliche Betriebskapital flüssige Mittel nötig hat. Es soll in der Hauptsache ein reines Provisionsgeschäft sein, doch gestatten die Satzungen auch eigene Unternehmungen, soweit sie geeignet sind, den Zweck der Gesellschaft zu fördern.

Von dem Kapital hat Richard Fry 51 Millionen gezeichnet als Vertreter einer Gruppe persönlicher Freunde, unter denen sich auch sein Schwiegervater befindet. An den restlichen 49 Millionen Frank sind die ersten Banken und Bankhäuser Europas direkt oder indirekt beteiligt.

Fry hat große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Wie wir von einer der Verwaltung nahe stehenden Seite hören, weniger in der Sache selbst als in gewissen Etikettefragen. Im allgemeinen halten es die Großbanken für unter ihrer Würde, sich an einem Unternehmen zu beteiligen, in dem sie nicht die Führung haben, oder bei dem sie nicht wenigstens in einer Weise beteiligt sind, die sie nach außen nicht hinter weniger bedeutenden Firmen zurückstehen läßt. Hier war die Führungsfrage von vornherein entschieden, und man konnte sich der Beteiligung deshalb nicht entziehen, weil Fry das Unternehmen jederzeit allein hätte begründen und mit der hinter ihm stehenden Finanzmacht zu einem Werkzeuge ausbauen können, das den nicht Beteiligten recht gefährlich werden konnte. Aber in der Bemessung der Beteiligungsquoten machte sich oft die kleinlichste Eifersucht geltend. Man fand schließlich den Ausweg, verschiedene Syndikate zu bilden, denen allen die gleichen Beteiligungen eingeräumt wurden, so daß der Anteil der einzelnen nach außen nicht hervortrat. Damit war gleichzeitig die Besetzung des Aufsichtsrates geregelt, die sonst auch große Schwierigkeiten geboten hätte. Jedes Syndikat entsendet ein Mitglied, den Vorsitz führt Herr Fry, sein Stellvertreter wird durch das Los bestimmt.

Nach Mitteilungen im „Journal“ wurde Fry zu der Gründung der Gesellschaft hauptsächlich durch folgende Gedanken bewogen:

Irgend jemand hat eine wirtschaftlich gesunde und fruchtbare Idee, die vielleicht um so schwerer von einem anderen verstanden wird, je bedeutungsvoller sie ist, und je weiter sie von dem Altgewohnten abweicht. Um die nötige finanzielle Hilfe zu bekommen, geht er zu einer Bank. Wenn er dort einen zugänglichen Herrn findet oder durch Empfehlungen so eingeführt wird, daß man ihn wenigstens anhören muß, so sagt man ihm eine wohlwollende Prüfung seiner Sache zu. Nach einiger Zeit erhält er ein Schreiben, daß man ihm verbindlich für die Anregung danke, aber leider nicht in der Lage sei, dem Geschäfte näher zu treten, weil es für den bestimmten Geschäftskreis der Bank nicht geeignet sei, oder aus sonst einem Grunde.

Das kann bei den meisten Anregungen auch gar nicht anders sein. Die großen Banken haben mit ihren laufenden Geschäften so viel zu tun, daß sie sich gegen neue Unternehmungen eher wehren, als sie aufsuchen müssen. Dazu ist unter den angebotenen Geschäften die Anzahl der unbrauchbaren immer bedeutend größer als die der wirklich geeigneten. Man wendet sich also nur solchen Unternehmungen zu, die sich aus den bestehenden von selbst ergeben, denen man im Interesse des Prestiges, vorhandener oder zu erwerbender Verbindungen nicht entgehen kann, oder schließlich solchen, die dem geschäftskundigen Auge auf den ersten Blick als besonders vorteilhaft erscheinen, bei denen man sich entweder großen Gewinn oder wenigstens Stärkung der eigenen Macht oder Schwächung der Konkurrenz verspricht.

Aber auch solche Geschäfte werden oft abgelehnt oder kommen erst gar nicht bis zu der entscheidenden Stelle, weil der dafür in Betracht kommende Direktor gerade keine Zeit hat, oder weil es sonst an geeigneten Kräften für die Vorbereitung oder Durchführung fehlt. Es gibt Direktoren, die alles allein machen wollen und deshalb mehr an sich ziehen, als sie gut erledigen können. Darunter leidet die Entwicklung der Mitarbeiter und manches gute Geschäft. Bei den kleineren Banken fehlt es weniger an Zeit und an dem Wunsche nach neuen und Gewinn oder Ausdehnung mit sich bringenden Geschäften, aber sie haben nicht die erforderliche Organisation zu ihrer Durchführung oder zu ihrer Prüfung und Vorbereitung. Selbst die größeren Banken können nicht für alle Arten von Unternehmungen, bei denen es auf technische Fragen ankommt, eigene Sachverständige halten.

Besonders schlimm steht es mit Geschäften, bei denen das Kulturinteresse über dem Erwerbszwecke stehen soll, wo für längere Zeit kein oder nur ein mäßiger Gewinn zu erwarten ist. Hier wie in vielen anderen Fällen kann man sagen: Wo das Geschäft gemacht werden könnte, will man es nicht, und wo man es möchte, kann man es nicht. Manche Idee findet deshalb nicht die richtige Förderung, auch wenn sie gleich an die geeignete Stelle kommt. Oft weiß aber ein in Geschäften unerfahrener Mensch nicht, wohin er sich am besten zu wenden hat. Er gerät in die Hände von Pfuschern oder gewissenlosen Menschen, die ihn ausbeuten, ohne die Sache selbst vorwärts zu bringen.

Eine weitere Verwicklung tritt ein, wenn die Verschiedenheit des Ortes oder des Landes hinzukommt. Hier ist Geld und Arbeitskraft, aber es fehlt an der Anregung oder

Gelegenheit, sie fruchtbar zu verwenden, an anderer Stelle ist es umgekehrt. Wie die wirtschaftlichen Schätze in den einzelnen Gegenden verschieden sind, so auch die Bedürfnisse. Der Zufall entscheidet oft, wie die einen ausgebeutet, die anderen befriedigt werden.

Wie mit Gedanken, so geht es mit Personen. Hier ist Mangel, dort Überfluß an Kräften, die für eine bestimmte Sache geeignet sind. Hier verkümmert eine besondere Begabung, die an anderer Stelle Großes leisten könnte, und dort steht jemand vor Aufgaben, denen er nicht gewachsen ist, während er wo anders eine ebenso lohnende wie befriedigende Tätigkeit finden könnte. Dazu kommt die wirtschaftliche Abhängigkeit, die es den meisten erschwert, sich ihr eigentliches Feld zu schaffen.

Die Ligilo-Gesellschaft will nun für Geschäfte und Kräfte aller Art eine überall organisierte Vermittelungsanstalt schaffen, die jedem, der etwas zu bieten hat, oder der etwas sucht, offen steht. Der Sitz der Gesellschaft ist Paris, aber an allen bedeutenderen Plätzen sollen Zweigniederlassungen errichtet werden mit Vertretungen oder Agenturen in den kleineren Orten. So soll über ganz Europa ein eng zusammenhängendes Netz von Kanälen gezogen werden, die in großen Zentralbecken zusammenlaufen, wohin Angebot und Nachfrage geleitet, und von wo aus die Bedürfnisse der verschiedenen Plätze befriedigt werden. Die einzelnen Zentralstellen werden mit Sachverständigen aus allen Gebieten besetzt, denen die Prüfung der eingehenden Vorschläge obliegt. Bei Ideen, die wirtschaftlich als verwertbar erkannt werden, wird dafür gesorgt, daß die nötigen Voruntersuchungen, Studienreisen, technischen Erprobungen usw. gemacht werden können. Ist ein Projekt dann zur finanziellen Durchführung reif, so wird

es dem an der Ligilo-Gesellschaft beteiligten Syndikate des dafür in Frage kommenden Landes angeboten, oder falls es für das Syndikat als solches nicht geeignet ist und dieses das Geschäft nicht unter sich einer bestimmten Bank zuweist, unabhängig von dem Syndikate finanziert. An den Gewinnen der so zustande gekommenen Geschäfte wird die Ligilo in einem bestimmten Verhältnisse beteiligt als Vergütung für die Vorbereitung und Vermittlung.

Die Pariser Zentrale wird in kurzer Zeit ihren Betrieb eröffnen, da die dortige Organisation ziemlich abgeschlossen ist. Bald darauf sollen London, Amsterdam, Berlin, Petersburg, Konstantinopel, Wien und Mailand ungefähr gleichzeitig folgen. Darauf soll das Netz allmählich weiter ausgedehnt werden.

Wahrheit und Recht.

Eine neue Blüte des Internationalismus verdankt Europa der Verbindung von Kapital und Geschäftssinn, die Fry'sche Gesellschaft mit dem Esperantonamen Ligilo. Vielleicht könnte man sie bezeichnender Jüdilo nennen. Hier wird mit Ideen und Menschen gehandelt, eine Art geistiges Warenhaus wird in Europa errichtet, in dem sich friedlich Juden und Türken, Germanen, Romanen und Slawen durcheinander mischen und Geist und Persönlichkeit auf den Markt bringen. Tüchtige Kräfte, die sonst, wenn auch in bescheidenen Verhältnissen, ihrem Vaterlande genützt hätten, werden mit klingender Münze ins Ausland gelockt; für Ideen, die im Ausland verwirklicht werden sollen und durch Stärkung dieses sich schließlich gegen das Vaterland richten, wird hier Geld aufgebracht, wird Zeit und Arbeit verwendet, die dem heimischen Leben besser zugute kämen.

Vielleicht wird auch das Spionagegeschäft hier in einer Geheimabteilung international organisiert. Feile Vaterlandsverräter, die ja unsere autoritätslose Zeit immer mehr begünstigt, verkaufen an die Ligilo-Zentralen anderer Länder Pläne von Festungen, Mitteilungen über Heer und Flotte oder sonstige Staatsgeheimnisse, bis ein vollständiges Archiv vorliegt, und jeder Staat kann sich dann bei der Zentrale seines Landes alles Wissenswerte kaufen. So gibt es schließlich überhaupt keine Geheimnisse mehr, die ja leider so wie so schon durch die alles durchdringende Öffentlichkeit des modernen Staatslebens und die immer weiter gehende Verkehrsentwicklung seltener werden. Die Vorteile in der Kriegsführung eines Staats über den andern werden dadurch immer geringer. Es wird alles verflacht und ausgeglichen, alles immer mehr zu einem allgemeinen Menschenbrei verrührt, in dem jede völkische Eigenart verschwindet. Die Freizügigkeit wird international, immer mehr Kräfte werden dem Handel und der Industrie zugeführt und der Landwirtschaft entzogen. Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!

Man glaube doch ja nicht, daß es Herrn Fry und seinen Kapitalsgenossen um etwas anderes als um Geschäft und wieder Geschäft zu tun ist. Vor einigen Jahren, als er unmittelbar unter dem Eindrucke des Todes seines Vaters und des unverdienten Riesenerbes stand, da erklärte er im Eifer der Jugend, daß er sein ganzes Vermögen der Kultur widmen wollte. Jetzt sieht man, was er unter Kultur versteht. Mit vierzig Millionen Mark, nur einem Teile seines jährlichen Einkommens, hat er den Grundstock zu einer Organisation gelegt, die ihm von allen Seiten das Beste zuführen muß. Er ist Vorsitzender des Aufsichtsrates, und mit der von ihm vertretenen Mehrheit des Aktienkapitals bestimmt er die Verwaltung. Die

in seinem Solde stehenden Vertrauensleute werden auf dem großen Markte, den er eröffnet hat, das Beste für ihn aufsuchen. Er wird es schon so einzurichten wissen, daß die Geschäfte, bei denen am meisten verdient wird, nicht den Syndikatsbanken zugeführt, sondern rechtzeitig für ihn und seine näheren Bundesgenossen in Sicherheit gebracht werden.

Das europäische Kapital hilft selbst die Gräben ziehen, in denen der amerikanische Einfluß nun auch die alte Welt überschwemmen wird. Schließlich erleben wir noch die Republik Europa als Kolonie der Vereinigten Staaten Amerikas. Wir wollen aber hoffen, daß der germanische Volksgeist stark genug ist, einen unübersteigbaren Wall gegen den Internationalismus zu bilden.

Neueste Nachrichten.

Richard Fry hat kaum die größte und vielseitigste Vermittlungsgesellschaft der Erde eingerichtet, so zeigt er sich der Welt von einer neuen Seite: als Schriftsteller. Er hat der Presse eine Broschüre mit dem Titel „Kulturorganisation" zugehen lassen, die in den nächsten Tagen im Buchhandel erscheinen wird, und zwar gleichzeitig in Esperanto, in französischer, englischer und deutscher Sprache. Wir müssen uns zunächst darauf beschränken, die Hauptgedanken hervorzuheben.

Die Schrift befaßt sich mit wirtschaftlichen Fragen nur im allgemeinen, nur soweit sie im Hintergrunde unserer ganzen Kultur stehen. Der Mensch soll seine wirtschaftliche Tätigkeit nur als Mittel zum Zweck betrachten und die Beschäftigung suchen, in der er auch fleißig und gewissenhaft arbeiten würde, wenn er keine Bezahlung dafür erhielte. Die Arbeit soll sich nach der Persönlichkeit richten, nicht die

Persönlichkeit von der Arbeit abhängig werden. Jeder Mensch hat das natürliche Bestreben, die kurze Zeit seines Lebens so auszunützen, wie es den Eigentümlichkeiten seiner Persönlichkeit und ihren Wünschen entspricht. Aber nur die wenigsten kommen dazu; die einen nicht wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse, die andern nicht wegen der gesellschaftlichen Anschauungen und Einrichtungen. Die Kultur richtet sich nach den letztgenannten, von denen wieder die wirtschaftlichen Verhältnisse abhängen. Im Anfang der Entwicklung war es umgekehrt; da bestimmten die wirtschaftlichen Verhältnisse auch die gesellschaftlichen. Seitdem es nicht mehr Herren, Sklaven und Leibeigene gibt im politisch-wirtschaftlichen Sinne, gibt es solche im gesellschaftlichen Sinne. Wenn die gesellschaftlichen Anschauungen geändert werden, und damit von selbst die wirtschaftlichen Abhängigkeiten sich mildern, werden wir auch zu der eigentlichen Kultur kommen, zu der Pflege des Menschen um seiner selbst willen.

Das Übel unserer Zeit heißt Geschäft. Wir leiden nicht so sehr darunter, daß die, die es nötig hätten, zu wenig erwerben, als darunter, daß die, die es nicht nötig haben, zu viel erwerben. Das Geschäftemachen nicht aus wirtschaftlichem Bedürfnis des Erwerbenden, sondern aus anderen Gründen, und zwar solchen, die mit wahrer Kultur nichts zu tun haben, die gesellschaftliche Schätzung des Reichtums nicht wegen des Nutzens, den er für die Persönlichkeit oder die Allgemeinheit bringt, sondern wegen der bloßen Tatsache des Besitzes, verdirbt die Menschen, die Besitzenden, weil sie mehr daran denken, ihren Besitz zu vergrößern, als ihn vernünftig zu verwerten, die Nichtbesitzenden, weil sie wegen der gesellschaftlichen Anschauung und der dadurch gegebenen Machtverhältnisse in dem Reichtum den einzigen Schlüssel zum wahren

Leben erblicken. Geld ist das unpersönlichste Herrschaftsmittel, Kultur ist aber ohne Persönlichkeit nicht möglich. Für die Kultur ist Verschiedenheit nötig, aber nicht nach dem, was man besitzt, sondern nach dem, was man ist.

Eine Änderung kann nicht von der Masse ausgehen. Es kommt zwar noch vor, daß Menschen Hungers sterben oder obdachlos verkommen und gerade in den Stätten der höchsten Kultur, das brauchte aber nicht zu sein und könnte bei besseren Einrichtungen des Staates oder der Gemeinden verhütet werden. Sache des Staates ist es, hier einzugreifen, nicht Sache privater Wohltätigkeit, die im ganzen genommen mehr schadet als nützt. An dem jetzigen Zustande der Unkultur wäre nicht viel geändert, wenn für die körperlichen Bedürfnisse aller Menschen an Nahrung, Kleidung und Wohnung auskömmlich gesorgt wäre. Was als Lebensbedürfnis empfunden wird, richtet sich nicht nach der körperlichen Notwendigkeit, sondern nach der gesellschaftlichen Anschauung, und diese wird nicht von der Masse bestimmt, sondern von den Spitzen der Gesellschaft, die keineswegs auch die Spitzen des Staates zu sein brauchen. So kann die Geburtsaristokratie formell die entscheidende Macht im Staate haben, während die Geldaristokratie das für die Kultur so wichtige gesellschaftliche Leben bestimmt und natürlich mittelbar auch die Staatseinrichtungen beeinflußt.

Die gesellschaftliche Macht der Plutokratie kann nur durch Menschen gebrochen werden, die nicht zur Masse gehören, und zur Masse gehören auch die Spitzen des Staates und der Gesellschaft, die es nicht durch ihre Persönlichkeit geworden sind, sondern nur durch die äußeren Umstände der Geburt oder des Reichtums, eben mit Rücksicht auf die herrschende Anschauung. An allen Orten gibt es Menschen,

die die Unkultur unserer Zustände empfinden und zu einer Besserung beitragen möchten. Aber als einzelne vermögen sie nichts auszurichten, auch wenn sie sich in noch so mächtiger Stellung befinden. Es gilt, diese Kräfte herauszusuchen, sie frei zu machen und zu einer wirksamen Macht zu vereinigen.

Die Versuche, die man bisher durch die verschiedensten Kulturvereinigungen gemacht hat, mußten aus mehreren Gründen wirkungslos bleiben. Der hauptsächlichste ist der, daß man sich zu sehr auf den Idealismus der Menschen verließ und Opfer verlangte, die auf die Dauer mit der menschlichen Natur nicht vereinbar sind. Auch für Kulturkriege ist Geld das wichtigste Erfordernis, namentlich wenn es gilt, die Übermacht des Geldes zu brechen. Nichts darf verlangt werden, was nach den Verhältnissen des einzelnen ein wirkliches Opfer ist.

Auf jeden Fall muß ferner die Verschiedenheit der Menschen berücksichtigt und Gelegenheit zu ihrer Betätigung und Entfaltung gegeben werden. Dazu ist vor allem nötig, was bisher noch nie versucht worden ist, Auslese-Einrichtungen zu schaffen, die es den wertvollen Menschen ermöglichen, als solche erkannt und gefördert zu werden. Sie dürfen nicht einer großen Masse gegenüberstehen, gegen die sie sich nur durchsetzen können, wenn sie von besonderen Zufällen begünstigt werden, sondern müssen die Möglichkeit haben, in einem kleinen Kreise, den sie sich selber suchen können, sich je nach den Eigenheiten ihrer Persönlichkeit hervorzutun. So müssen sie in immer höherstehende, immer feiner gesiebte Kreise kommen können, aus denen immer nur die Besten weiter steigen und höheres Ansehen und größere Macht gewinnen. Und wenn auch jeder nur in seinem Kreise wirkt, so muß doch dieses

Wirken einer einheitlichen Kulturmacht zugute kommen und von dieser gestärkt werden.

Bei einer Organisation, die nach diesen Grundsätzen aufgebaut ist, wird jeder nach seinen Kräften mitarbeiten können und auch so weit wollen, wie er persönlich auf seine Rechnung kommt. Durch die richtige Vereinigung der in gleicher Richtung wirkenden Kräfte kann eine Macht geschaffen werden, die wohl imstande sein dürfte, in allmählicher Entwicklung den Wert der Persönlichkeit über den des Besitzes oder anderer Äußerlichkeiten zu erhöhen. —

Es würde zu weit führen, auf alle Punkte der Fry'schen Ausführungen einzugehen. Man findet viele Gedanken, die man nach dem Milieu, in dem der Verfasser aufgewachsen ist, besonders hochschätzen muß; die reichen Mitmenschen bekommen manche bittere Wahrheit zu hören. Zum Schlusse fordert Fry alle wahren Kulturfreunde auf, ihm bei seiner Organisation, die er zunächst nur für Europa schaffen will, nach Kräften zu helfen. Ein so großes Werk, wie er es plane, könne natürlich nicht von heute auf morgen durchgeführt werden. Er rechne daher auch mit allerlei Mißverständnissen, die er, und Enttäuschungen, die seine Freunde erfahren würden.

Zur weiteren Erörterung seiner Gedanken und für die Mitteilung der Einzelheiten seines Planes will Fry unter dem Titel „Kultur-Gazeto" eine Zeitschrift in zwanglosen Heften herausgeben. Nach Ablauf des ersten Jahres will er unter die Abonnenten dieses Blattes die Summe von 200 Millionen Frank verteilen in Einzelbeträgen bis zu einer Million Frank. Die Zeitschrift soll nur in der Esperanto-Sprache erscheinen, um die Arbeit und Kosten der Herstellung in so viel Sprachen zu vermeiden, wie erforderlich wäre, um sie

überall unmittelbar verständlich zu machen. Um Esperanto lesen zu können, genügt ja bekanntlich ein Studium von wenigen Tagen. Der Bezugspreis der Zeitschrift soll 25 Frank auf das Jahr betragen. Sie wird zu beziehen sein bei den Niederlassungen der Ligilo oder deren Vertretungen.

Allgemeines Literaturblatt.

Wir dürfen annehmen, daß jeder unserer Leser die Fry'sche Broschüre „Kulturorganisation" gelesen und sich sein Urteil darüber selbst gebildet hat. Wenn er glaubt, daß sein Urteil von jedem vernünftigen Menschen geteilt werden müsse, so wird er entweder an sich oder an dem Begriffe der Vernunft irre werden, sobald er sich die verschiedenen Besprechungen, die das Büchlein erfahren hat, ansieht. Sogar Blätter derselben Parteirichtung geben die verschiedensten Urteile ab, wenn sie auch in den wesentlichen Punkten ihrer Parteiansicht übereinstimmen.

In einer der führenden Zeitungen des Liberalismus findet sich folgende Stelle:

„Daß die Menschen verschieden sind, braucht uns Herr Fry nicht zu sagen, ebenso wenig, daß das höchste Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit ist. Daß man reich werden kann, ohne ein edler Mensch zu sein, und daß mancher Arme in anderen Verhältnissen große Taten vollbringen könnte, daß überhaupt der Zufall im Leben eine große Rolle spielt, sind Weisheiten von ähnlicher Originalität. Ein guter Mensch, vielleicht, aber ein schlechter Musikant. Wäre das Büchlein nicht um der Person des Verfassers willen bemerkenswert, so würde kaum ein ernster Kritiker davon Notiz nehmen.

Weder bringt es inhaltlich etwas Besonderes, noch ist es der Form nach irgend wie von literarischem Werte."

Ein nicht minder bedeutendes Blatt derselben Partei schließt seine Besprechung wie folgt:

„Die Schrift würde Aufsehen erregen und die weiteste Verbreitung finden, auch wenn sie nicht von einem Mann, wie Richard Fry herrührte. Sie wird ihren bleibenden literarischen Wert behalten, auch wenn die Blütenträume des Verfassers nicht reifen. Er zeigt sich bald als Philosoph, bald als Dichter. Mit außergewöhnlicher Klarheit der Gedanken verbindet er eine scharfe Beobachtungsgabe, die ihn Welt und Menschen durch alle Oberflächen hindurch kennen gelehrt hat. Bei all den Sonnenbildern einer höheren Kultur die er vor uns aufrollt, verläßt er nie den Boden der Tatsachen dieses Lebens, mit denen er rechnet, wie eben nur ein Geschäftsmann rechnen kann, der nüchtern die Möglichkeiten eines Unternehmens erwägt. Und er schreibt, wie nur ein Mensch schreiben kann, bei dem sich eine große Persönlichkeit mit einem großen Wollen deckt, das auch demjenigen Bewunderung abnötigen muß, der an die Erreichbarkeit des Zieles nicht glaubt."

Ein bekannter Publizist schreibt:

„Richard George Fry, der Sohn des Dollarmillionen beherrschenden John Benjamin Fry und ein Enkel des, kargen Gewinn nach Pfennigen zählenden Händlers Christian Fürchtegott Frey hat in den Mußestunden, die er der mit tausend Augen wachsamen Dienst heischenden Tyrannis weltumspannender Unternehmungen abrang, ernsten Fragen des Lebens die Antwort gesucht, Fragen, die so alt sind, wie es Menschen gegeben hat, die das Los der Erdbewohner nicht

für unabänderlich von himmlischen Mächten nach den Gesetzen der Ananke oder den ewigen Ratschlüssen unerforschlicher Weisheit bestimmt hielten." Folgt eine Übersicht über alle bisherigen mehr oder minder utopischen Vorschläge sozialer Reform. Von allen diesen unterscheide sich der Fry'sche dadurch, daß er keine Voraussetzungen annehme, die nicht in der Natur der Menschen oder in den bereits bestehenden Zuständen des politischen, sozialen, wirtschaftlichen und technischen Lebens begründet wären. Einer der Hauptgedanken, den er selbst (der Verfasser des Essais) schon wiederholt geäußert habe, sei der, daß die Waffen im Lebenskampfe nicht gleich verteilt seien, und daß dadurch die Auslese der Tüchtigsten erschwert würde. Wenn Herr Fry durch sein Vermögen und sein Organisationstalent auch nur einen kleinen Anfang zu einer allmählich fortschreitenden Besserung mache, so erwürbe er sich dadurch ein bleibendes Verdienst um die Menschheit.

Ein anderer Kritiker schreibt:

„Daß der Besitz von viel Geld nicht auch viel Geist verbürgt, beweist der Verfasser durch seine eigene Person. Er mag in geschäftlichen Unternehmungen einen klaren Blick haben, sein Urteil über alles, was darüber hinausgeht, ist durchaus unklar, manchmal geradezu kindlich. Ein Kaufmann soll bei seinen Geschäften bleiben und nicht über Dinge schreiben, zu deren Erkenntnis ihm die nötigsten Vorstudien fehlen. Mit der selbstsicheren Oberflächlichkeit des Dilettanten wird er mit verschiedenen Fragen fertig, denen ausgezeichnete Gelehrte ein ganzes Leben unermüdlicher Arbeit gewidmet haben, ohne zum Abschluß gekommen zu sein. Aber an solchen Werken geht die Jugend, die alles schon aus sich weiß, ahnungslos vorüber."

An anderer Stelle lesen wir:

„Nietzsche sagt einmal, am besten zum Philosophen müßte sich ein kluger und erfolgreicher Kaufmann eignen. Wer so wie Richard Fry das Leben und seine Realitäten kennen gelernt hat, der muß, wenn er nur ein bißchen philosophisch veranlagt ist, etwas zu sagen haben, das nicht ganz bedeutungslos ist. Fry scheint aber nicht nur eine recht starke philosophische Ader zu haben, sondern er verrät auch eingehende Kenntnis in Fragen, die man ohne gründliches Studium, namentlich sozialpolitischer Werke, nicht ernsthaft behandeln kann. Von Autoritäten läßt er sich nicht blenden. Wo er eigene Wege geht, folgt er dem Blick des Genies, das ja intuitiv den Kern erfaßt, wo der Durchschnitt der Menschen, selbst der gelehrtesten, noch nicht bis zur Schale dringt."

Zum Schlusse noch folgende Blüte:

„Der Zweck heiligt das Mittel. Richard Fry bereitet einen neuen raffinierten Coup vor. Um ahnungslosen Gemütern Sand in die Augen zu streuen, schimpft er auf seine reichen Mitbrüder, erklärt der Plutokratie den Krieg und hofft, Dumme genug zu finden, die ihm dabei die Tasche füllen helfen. Er macht diesmal in Ethik und Sozialreform, wie er sonst in Kupfer oder in Petroleum macht. Es muß ein Geschäft auf sehr breiter internationaler Grundlage werden, von dem sich noch nicht absehen läßt, was es ihm alles bringen kann. Natürlich steht es mit der Ligilo in engem Zusammenhange, und eins wird das andere stützen. Das Kapital, das er hineinsteckt, wird er reichlich durch die Einnahmen aus Abonnements und Inseraten seiner Zeitung wieder hereinbringen, ungerechnet alles das, was er indirekt verdienen

wird. Zunächst wird, um eine Kleinigkeit hervorzuheben, eine Hausse in Esperanto-Lehrbüchern eintreten, wobei er sich seinen Profit gesichert haben wird. Kleinvieh macht auch Mist."

Wahrheit und Recht.

Briefkasten. A. T., Inspektor G., Schlächtermeister L., Gutsbesitzer v. R. und andere:

Wir hoffen, daß Sie den Unsinn nicht mitmachen werden. Dieses von einem Juden erfundene internationale Kauderwelsch ist in den Augen jedes anständigen, vaterländisch gesinnten Menschen von selbst gerichtet. Übrigens genügt es ja, wenn Sie durchaus einen Preis gewinnen wollen, daß Sie auf die Hefte abonnieren; zu lesen brauchen Sie sie ja nicht. Sie werden nichts verlieren, auch wenn Sie den Quatsch nicht verstehen.

Handel und Wandel.

Ein Leser schreibt uns:

Richard Fry will 200 Millionen Frank unter die Abonnenten seiner Kultur-Gazeto verteilen. Bei dieser Summe kann eine hübsche Menge von Preisen herauskommen, und für einen Einsatz von 20 Mark Millionär zu werden, wäre gewiß nicht übel. Man muß aber unter Umständen auch mit 20 Mark rechnen, und da komme ich nun zu folgender Erwägung:

Bei der Staatslotterie, bei der man auch recht hohe Gewinne erhalten kann, gibt es eine beschränkte Anzahl von

Losen, deren Gesamtpreis höher ist als die Summe aller Gewinne; denn der Staat will doch nichts verschenken. Bei der Fry'schen Zeitung ist es nun so, daß die Wahrscheinlichkeit, etwas zu erhalten, um so größer ist, je weniger Abonnenten, und um so kleiner, je mehr Abonnenten da sind. Rechne ich auf Europa 400 Millionen Einwohner und nehme davon nur 10 Prozent als Abonnenten an, also 40 Millionen, so wäre es wie bei einer Lotterie, bei der Fry eine Einnahme von 1000 Millionen Frank und eine Ausgabe an Gewinnen von 200 Millionen hätte. Im Durchschnitt stände also einem Einsatze von 25 Frank nur ein Gewinn von 5 Frank gegenüber. Das wäre kein Geschäft. Ich rate also der Presse aller Länder, das Volk zu warnen. Wenn aber nun infolgedessen die Zahl der Abonnenten bloß 1 000 000 oder gar nur 100 000 betrüge, so würde im Durchschnitt auf jeden Einsatz von 25 Frank ein Gewinn von 200 oder gar 2000 Frank entfallen. Es werden sich also viele sagen, je mehr in der Presse abgeraten wird, um so besser ist es, zu abonnieren. Ich komme daher aus dem Kreise: je besser, um so schlechter, je schlechter, um so besser, nicht heraus. Welchen Rat geben Sie mir? Ich glaube, ich abonniere doch.

A n m e r k u n g d e r S c h r i f t l e i t u n g: Wenn Sie doch abonnieren wollen, so brauchen Sie ja keinen Rat. Die meisten Menschen folgen nur dem Rate, der mit ihrem Entschlusse übereinstimmt. Übrigens glauben wir nicht, daß Fry mit seinem Unternehmen geschäftliche Absichten verbindet, jedenfalls nicht für seine Person. Wenn er, wie nach seinem durchaus ernst zu nehmenden Buche zu schließen, Einrichtungen schaffen will, die der Kultur zugute kommen, so wäre es nur zu wünschen, daß diesen Einrichtungen auch möglichst viel Mittel zufließen. Denn das ist ja Frys erstes und letztes Wort,

daß man mit Geld weiter kommt als mit allem Idealismus. Also abonnieren Sie nur.

Freie Presse.

Ein Gang durch die Ligilo.

Die hiesige Ligilo-Gesellschaft hat uns in freundlicher Weise Gelegenheit gegeben, ihre nunmehr vollständig ausgebauten Räumlichkeiten und Einrichtungen unter Führung des Generaldirektors Geheimrat Dr Tiegler eingehend zu besichtigen.

Der ganze Häuserblock zwischen Potsdamer- und Schellingstraße von der Eichhornstraße bis zum Kanal ist für die Zwecke der Berliner Zentrale der Gesellschaft umgebaut worden. Aber nicht alle Bureaus haben hier Platz gefunden; einige, die zu der Verwaltung und dem Publikum nur indirekt in Beziehung stehen, sind in der Nachbarschaft untergebracht.

Wir beginnen mit den Lesesälen.

Hier liegen alle bedeutenderen Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands aus, von ausländischen nur einige wenige. Die Säle stehen dem Publikum offen gegen eine Tagesgebühr von 25 Pfennig oder eine Jahresgebühr von 10 Mark. Die deutschen Zeitungen werden in einer großen Zahl von Exemplaren gehalten, weil sie für das Archiv und die Ausschnittsabteilung der Ligilo verwendet werden. Die Ausschnittsabteilung liefert auch Ausschnitte aus sämtlichen ausländischen Zeitungen. Wie nämlich die deutsche Niederlassung in der Hauptsache nur deutsche Zeitungen hält, so die französische nur französische, und so in jedem andern Lande. Dadurch wird auf der einen Seite möglichste Vollständigkeit erreicht, auf der anderen

Ersparung bedeutender Kosten. Abonniert jemand bei seiner Ligilo auch auf ausländische Ausschnitte, so bezieht diese sie von den Niederlassungen der gewünschten Länder. So findet ein reger Austausch unter allen Ländern statt, und jede Niederlassung erhält dabei gleichzeitig, was sie für ihr eigenes Archiv nötig hat.

Im engen Zusammenhange mit der Ausschnittsabteilung und dem Archiv steht die Auskunftei, die ebenso für die Ligilo selbst wie für das Publikum eingerichtet ist.

Die Vermittlungstätigkeit der Ligilo verlangt, daß sie über alle Arten von Personen, Gesellschaften, Unternehmungen jederzeit gut unterrichtet ist. Natürlich helfen sich auch hier die verschiedenen Niederlassungen gegenseitig mit all den Verbindungen, die sie auf jedem Gebiete unterhalten. Eine besondere Abteilung, die sich gleich neben den Lesesälen befindet, ist die allgemeine Auskunftsstelle, zu der man durch einen größeren Vorraum gelangt. In dem Vorraum wird nur Auskunft gegeben über Einrichtungen der Ligilo, und je nach dem Anliegen, das man vorbringt, wird man gleich an eine bestimmte Abteilung oder an die allgemeine Auskunftsstelle verwiesen.

Daß mit der Auskunftsstelle ein Übersetzungsbureau verbunden ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Große Dienste leistet die Auskunftsstelle Ortsfremden, namentlich Ausländern, die, wo immer eine Ligiloniederlassung besteht, eine Stelle finden, wo sie nicht zu fürchten brauchen, daß ihre mangelnde Kenntnis der Verhältnisse ausgebeutet wird. Soweit sie die Einrichtungen der Ligilo aus ihrer Heimat kennen, haben sie hier sofort bekannte Anknüpfungspunkte. An den Hauptplätzen sind überall sprachkundige Beamte, an den kleineren Orten hilft man sich mit Esperanto. Der

schriftliche Verkehr der Ligilogesellschaften verschiedener Länder unter einander wird nur in Esperanto geführt.

Von der Auskunftsstelle kommen wir zur Rechtsabteilung.

Hier wird nicht nur Auskunft erteilt über alle Rechtsfragen des In- und des Auslandes, sondern man kann auch alles besorgen lassen, was mit Gerichten oder Verwaltungsbehörden zu tun hat, gleichviel, welchen Ortes oder welchen Landes. Die Ligilo hat eine Anzahl von Rechtsanwälten als ständige Beamte angestellt, welche die Prozesse in Zivil- und Strafsachen zu führen haben. Das Honorar, das nach der gesetzlichen Gebührenordnung berechnet wird, fließt in die Kasse der Ligilo. Die Anwälte beziehen ein festes Gehalt und bekommen einen bestimmten Anteil an den Gebühren der gewonnenen Prozesse. Sie haben also kein Interesse daran, einer Partei, deren Sache sie für unbegründet oder sonstwie aussichtslos halten, zum Prozesse zuzureden, andererseits aber ein Interesse daran, einen übernommenen Prozeß auch so zu führen, daß er gewonnen wird. Durch die Verteilung der Geschäfte ist dafür Sorge getragen, daß ein Anwalt nicht bloß lauter kleine, ein anderer nur große Sachen erhält. So stehen sich die Anwälte hier besser als die meisten selbständigen; ihre Tätigkeit ist sauberer und abwechselungsreicher, und das Publikum weiß sich in guten Händen. Ist ein Prozeß an einem andern Orte zu führen, so ist man bei der Wahl des Anwalts nicht mehr dem Zufall überlassen. Wie uns Herr Geheimrat Tiegler sagte, gehört denn auch die Rechtsabteilung zu den gesuchtesten und einträglichsten der Niederlassung. Eine Unterabteilung der Rechtsabteilung ist die für das geistige Eigentum, Patente, Musterschutz usw. Hierfür leistet die internationale Einrichtung der Ligilo besonders wertvolle Dienste.

Wir kommen an der kaufmännischen Hypotheken- und Grundstücksabteilung vorüber, in welcher Kauf, Verkauf, Vermietung, Verpachtung, Beleihung von Grundstücken aller Art vermittelt werden, und gelangen zu einer Reihe technischer Bureaus.

Hier sitzen Ingenieure von allen Zweigen der Technik, Maschinenbauer, Elektrotechniker, Geologen, Bergleute, kurz, Sachverständige aus allen Gebieten der Industrie im weitesten Sinne. Auch in dieser Abteilung wird sowohl für die Ligilo selbst wie für das Publikum gearbeitet. Hier werden Gutachten für jedermann erstattet, für wissenschaftliche wie für gewerbliche Zwecke, für ein einzelnes Geschäft wie für solche Unternehmungen, die sich besondere Sachverständige nicht halten können oder wollen. Die Ligilo selbst braucht die Sachverständigen für die Vorbereitung der von ihr zu vermittelnden Finanzierung von Erfindungen oder der sonstigen Verwertung technischer Anregungen.

Mit besonderem Interesse verweilten wir Männer der Feder in dem nächsten Bureau, dem literarischen.

Hier werden die Werke der Schriftsteller, vom kleinsten Feuilleton bis zum dicksten Buche, untergebracht, natürlichnur, falls sie der Veröffentlichung für wert befunden werden. Unser liebenswürdiger Führer erklärte uns, daß diese Abteilung zu den schwierigsten der Ligilo gehöre. Zunächst werden die eingereichten Manuskripte einer allgemeinen Vorprüfung hinsichtlich der Form unterzogen, wobei der Inhalt nur darauf hin beachtet wird, ob sich eine Veröffentlichung nicht aus strafrechtlichen Gründen verbieten würde. Die nicht als veröffentlichungsunfähig abgelehnten Manuskripte werden zur eigentlichen Prüfung an unparteiische und sachkundige Personen weiter gegeben. Je nach deren Urteil weist man das

Werk zurück oder tritt mit dem Verfasser in Verhandlungen über die Veröffentlichung. Gegen die Zurückweisung gibt es Berufung an einen Prüfungsausschuß. Über die Veröffentlichung der für geeignet befundenen Werke bestehen besondere Abmachungen mit verschiedenen Verlagsunternehmungen, wonach diese sich verpflichtet haben, die von der Ligilo empfohlenen Werke zu verlegen. Sowohl von dem Verfasser wie von dem Verleger erhält die Ligilo eine Beteiligung an dem Gewinne. Bei Werken, bei denen der Erfolg besonders schwer zu beurteilen ist, trägt die Ligilo auf Verlangen des Verlages aus einem besonderen Fonds die Verlagskosten ganz oder teilweise, erhält aber dafür vom Verlage, nicht vom Verfasser, einen entsprechend höheren Gewinnanteil. Dieser Fall ist aber nicht sehr häufig, weil die von der Ligilo empfohlenen Werke schon in den Sortimentsabteilungen, die bei sämtlichen Niederlassungen, besonders für die Ligilowerke, eingerichtet sind, einen Absatz finden, der in der Regel schon die Kosten deckt.

Neben dem literarischen Bureau befindet sich die Vermittlungsstelle für Theater und Musik. Hier werden Theaterstücke aller Art, von der Tragödie bis zur Posse, Opern, Operetten, an die verschiedenen Bühnen des In- und Auslands gebracht, Konzert- und Gesangsveranstaltungen vermittelt und dergleichen mehr.

Die Personalabteilung, zu der wir dann kamen, dient der Vermittlung von Stellen aller Art und der Besorgung persönlicher Angelegenheiten, für die es keine besondere Abteilung gibt. Sie besteht aus einer offenen und einer geheimen. Die letztgenannte ist namentlich für Personen in höherer Lebensstellung, die aus irgend einem Grunde nicht wünschen, daß man von ihrer Bemühung um eine

andere Stellung oder um einen bestimmten Posten erfährt. Die Akten werden in der Geheimregistratur geführt, die auch anderen vertraulichen Angelegenheiten dient. Hier wird mancher Auftrag ausgeführt, manches Geschäft vermittelt, das sonst nie zustande gekommen wäre, wenn nicht die Ligilo als neutrale Stelle durch einen Direktor oder einen anderen höheren Beamten dazwischen getreten wäre, oft so, daß man nicht weiß, ob der Gedanke dazu in der Ligilo selbst entstanden ist, oder ob sie die Anregung dazu von einem an der Sache Interessierten erhalten hat.

Nach einem flüchtigen Gange durch die ausgedehnte Korrespondenzabteilung, die Hauptregistratur, die Expedition, die Telephon- und Telegraphenzentrale, verschiedene größere und kleinere Sitzungs- und Besprechungszimmer kamen wir zu den Erfrischungsräumen, wo uns unser Führer zu einem kleinen Imbiß einlud. Wir konnten ihm nur unsere aufrichtige Anerkennung für alles Gesehene und unsern herzlichen Dank aussprechen für die interessanten Aufklärungen, mit denen er unsere Wißbegierde in entgegenkommendster Weise befriedigt hatte.

Handel und Wandel.

Es ist vom Publikum, namentlich von Mitgliedern der Kulturvereine, vielfach als ein Mangel empfunden worden, daß die Niederlassungen der Ligilo in ihren Kassenabteilungen zwar die Zahlungen vermitteln, die infolge von Ligilogeschäften zu leisten oder entgegenzunehmen sind, im übrigen aber keine bankmäßigen Geschäfte vornehmen. Man nimmt an, daß gerade bei dem eigenartigen Charakter dieses weitverzweigten Unternehmens das Bankgeschäft, das doch in der

Hauptsache auch nur ein Vermittlungsgeschäft ist, recht eigentlich zu ihren Aufgaben gehöre.

Diese Annahme mag richtig sein, übersieht aber die Grundlage der Ligilo. Neben dem Hauptaktionär Fry waren es ursprünglich nur Banken, die an der Gründung beteiligt waren, erst später sind bei den Kapitalserhöhungen einige großindustrielle Unternehmungen hinzugetreten, die sich bei größeren Finanzgeschäften von den Banken mehr oder minder freigemacht hatten. Die Ligilo hatte der Industrie durch Vermittlung ihrer Aktionärbanken mehrere so vorteilhafte Geschäfte zugeführt, daß man ihren Wert schätzen gelernt hat. Schließlich wurden die guten Geschäfte überhaupt nicht mehr anders als durch die Ligilo vermittelt, und da diese nach ihren Satzungen verpflichtet ist, alle Anregungen zuerst ihren Aktionären anzubieten, so wurde die Industrie jedesmal den Banken tributpflichtig. Auf Veranlassung von Richard Fry ließen die Gründer dann auch Industrielle als Aktionäre zu.

Die Ligilo schreibt jetzt die Geschäfte unter ihren Aktionären aus und weist sie dem zu, der die besten Bedingungen bietet. Immerhin sind die Banken die Hauptbeteiligten, und diese können sich nicht auf ihrem eigenen Felde von der Ligilo Konkurrenz machen lassen. Es sollen aber Erwägungen im Gange sein, um eine Form zu finden, bei der man den Wünschen des Publikums genügen kann, ohne den Interessen der Banken zu schaden.

* * *

Handel und Wandel.

Deutsche Depositenbank, Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Die unter dieser Firma gegründete Bank ist nunmehr in das Handelsregister eingetragen worden, und das Finanzwesen ist damit um eine neue, bisher einzigartige Erscheinung reicher. Mit ihrem Stammkapital von einer Milliarde Mark ist sie die größte Bank der Erde und hat dabei einen so kleinen Verwaltungsapparat, daß sie zunächst nicht einmal ein eigenes Heim braucht. Ihre Geschäftsräume befinden sich im Hause des Preußischen Bankvereins, unter dessen Führung ihre Gründung erfolgt ist.

Wie bekannt, steht der Preußische Bankverein an der Spitze des Syndikats, das die an der Ligilogesellschaft beteiligten Banken Deutschlands umfaßt. Diese Banken standen schon vor Gründung der Ligilo in mehr oder minder engen Beziehungen zu einander, hier in der durch Aktienbesitz begründeten Verwandtschaft, dort in einfacher Geschäftsfreundschaft. Durch das Ligilo-Syndikat haben sich weitere gemeinschaftliche Interessen gebildet, fernerstehende Banken traten hinzu, und hin und wieder tauchte schon die Vermutung auf, das Syndikat würde sich zu einer einzigen Riesenbank verschmelzen. In Wahrheit dachte niemand aus den sachverständigen Kreisen daran. Abgesehen von den vielen Schwierigkeiten, die bei der großen Anzahl von selbständigen Banken in sachlicher und persönlicher Hinsicht zu überwinden gewesen wären, hört der Nutzen der Vereinheitlichung und Zentralisierung an einer bestimmten Grenze auf.

In der letzten Krise führten wieder Gerüchte über die unsichere Lage einiger Banken zu einem Ansturm der Depo-

sitengläubiger auf diese, und es hätte leicht größeres Unglück entstehen können, als wir ohnehin zu beklagen hatten; dennoch hat kein Depositengläubiger auch nur einen Pfennig verloren. Aber der schon früher oft erhobene Ruf nach einem Depositenbankgesetz wurde lauter und lauter, und es stand zu befürchten, daß den Banken Fesseln angelegt werden würden, die beiden Teilen, den Banken und dem Publikum, mehr schaden als nützen würden. Die Furcht vor einem solchen Gesetze führte zu einem ganz neuen Gedanken, dessen Verwirklichung nun wohl jedes derartige Gesetz überflüssig macht. Wer jetzt noch Schaden leidet durch Verlust von Depositengeldern, der hat ihn sich selber zuzuschreiben; bei der jetzt gegründeten Deutschen Depositenbank ist er nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen.

Die Gesellschafter dieser Bank sind ausschließlich Banken, der Preußische Bankverein mit seiner sich über ganz Deutschland erstreckenden Bundesgenossenschaft der größeren, mittleren und kleineren Banken des Ligilo-Syndikats. Die Depositenbank steht nun zu diesen Banken ungefähr in dem Verhältnis wie das Deutsche Reich zu den einzelnen Bundesstaaten. Wie das Reich selber kein Land hat, sondern nur die Länder der Bundesstaaten zusammenfaßt, so hat die Depositenbank selber kein eigentliches Geschäft, sondern faßt nur die Geschäfte der einzelnen Banken in gewisser Weise zusammen; andererseits ist jeder Angehörige eines Bundesstaates dadurch von selber Reichsangehöriger, soll heißen, jeder Depositengläubiger der einzelnen Banken von selbst Gläubiger der Deutschen Depositenbank.

Das Stammkapital ist in der Weise aufgebracht, daß jede Bank so viel übernommen hat, als nach dem Verhältnis ihres Aktienkapitals zu der Gesamtsumme der Aktienkapitalien

aller Beteiligten auf sie entfällt, wobei natürlich nicht nach den Nominalbeträgen gerechnet, sondern in der Hauptsache der Kurswert zugrunde gelegt wurde. Jede Bank zahlte 25 Prozent auf ihre Stammeinlage ein, erhielt das Geld aber nach der Eintragung wieder zurück als Guthaben der Depositenbank, das nur in bestimmten Fällen gekündigt werden darf, und zwar immer bei allen Gesellschaftern gleichzeitig im Verhältnis ihrer Beteiligung.

In den Mitteln jeder Bank hat sich also an dem Besitzstande nichts geändert, es ist nur ein rechtliches Band um alle gezogen, jede bleibt sonst, was sie war, behält, was sie hatte, und was sie erwirbt, erwirbt sie für sich. Und doch besteht ein großer Unterschied gegen früher. Die Schlesische Bank z. B. haftete bisher den Depositengläubigern mit einem Kapital von 40 Millionen Mark, und obwohl sie in engster Verbindung mit dem Preußischen Bankverein steht, hätte sie doch durch irgend welche Zufälle zugrunde gehen können; jedenfalls hätte das Kapital des Preußischen Bankvereins nie für sie gehaftet. Jetzt haftet für die Depositengelder, welche die Schlesische Bank annimmt, das Kapital der ganzen Deutschen Depositenbank, mit andern Worten, für die Depositenschulden einer zur Depositenbank gehörigen Bank haften alle anderen Banken mit in der Höhe ihrer Beteiligung. Das gibt natürlich dem Gläubiger eine größere Sicherheit, ohne daß sich die Banken dadurch schlechter stehen, im Gegenteil, auch sie haben ihre Vorteile dabei. Der Zinsfuß wird für alle Banken gleichmäßig festgesetzt; nicht nur wegen der größeren Sicherheit, sondern auch wegen der Einschränkung der Konkurrenz kann er niedriger sein als früher. Jede Bank verwaltet die bei ihr eingehenden Depositengelder selbständig und hat ein Interesse daran

möglichst viele zu erhalten. Da sie durch höhere Zinsen keine Kunden gewinnen kann, so muß sie andere Vorteile bieten, durch die sie Kunden an sich fesselt; die Bemühungen darum werden beiden Teilen zum Nutzen gereichen.

Weil anzunehmen ist, daß die kleineren Banken durch die hinter ihnen stehende größere Sicherheit mehr Depositengelder bekommen als früher, die größeren dagegen Depositen verlieren, die ihnen früher nur mit Rücksicht auf ihr großes Kapital gegeben wurden, erhalten die Banken zur eigenen Verwaltung die Depositengelder nur bis zu einem Betrage, der für jedes Jahr festgesetzt wird in einem bestimmten Verhältnis zu der auf ihr Aktienkapital gezahlten Dividende. Verwaltet also eine Bank das ihr überlassene Vermögen schlecht und erzielt deshalb nur einen geringen Gewinn, so darf sie von den bei ihr eingehenden, eigentlich ja nur der Gemeinschaft anvertrauten Geldern für das nächste Jahr nur entsprechend weniger behalten, muß um so mehr an die Zentrale abführen. Diese überweist das Geld dorthin, wo es im Interesse der Gemeinschaft am besten verwertet werden kann.

Nach den Beträgen der von den Gesellschaftern verwalteten Kapitalien richtet sich auch deren Anteil an dem Gewinne der Gemeinschaft, die eine kleine Umsatzprovision erhält. So arbeitet jeder im eigenen Interesse, und die fleißigen und geschickten brauchen ihren Verdienst nicht in unbilliger Weise mit den minder fleißigen und geschickten zu teilen. Es ist deshalb auch nicht zu befürchten, daß die kleineren Banken, wenn sie mehr Depositengelder als früher erhalten, darum leichtsinniger wirtschaften; sie würden sich selber schaden. Bei größerer Dezentralisation der Verwaltung und besserer Anpassung an die örtlichen Verhältnisse und die Eigenarten

der verschiedenen Banken wird doch eine große Einheit gebildet, die ihre Vorteile für das Publikum wie für die Banken hat.

Wenn die Zentrale selbst auch nur für das Depositengeschäft da ist, so muß sie doch dahin führen, daß die Beteiligten auch sonst bei größeren Unternehmungen Hand in Hand arbeiten. Die Wirkung des Zusammenschlusses reicht damit weit über das bloße Depositengeschäft hinaus.

Deutsche Kulturzeitung.

Der Einfluß Frys, der nach und nach einen großen Betrag von Aktien des Preußischen Bankvereins an sich gebracht hat, hat es bewirkt, daß nun auch die Ligilogesellschaft in die Deutsche Depositenbank aufgenommen worden ist. Das Kapital der Depositenbank ist um die auf 100 Millionen bemessene Beteiligung der Ligilo erhöht worden. Diese hat eine besondere Bankabteilung gegründet und wird in ihren sämtlichen Niederlassungen in Deutschland Depositenkassen einrichten. Das Publikum wird diesen Schritt mit Freuden begrüßen.

Es steht zu erwarten, daß die Leitung der Ligilo, die ja in engster Fühlung mit dem Kulturreiche steht, darauf hinwirken wird, daß auch die Banken, die wichtigsten Träger unseres Wirtschaftslebens, immer mehr die Interessen der Allgemeinheit und der Kultur über das einseitige Interesse des Gelderwerbs einer bestimmten, an sich schon bevorzugten Klasse von Menschen stellen. Durch den Preußischen Bankverein und die Ligilo hat Fry jetzt eine ausschlaggebende Stellung in der deutschen Finanzwelt und allem, was damit

zusammenhängt. Er wird unter anderm auch dafür sorgen, daß bei der Besetzung einträglicher Posten nicht Cliquenwirtschaft entscheidet, und daß von den Leitern größerer Unternehmungen neben geschäftlicher Tüchtigkeit auch ein Charakter verlangt wird, der mit den Forderungen des Kulturreiches im Einklang steht.

III.

Kultur-Gazeto

Kultur-Gazeto.

Ich möchte aus den Abonnenten dieser Zeitung eine große, ganz Europa umfassende Vereinigung hervorgehen lassen, die später mein ganzes Vermögen erhalten soll und, wie ich hoffe, ein gut Teil mehr, das ihr von verschiedenen Seiten zufließen würde. Die Verwaltung des Vermögens und die Verteilung seiner Einkünfte soll dieser Vereinigung selbst zustehen, sobald sie nach meinen Plänen organisiert ist. Ich selbst werde dann nur den Einfluß behalten, den mir die Vereinigung zuweist, nicht anders als irgend ein anderes Mitglied, das nach den Satzungen den mir zufallenden Posten bekleidete und nach meinem Ausscheiden, durch den Tod oder schon bei Lebzeiten, auch bekleiden würde.

Was mir als letztes Ziel meiner Gründung vorschwebt, steht so hoch über den Anfängen, daß ich nicht hoffen darf, es selbst zu erleben. Es ist entweder überhaupt unerreichbar, dann wäre es töricht, es zu offenbaren. Ich könnte nur Schaden anrichten, weil ich bei vielen, die es doch für erreichbar hielten, und das wären nicht die schlechtesten Menschen, Anlaß zu einer Bewegung geben würde, die auf eine große Kraft- und Zeitverschwendung hinausliefe, einer Bewegung, die über dem Streben nach dem Unerreichbaren das Erreichbare vernachlässigte. Oder mein Ziel läßt sich verwirklichen, dann wird es auch verwirklicht, früher oder später, weil der Weg der Kultur immer mehr von dem Unvernünftigen zum Vernünftigen, von dem Unzweckmäßigen zum Zweckmäßigen

führt. Was von Nutzen für die Menschheit ist und nach den irdischen Verhältnissen möglich, das wird auch über kurz oder lang erkannt und setzt sich gegen alle Widerstände durch.

Man sage nicht, daß vieles Vernünftige möglich sei, manches, was schon vor Jahrhunderten von großen Geistern als für die Menschheit segensreich erkannt worden sei, und dennoch bestehe es nicht. Man kann sicher sein, daß es eben noch nicht möglich oder noch nicht zweckmäßig war. Denn die Menschen sind verschieden, und was wenigen freien Geistern möglich und segensreich wäre, das kann für die Masse unmöglich oder unzweckmäßig und schädlich sein. Dinge und Menschen müssen für einander reif werden.

Ich kann also nur den Boden bereiten, kann säen und muß es andern Mächten überlassen, was davon reif wird. Es muß und wird einmal dahin kommen, daß die vernünftigen Menschen, die wohl immer in der Minderheit sein werden, über die Unvernünftigen herrschen und sie in den Dienst der Kultur zwingen, daß der Adel der Menschen sich ein Reich schafft, das über der Gemeinheit der Menge steht. Für diesen Adel wollen wir arbeiten, wollen ihm helfen, sich die Macht zu erobern, ohne welche die besten Kulturkräfte nicht frei gemacht werden können. Und der Adel der Geburt soll mit dem Adel des Geistes zusammengehen.

Zuerst müssen die Zellen der Organisation gebaut werden, die kleinsten Gemeinschaften, aus denen das große Ganze erwachsen soll. Wer an meinem Vermögen und dem späteren größeren teilhaben will, der schließe sich einer Gemeinschaft an, die ich zuerst Kulturverein nennen will. In jedem Orte bilden die Abonnenten dieses Blattes einen oder mehrere Kulturvereine. Die Zahl der Mitglieder eines Vereins soll nicht weniger als zehn und nicht mehr als hundert betragen.

Jeder Verein gibt sich selbst seine Satzungen, zuerst nach freiem Belieben, später nach gewissen Grundsätzen, die von der ganzen Organisation festgesetzt werden. Zunächst darf kein Verein die Aufnahme eines Abonnenten verweigern, es sei denn, daß er schon hundert Mitglieder hätte. Jeder Verein wählt aus seiner Mitte einen Vorsitzenden und dessen Stellvertreter. Die Vorsitzenden melden ihren Verein bei der Niederlassung oder Vertretung der Ligilo ihres Ortes an und reichen die Mitgliederliste ein.

Weitere Mitteilungen folgen später.

Richard Fry.

Allgemeines Literaturblatt.

Das erste Heft der Kultur-Gazeto ist erschienen. Es enthält an der Spitze eine Aufforderung Frys an die Abonnenten, sich an jedem Orte zu Kulturvereinen zusammenzuschließen, und bringt dann einige bemerkenswerte Aufsätze und Aphorismen:

Prof. Dr Linnert: „Vorhandene Ansätze zu einer höheren Kultur",

François Cordienne: „Patriotismus und Internationalismus",

William Thurston: „Gattungstriebe unter der Herrschaft der Vernunft",

Onno Jensen: „Der Sinn für Maß,"

Iwan Kamenjeff: „Religion und Staatsleben".

Die Aphorismen scheinen von Fry zu sein. Nachstehend einige Proben.

Die Menschen sind verschieden. In dieser Erkenntnis liegt der Keim der Weisheit. Wenn die Sonne des Herzens

darauf scheint und der Tau des Verstandes ihn befruchtet, so wächst er zum Baume, der dir Früchte spendet für deinen Genuß und Schatten für deine Ruhe. Nichts nützt das Wissen, daß die Menschen verschieden sind, ohne den Sinn für das Maß.

* * *

Für sich selbst kann niemand mehr erreichen als sein Glück. Es gibt aber ein armes und ein reiches Glück, um so reicher, je mehr fremdes Glück den Kern des eignen bildet.

* * *

Wir sollen in unserm Glücke wohnen wie in einem sanftgleitenden Kahn; wir ruhen und kommen doch vorwärts.

* * *

Das Glück ist keine Blume, sondern ein Garten. Wir selber sind sein Erdreich, und aus kleinen und großen Freuden webt sich sein bunter Teppich.

* * *

Mit tausend Stimmen der Freude spricht die Natur zum Menschen und offenbart Wunder auf Wunder, und der größten Wunder eines ist der Mensch. Darum ist eine hohe, ja vielen die höchste Freude, die Freude am Menschen und mit dem Menschen.

* * *

Es gibt Freuden der Geselligkeit und Freuden der Einsamkeit. Bitter ist das Gefühl der Einsamkeit in der Geselligkeit, von wundersamer Süße aber gesellige Einsamkeit.

* * *

Ein unerschöpflicher Born ist die Verschiedenheit, und am reichsten sprudelt er, wo der Mann Freude am Weibe hat und das Weib am Manne, Lust und Glück im Genusse des Leibes und der Seele.

* * *

Laß Gott für dich sorgen, sorge du nicht für ihn.

* * *

Wenn dein Gott dir sagt, du sollst für ihn kämpfen mit Feuer und Schwert, mit der Macht des Staates, mit dem Zwange, der Übles tut an Körper oder Geist und die Sonne des Lebens verdunkelt, so wende dich ab von ihm; denn es ist kein guter und kein starker Gott.

* * *

Willst du wissen, was ein Mensch und sein Gott wert sind, so sieh darauf, wie der Mensch lebt, wenn er nicht an seinen Gott denkt.

* * *

Vergiß nie, daß es immer gute und edle Menschen gab ohne deinen Gott und immer Bösewichte mit deinem Gott.

* * *

Sieh, daß du im Kampf um die Güter des Lebens nicht die Fähigkeit verlierst, sie zu genießen.

* * *

Ist dir der Kampf selber Genuß, so verschenke den Preis.

* * *

6*

Wer nicht gezwungen ist, um Geld zu arbeiten, und es dennoch tut, entehrt sich.

* * *

Wer Schätze häuft, die er nicht verwertet, raubt sie denen, die sie verwerten könnten.

* * *

Ein Charakter ist mehr wert als zehn Talente.

* * *

Handel und Wandel.

Wie wir von der Ligilo erfahren haben, beträgt die Zahl sämtlicher Abonnenten der Kultur-Gazeto in Europa bisher rund vier Millionen. Das erscheint uns nicht sehr viel.

Wir brachten vor einiger Zeit die Zuschrift eines Lesers, der das Unternehmen mit einer Lotterie verglich und danach die Aussichten auf einen Gewinn zu schätzen suchte. Die preußische Staatslotterie hat 348 000 Stammlose zu zweihundert Mark und zweimal im Jahre, das macht eine Ausgabe der Spieler von jährlich rund 140 Millionen Mark. Bekanntlich werden meist nur Teile eines Loses gespielt. Rechnet man im Jahresdurchschnitt auf einen Spieler 20 Mark, das heißt so viel wie die Kultur-Gazeto kostet, so ergäbe das 7 000 000 Spieler in Preußen, die eben so gut dafür Abonnenten sein könnten. Preußen hat aber nur etwa den zehnten Teil der Bevölkerung Europas, sodaß nach demselben Maßstabe 70 000 000 Abonnenten für Europa möglich wären. Natürlich lassen sich die Verhältnisse Preußens nicht so verallgemeinern. Man muß aber bedenken, daß in der Mehrheit nur kleine Leute Lotterie

spielen. Wenn diese schon eine so große Summe aufbringen, so könnten von den wohlhabenderen noch ganz andere Summen hergegeben werden, und wenn all dies Geld planmäßig für Kulturzwecke verwendet würde, so könnte ein Segen gestiftet werden, der schließlich auch den kleinen Leuten mehr brächte, als sie jetzt für ihre Lotterieeinsätze haben.

Wir erwähnten nur die preußische Staatslotterie; dazu kommen aber ungezählte andere Lotterien, für angebliche Wohlfahrtszwecke aller Art, für Kirchenbauten und dergleichen, ferner Pferdelotterien, Kunstlotterien usw. Und so fast überall in Europa. Ganz ungeheuere Summen werden so zersplittert, die zwar einzelnen Personen und einzelnen guten Sachen zum Vorteil gereichen, volkswirtschaftlich und kulturell aber nutzlos verpuffen, ja sogar vielfach Schaden stiften. Es ist daher ein durchaus gesunder Gedanke Richard Frys, nicht bloß die geistigen Kräfte, sondern auch die Macht des Geldes durch eine vernünftige Organisation der Wohlfahrtspflege besser nutzbar zu machen.

Daß Fry mit seinem schönen Idealismus einen so praktischen Geschäftssinn verbindet, kann nur freudig begrüßt werden. Wir hatten nicht erwartet, daß eine Nummer seiner „Zeitung" ein so umfangreiches Buch sein würde. Die Anzeigensammler der Ligilo waren sehr fleißig, und bei der großen Verbreitung der Zeitung, mit der man rechnen konnte, beeilten sich die großen Reklameunternehmungen, sich ihren Platz zu sichern. Der Inseratenanhang besteht aus zwei Teilen: der erste ist der ganzen Auflage beigegeben und enthält Anzeigen von Firmen mit Weltruf, für ganz Europa berechnet und daher auch in der internationalen Sprache, der zweite ist für jedes Land verschieden, von Firmen, die hauptsächlich für das eine Land in Frage kommen und daher auch in der nationalen

Sprache. Die Einnahmen sollen weit die Ausgaben für Herstellung und Vertrieb der Zeitung übersteigen. Dazu kommen dann noch die hundert Millionen der Abonnentengelder.

Katholische Volkszeitung.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß die sogenannten Kulturbestrebungen Richard Frys mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. Nach dem ersten Hefte der Kultur-Gazeto können wir nur wieder unsere warnende Stimme erheben.

Der Aufsatz „Religion und Staatsleben" läßt ganz klar erkennen, wohin man strebt. Man will den Einfluß der Kirche auf das Staatsleben vollständig ausschalten, mit andern Worten, dem Volke die Religion nehmen. Eine Kultur ohne Religion ist nicht möglich; man kommt zum nackten Materialismus, der die Menschen verroht und ihnen ihr eigentliches köstliches Ziel nimmt, die ewige Heimat. Das Leben ist der Güter höchstes nicht, und was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, an seiner Seele aber Schaden litte!

Auch der Aufsatz „Gattungstriebe unter der Herrschaft der Vernunft" enthält mit seiner Überschätzung der Persönlichkeit, mit seiner Verherrlichung der persönlichen Freiheit gegenüber den durch die Tradition geheiligten, durch göttlichen Willen festgesetzten und durch die Staatsordnung geschützten Grundsätzen der Sitte und Moral Gedanken, die dem Gefühle jedes gläubigen Katholiken zuwider laufen.

Nach alledem dürfen wir die Bestrebungen Frys nicht unterstützen, sondern müssen sie eifrig bekämpfen. Wenn wir uns von den Kulturvereinen fern halten, so würde zwar mancher vor den Gefahren sicher sein, die ihm in einer Gesellschaft von

Freidenkern und Kirchenfeinden drohen, aber wir könnten nicht verhindern, daß diese unter sich zu einer Macht werden, die durch ihre Organisation auf der ganzen Erde unserer heiligen Kirche großen Schaden zufügen könnte. Wir müssen uns deshalb Einfluß in der Organisation selber verschaffen, um den Feind im eigenen Lager bekämpfen zu können. Das Mittel dazu hat uns Herr Fry selbst gegeben. Voraussetzung für die Mitgliedschaft eines Kulturvereines ist nur das Abonnement auf die Kultur-Gazeto; im übrigen können sich die Vereine bilden, wie sie wollen. Darum gründet überall katholische Kulturvereine, tretet nur katholischen bei!

Freie Presse.

Die Aufsätze der ersten Nummer der Kultur-Gazeto enthalten im Grunde genommen keine neuen Gedanken. Jeder denkende Mensch von fortschrittlicher Gesinnung hat mehr oder minder klar schon dasselbe gedacht. Aber es nützt nichts, daß noch so viele dasselbe denken und wünschen, wenn nicht die praktischen Folgen daraus gezogen werden, und es ist wichtiger für das Leben, einen einzigen guten Gedanken zu verwirklichen, als hundert neue zu bringen, die nur auf dem Papier leben. Unsere Zeit ist reich genug an guten Gedanken und schönen Worten, aber es fehlt uns an fruchtbaren Taten.

Richard Fry geht als erfahrener und geschickter Geschäftsmann vor, wo andere bisher nur als Idealisten etwas zu erreichen hofften. Wer zählt die Namen, nennt die Arten aller Vereine und Gesellschaften, die sich schon für Kulturzwecke gebildet haben, auch für ähnliche, wie sie Fry im Auge hat! Aber es waren Messer ohne Griff, Klingen ohne Schneide.

überall eine unsägliche Zersplitterung im großen und im kleinen, ein Durch-und-gegeneinander-Arbeiten, ein großes Wollen und ein kleines Vollbringen; nirgends eine wirkliche, auch nur die Kulturkräfte eines Landes, geschweige denn die Europas zusammenfassende Organisation. Und bei all den Riesensummen, die alljährlich für Kultur- und Wohlfahrtszwecke ausgegeben werden, nirgends eine planmäßige Konzentrierung und Verteilung. Hiervon macht selbst der über die ganze Erde verbreitete Freimaurerorden, soweit er allgemeinen Kulturzwecken dient, keine Ausnahme.

Die Mächte der Kulturhemmung sind besser organisiert. Das stolze und festgefügte Gebäude der katholischen Kirche verdankt seine Macht und Dauer nicht minder der Zersplitterung ihrer Gegner als ihrer nirgends sonst erreichten internationalen Organisation und dem einheitlichen Zusammenarbeiten ihrer verschiedensten Unterverbände, der Orden, Kongregationen, Gesellschaften, Vereine bis hinunter zu den Jünglings- und Jungfrauen-, den Lehrlings- und Schulkindervereinen. Sie alle blicken nach dem einen Rom, wo ihr heiliger Vater so für sie alle da ist wie sie für ihn, wohin alle Wege führen, und von wo der Strom der Gnade bis in die niederste Hütte des entferntesten Dörfleins fließt. Wahrlich, diente diese Macht dem wahren Wohle der Menschheit, so gäbe es keine nützlicheren Abgaben als Kirchensteuer und Peterspfennig.

Mit feinem Instinkt wittert denn auch die Kirche die ihr drohende Gefahr, sie, die doch nichts zu fürchten hätte, da ihr Fels für die Ewigkeit gegründet sein soll, sodaß selbst die Mächte der Hölle ihm nichts anhaben können. Noch ist nicht bekannt, wie Fry seine Organisation ausbauen will; man weiß nur, daß sie sich aus den Kulturvereinen entwickeln und dann ein Milliardenvermögen zu freier Verfügung erhalten soll. Da

gilt es, sich zur rechten Zeit den wünschenswerten Einfluß zu sichern, und wir können nur von dem einmütigen Rate der katholischen Presse lernen. Alle Kräfte des Fortschritts müssen sich sammeln!

Gerade in den Kreisen der Intelligenz, namentlich der deutschen, besteht freilich eine gewisse Abneigung gegen alles Vereinswesen, man will nicht mit Hinz und Kunz dieselben Wege gehen, sondern bleibt in dem Bewußtsein des eigenen Wertes lieber für sich. Wo aber nur in dem Zusammenschluß die Stärke liegt, wo man dadurch Güter erstrebt, die wieder der persönlichen Freiheit zugute kommen, da darf sich der einzelne nicht fern halten. Er würde gegen sein eigenstes Interesse handeln. Wir raten also allen, die es noch nicht getan haben, auf die Kultur-Gazeto zu abonnieren und einem Kulturvereine beizutreten. Eine besondere Arbeit oder ein eigentliches Vereinsleben wird ja nicht verlangt.

Der Sozialdemokrat.

Die revisionistische Richtung unsrer Partei begrüßt das Unternehmen Richard Frys als einen vielversprechenden Anfang einer Reform des gesellschaftlichen und politischen Lebens, namentlich wegen des ausgesprochenen Bestrebens, den Weg frei zu machen für alle nützlichen Menschen, die jetzt unter der Herrschaft des Zufalls nicht zu einer richtigen Entfaltung ihrer Kräfte kämen.

Wir sind aber anderer Meinung, und jeder zielbewußte Sozialdemokrat muß uns recht geben. Wer von unsern Parteigenossen die Kulturvereine unterstützt, indem er

empfiehlt, ihnen beizutreten, der begeht einen Verrat an der Sache des Proletariats. Nach allem, was wir von Herrn Fry gehört haben, ist er ein Gegner der Masse; sein Unternehmen ist ein rein bürgerliches, kapitalistisches Unternehmen, und wenn er auch vieles ausgesprochen hat, was auch wir verwirklicht sehen wollen, so will er doch einen Weg dahin führen, den wir nicht mitgehen können. Wir können nicht warten, bis sich auf dem Umweg über die Persönlichkeit unsere Gesellschaftsordnung allmählich geändert hat.

Wir haben genug Opfer gebracht und bringen sie täglich, um gleich ganze Arbeit zu machen, und dürfen davon nicht ablassen. Wer uns auf eine ferne Zukunft vertröstet, gibt uns Steine statt Brot. Das Volk ist endlich reif geworden, um seine Geschicke selbst in die Hand zu nehmen, und kein Gerede von natürlichen Verschiedenheiten wird es abhalten, für jeden mündigen Menschen das gleiche Bestimmungsrecht in allen Angelegenheiten des sozialen Lebens zu verlangen. Wir wollen uns nicht der Herrschaft einiger weniger beugen, weder des Geldadels noch des Geistesadels, am wenigsten des Geburtsadels, den Fry nicht nur erhalten, sondern stärken will. Schon allein darin liegt eine unüberbrückbare Kluft zwischen uns und Herrn Fry. Und in diese Kluft wollen wir nicht noch unser Geld werfen, das wir für unsere eigene Organisation so nötig haben.

Kultur-Gazets.

Die Zahl der Abonnenten dieser Zeitung hat nunmehr sechs Millionen überschritten. Es haben sich annähernd 150 000 Kulturvereine gebildet, sodaß im Durchschnitt auf

jeden etwa 40 Mitglieder kommen. Es überwiegen bei weitem die Vreiene mit wenigen Mitgliedern, weil sich offenbar zunächst Freunde und nähere Bekannte zusammengetan haben. Die Menge der Vereine mit der Höchstzahl von 100 Mitgliedern ist verhältnismäßig gering. Die größeren Vereine sind meist aus schon bestehenden Vereinen hervorgegangen.

Für die weitere Durchführung der Organisation habe ich Europa in 50 Bezirke eingeteilt, wie aus der beiliegenden Karte ersichtlich. Die Bezirke sind in Gestalt und Ausdehnung verschieden, weil ich Rücksicht auf die verschiedene Dichte der Bevölkerung genommen und mich möglichst an die Nationalgrenzen gehalten habe. Wie man sieht, decken sie sich ungefähr mit den Staaten mittlerer Größe, kleinere Staaten sind in einen Bezirk zusammengefaßt, größere in mehrere eingeteilt.

In jedem dieser Gebiete sollen die Kulturvereine einen Landesverband bilden. Jeder Landesverband soll zehn Provinzialverbände umfassen, ungefähr entsprechend der Einteilung in die blauumgrenzten Unterbezirke. Ein Provinzialverband wird aus 10 Kreisverbänden gebildet, deren jeder ungefähr die gleiche Anzahl von Mitgliedern der räumlich zu ihm gehörigen Kulturvereine umfassen soll. Danach ergeben sich im ganzen 50 Landesverbände, 500 Provinzialverbände und 5000 Kreisverbände. Durchschnittlich gerechnet würden also auf jeden Kreisverband 1200 Mitglieder entfallen oder 30 Kulturvereine. In Wirklichkeit ist natürlich die Zahl der Vereine je nach ihrer Größe sehr verschieden.

Die zu jedem Kreise gehörige Ligilo hat nach den eingereichten Mitgliederlisten eine vorläufige Zusammenstellung der Kulturvereine gemacht und wird nach zwei Monaten die Vorsitzenden der den Kreisverband bildenden Vereine zu einer Zu-

sammenkunft einladen. In ihr wählen diese Vorsitzenden aus ihrer Mitte einen Präsidenten, der damit an die Spitze des Kreisverbandes tritt (Kreispräsident). Der Gewählte ist der Ligilo anzuzeigen. Darauf werden die zehn zu derselben Provinz gehörigen Kreispräsidenten eingeladen, aus ihrer Mitte den Provinzialpräsidenten zu wählen. Ebenso erfolgt die Wahl des Landespräsidenten aus der Mitte der unter ihm stehenden zehn Provinzialpräsidenten.

Alle diese Wahlen sind nur vorläufig, die endgültigen sollen nach Ablauf des Jahres stattfinden, da es nötig ist, daß sich die verschiedenen zu derselben Gruppe gehörigen Präsidenten erst näher kennen lernen, damit sie wissen, wen sie mit Rücksicht auf den Zweck der Organisation zu ihrem Ersten machen sollen. Die endgültige Wahl der Vorsitzenden der einzelnen Kulturvereine soll innerhalb der nächsten zwei Monate erfolgen, weil sie ja die Grundlage der weiteren Ausgestaltung bilden. Auch Frauen können gewählt werden.

Um eine Richtschnur für die Wahlen zu geben, will ich schon jetzt folgendes bemerken:

Als ich versprach, 200 Millionen Frank unter die Abonnenten der Kultur-Gazeto zu verteilen, hatte ich nicht bloß die Absicht, durch die Hoffnung auf einen Gewinn Interesse für die Zeitung zu erwecken. Ich wollte eine Organisation vorbereiten, bei der von unten herauf durch immer weitergehende Auslese die tüchtigsten und würdigsten Menschen in die Höhe kommen können. Mein Geld soll nach Möglichkeit denen zukommen, denen es am meisten nützen kann, oder die es im Sinne meiner Idee am besten verwenden können. Zuerst kann natürlich alles nur unvollkommen sein, die eigentliche Schöpfung muß erst aus dem Rohen herausgemeißelt

werden, und die 200 Millionen Frank sind nur ein kleiner Anfang, von dem ich aber doch hoffe, daß er schon manchen Nutzen stiften wird. Die Verteilung dieses Geldes soll also keinen Maßstab abgeben für die spätere Verwendung des der Organisation zufließenden Vermögens, höchstens soweit die allgemeinen Grundgedanken in Frage kommen.

In den verschiedenen Präsidenten bezeichnen die Mitglieder des Verbandes, wer diesmal die Hauptpreise des ausgesetzten Betrages erhalten soll.

Von den 50 Landespräsidenten erhalten 10 aus ihrer Mitte gewählte

je 1 000 000 Fr., zusammen	10 000 000 Fr.
die übrigen 40 je 200 000, zusammen . . .	8 000 000 „
die 500 Provinzialpräsidenten je 40 000, zus.	20 000 000 „
die 5000 Kreispräsidenten je 10 000, zusam.	50 000 000 „
	88 000 000 Fr.
Von den 200 000 000 Frank verbleiben danach	112 000 000 Fr.

Mit Rücksicht darauf, daß mehr Abonnenten gekommen sind, als ich für den Anfang erwartet hatte, erhöhe ich diesen Betrag um 38 Millionen, sodaß noch 150 000 000 Frank zur Verfügung stehen. Diese werden unter die Kreisverbände als solche gleichmäßig verteilt, damit jeder ein kleines Vermögen hat, aus dem die in der ersten Zeit entstandenen und noch entstehenden Unkosten zu bestreiten sind.

Ich habe nach dem Erscheinen des ersten Heftes der Kultur-Gazeto so viele Zuschriften aus allen Ländern erhalten, von hoch und niedrig, die mir mit freundlichen Worten ihre Zustimmung zu meinen Grundgedanken aussprachen, daß es mir nicht möglich ist, jedem besonders zu danken. Ich habe

mit großer Freude meine Annahme bestätigt gefunden, daß ich viele Mitarbeiter haben würde, die ohne an einen persönlichen Gewinn zu denken, mein Werk unterstützen. Ich hoffe, es werden ihrer immer mehr werden, je besser die Kulturorganisation durchgeführt und je freier dadurch mancher wird, der wegen seiner Lebensverhältnisse nicht so hervortreten kann, wie er im Innersten möchte.

Richard Fry.

IV.

Die Gründung des Kulturreiches

Neueste Nachrichten.

Über die von Richard Fry einberufene Zusammenkunft der fünfzig endgültig gewählten Landespräsidenten des Kulturverbandes in Paris bringen wir folgenden ausführlichen Bericht, nachdem wir unsere Leser über die Hauptpunkte schon telegraphisch unterrichtet haben.

1.

Der Präsident der Deputiertenkammer hatte den großen Sitzungssaal des Parlamentsgebäudes Herrn Fry für die öffentlichen Zusammenkünfte zur Verfügung gestellt. Natürlich war der Andrang so groß, daß nur ein kleiner Teil der sich Meldenden Eintrittskarten erhalten konnte. Die Namen der fünfzig Erwählten, darunter vier Damen, sind bekannt. Von der Mehrzahl hat man bei Bekanntmachung ihrer Wahl nicht zum ersten Mal gehört. Mehr oder minder hatten sich diese alle schon, wenigstens in ihrem Vaterlande, in der Öffentlichkeit hervorgetan, etwa zwanzig waren bisher unbekannt.

Nachdem Fry eine kurze allgemeine Ansprache in der internationalen Sprache gehalten, wandte er sich jedem der fünfzig besonders zu. Mit einigen Worten ging er bei jedem auf seine Lebensverhältnisse ein, beglückwünschte ihn zu seiner Wahl und überreichte ihm eine Brieftasche aus grünem Leder, geschmückt mit den goldenen Monogrammen Frys und des Empfängers und enthaltend einen Scheck über den ihm zu-

gefallenen Preis. Die wenigsten hatten je vorher einen Scheck über eine so große Summe gesehen, und man kann sich ihre Gefühle bei der Empfangnahme ausmalen, namentlich der zehn Glücklichen, die dadurch mit einem Schlage Millionäre wurden.

Mit besonderem Beifall aus dem Saale und von den Tribünen wurde der Verfasser der berühmten Hymne „An den Gott der Zukunft", der etwa vierzigjährige Giuseppe Ferrari ausgezeichnet, von dem man weiß, mit welch unglücklichem Schicksal er bisher zu kämpfen hatte. Ein kaum endenwollendes „Brave, Brave" erscholl von allen Seiten und „Vivu Ferrari, vivu Fry!" Es war eine spontane und ergreifende Huldigung für das Genie, dessen Flammen in den Widrigkeiten der Lebensnot fast erloschen waren, und für den Wohltäter, der ihm nun Freiheit und Unabhängigkeit geschenkt hat.

Nach der Preisverteilung schloß Fry den offiziellen Teil mit folgender Ansprache an die Landespräsidenten:

Meine Freunde und Mitarbeiter, Sie sind aus allen Teilen Europas hierher zusammengekommen, und ich wüßte nicht, wie ich mit jedem unmittelbar hätte sprechen können, wenn wir nicht die internationale Sprache hätten. Viele von Ihnen verstehen ja sonst nur ihre Muttersprache, die ich wieder nicht verstehe, oder kennen eine andere Sprache nur so dürftig, daß es zu dem Zwecke nicht ausreichen würde, zu dem ich Sie eigentlich hierher gerufen habe. Wir haben in den nächsten Tagen fleißig zu arbeiten, und ich würde es schmerzlich bedauern, wenn dabei ein Mann wie z. B. unser wackerer Ferrari, der sonst nur sein Italienisch versteht, stumm dabei sitzen müßte. Die Kenntnis mehrerer Sprachen, auf

die früher so viel Wert gelegt wurde und zum Teil auch gelegt werden mußte, ist ja kein Beweis für die Kulturtüchtigkeit eines Menschen. Wer weiß, ob sich das Genie Ferraris in dieser Ursprünglichkeit entfaltet hätte, wenn er die besten Jahre seiner Entwicklung auf einem Gymnasium hätte zubringen müssen, das die halbe Schulzeit mit alten und neuen Sprachen in Anspruch nimmt. Ich hoffe, daß dank der internationalen Sprache auch hier allmählich eine Änderung eintreten wird.

Wie gerne hätte ich ihren Schöpfer unter Ihnen gesehen! Aber er hat mit Rücksicht auf sein hohes Alter jede Wahl abgelehnt. Bescheiden wie er sein Leben lang war, hat er keinen Wunsch für seine Person. Er sieht seine Lebensaufgabe als erfüllt an und will seine wohlverdiente Ruhe genießen.

Ich möchte jedem von uns ein gleiches Glück wünschen, das Glück, in erfolgreichem Streben die Gaben der eigenen Persönlichkeit so zur Blüte zu entfalten, daß ihre Früchte der ganzen Menschheit zugute kommen. Nur wenigen ist eine so weitreichende Schöpferkraft verliehen, und noch weniger kommen dazu, sie in vollem Maße zu betätigen oder gar den Sieg ihres Strebens zu erleben. Möge es uns gelingen, dafür zu sorgen, daß keiner von ihnen sich und der Welt verloren geht, und daß ihnen die Wege zu ihren höchsten Leistungen geebnet werden.

Mit diesem Wunsche schließe ich heute, an Ihnen wird es liegen, ihn erfüllen zu helfen.

2.

Der öffentliche Teil der Sitzung galt der Beratung allgemeiner Fragen. Fry begann mit folgendem Vortrage:

Meine Damen und Herren! Ich habe das seltene Glück,

vor einem Parlamente zu stehen, das berufen ist, einen neuen Abschnitt in der Kulturgeschichte einzuleiten. Eine Auslese der Intelligenz aller Länder ist hier versammelt. Fürsten des Geistes und, wie ich hoffe, auch des Herzens, nicht um über diplomatische Verwicklungen zu entscheiden, auch nicht um irgend welche einzelnen Fragen des geistigen oder wirtschaftlichen Lebens zu beraten, sondern um den Grundstein für ein Gebäude zu legen, das zu einem Tempel der ganzen Menschheit werden soll. Sie sollen mir helfen, ein Reich zu gründen, das keine staatlichen Grenzen kennt, einen Überstaat, der die besten Menschen aus allen Staaten Europas umschließt. Ich denke nicht an das Ziel, alle Menschen zu einer einzigen Einheit zusammenzubringen; das ist ein Traum und vielleicht nicht einmal ein schöner. Mein Reich soll das Reich der Besten sein. Möge von ihm auch ein Segen auf die übrige Menschheit ausgehen, und ich hoffe, es wird in reichem Maße der Fall sein.

Das Kulturreich, der Überstaat, wie ich ihn mir denke, soll sich namentlich in folgenden Punkten von den eigentlichen Staaten unterscheiden. Bei diesen handelt es sich um eine Zwangsorganisation. Mit der Geburt tritt man in den Staatsverband ein, wird berechtigt und verpflichtet, wie es die Verfassung und die Gesetze bestimmen, auf deren Gestaltung der einzelne, und wäre es der tüchtigste, oft wenig Einfluß hat. Wir haben eine freiwillige Organisation; wer ihr nicht beitreten will, braucht es nicht; wer nicht in ihr bleiben will, braucht es nicht. An ihrer Verfassung und ihren Gesetzen mitzuwirken, wird eine der wichtigsten Aufgaben der einzelnen sein, und dem Maße der Tüchtigkeit soll auch der Einfluß entsprechen.

Auf der andern Seite können sich die Staaten ihre An-

gehörigen nicht auswählen. Was als Staatsangehöriger geboren wird, sei es der größte Dummkopf, der größte Lump, der nichtsnutzigste Schmarotzer, hat dieselben Rechte wie das Genie, der edelste Mensch, der fruchtbarste Arbeiter. Und die Einrichtungen des Staates bewirken es, daß oft die Dummen und Schlechten einen größeren Einfluß haben als die Klugen und Guten. Denn im Staate herrscht der Grundsatz der Gleichheit, der bei der natürlichen Verschiedenheit der Menschen oft zur größten Ungerechtigkeit wird. Wir wollen uns unsere Bürger aussuchen und den Grundsatz der Verschiedenheit herrschen lassen. Nicht der Verschiedenheit, die in den Staaten bei aller Gleichheit vor dem Gesetze so mächtig ist, der Verschiedenheit der gesellschaftlichen Stellung, des Namens, des Reichtums, der Gunst der Mächtigen. Bei uns soll es auf die Verschiedenheit der menschlichen Natur, die Verschiedenheit der geistigen Anlagen ankommen. Diese Verschiedenheit soll gepflegt und gefördert werden, und je reifer und fruchtbarer eine Persönlichkeit ist, um so höher soll sie stehen, um so mehr Gelegenheit soll sie bekommen, zu schaffen und zu genießen.

Ferner: in den Staaten herrschen Macht und blinder Zufall; eine Macht, die durch die geschichtliche Entwicklung begründet und von den in ihrem Schatten sich Wohlfühlenden aufrecht erhalten wird, ohne Rücksicht auf Kraft und Verdienst ihrer Träger, und ein Zufall, der Dummheit und Laster mit Schätzen überhäuft und Geist und Tugend dem Elend preisgibt. Wir wollen nach Kräften die Vernunft walten lassen und die böse Macht des Zufalls brechen. Dem Zufall entgegenzutreten, wird unsere Hauptaufgabe sein. Der Zufall wirft die Menschen ins Leben und fragt nicht danach, ob sie in einen Sumpf, eine Wüste oder in einen fruchtbaren Garten fallen.

Wir sollen dafür sorgen, daß es auf den Menschen selber ankommt, daß jede keimfähige Kraft auf den für sie geeigneten Boden kommt.

Noch einen Unterschied unseres Reiches von den geschichtlichen Staaten will ich hervorheben. In den Grenzen der Staaten lag von jeher der Keim zu Besonderheiten, die kulturhemmend wirkten, auch wenn sie nicht gerade zu blutigen Kriegen führten. Der Überstaat soll die kulturfördernden Verschiedenheiten der Völker pflegen, die feindlichen Gegensätze in einer höheren Einheit auflösen, und so dazu beitragen, den Frieden unter den Völkern aufrecht zu erhalten, immer sicherer, immer dauernder. (Lebhaftes Bravo!)

Ich weiß, meine Freunde, daß wir von einem solchen Überstaat, wie er mir als Ziel der Entwicklung vorschwebt, noch weit entfernt sind. Aber ich hoffe, daß es uns gelingen wird, die Wege dahin zu ebnen. Mögen weitere Geschlechter den Bau fortsetzen und vollenden, den ich mit Ihrer Hilfe beginnen will.

Ehe wir an unsere eigentliche Arbeit herantreten, drängt es mich, zweier Menschen zu gedenken, denen ich mit innigem Danke das Hauptverdienst an meinem Unternehmen zuzuweisen habe. Der erste ist mein seliger Vater. Nur wenige haben seine edle Natur gekannt. Den meisten war er nur der erfolgreiche Spekulant, der unermüdlich raffende Geldmensch, und da er fast garnichts für die übliche Wohltätigkeit aufwandte und ein bescheidenes Leben führte, der unverständliche Geizhals und Sonderling. Er achtete nicht darauf, die Meinung der Welt war ihm gleichgültig. In seinem Herzen brannte ein Ideal, dessen Gluten ihn zu immer rastloserer Tätigkeit anfeuerten, sodaß er, der ein so bequemes Leben hätte haben können, nächtelang über der Arbeit saß, keine

Zeit für Vergnügen oder Zerstreuung, ja oft nicht für das notwendigste Essen übrig hatte.

Von bitterem Elend war seine Jugend erfüllt. Sein Geist, der von Anfang an auf das Große gerichtet war, fand überall die Wege zu freierem Fluge versperrt, und in der Sorge um das nackte Leben schien er verkümmern zu sollen. Er sah sich von Menschen unterdrückt, die an Geist und Charakter tief unter ihm standen, und er bekam einen Haß gegen den Zufall, der die Menschen hoch und niedrig stellt ohne Rücksicht auf ihre Persönlichkeit, einen Haß, der ihn auch dann nicht verließ, als ihn derselbe Zufall auf die Bahn brachte, die ihn zu seinem Reichtum führte. Er hatte erkannt, daß mit den kleinen Mitteln der Wohltätigkeit, selbst den Millionenstiftungen für Universitäten und andere gemeinnützige Anstalten, nichts Bedeutendes gewonnen war. Hier sollte und konnte der Staat oder die Gemeinde für das Notwendige sorgen. Ein Riesenvermögen wollte er sammeln, nicht um es zwecklos zu zersplittern, sondern um es zu einer dauernden und reichlich fließenden Quelle zu machen, aus der nach einem großen Plane die Mittel zu einem geordneten Kampfe gegen den Zufall geschöpft werden könnten. Durch die Macht des in die richtigen Hände geleiteten Geldes sollten andere Lebenswerte geschaffen werden als die Scheinwerte, die jetzt den meisten Menschen den einzigen Lebensinhalt geben und ihnen und anderen dadurch das eigentliche Leben rauben.

Leider konnte mein Vater in dem Kampfe um die Mittel zu seinem Zwecke nicht zu dem Zwecke selber kommen. Mitten in den Entwürfen zu unserm Plane starb er. Ich sage unserm Plane und komme damit auf den Mann, der gleich neben meinem Vater genannt zu werden verdient.

Mein Vater hatte damit gerechnetdaß er selber vrlle ichteü nicht zur Ausführung seiner Ged anke nkoesinde, uns indes, sich deshalb bemüht, mich zu dem Vollstreckmmen ıə Willeaı zu erziehen. Ich neigte aber zum Zweifel an der Möglichkeit ter Erreichung seiner Ziele, zumal diese ja meinem Vater selbst zunächst nur unklar vorschwebten. Die Erfahrungen meines Vaters und meine eigenen, — und mein Vater sorgte dafür, daß ich vielGelegenheit erhielt, Erfahrungen zu sammeln, — dei Haß meines Vaters gegen die von den Menschen aufrecht erhaltenen Ungerechtigkeiten des Lebens, hatten mich etwas zum Menschenverächter gemacht. Gerade in meiner Umgebung, wo alles sich vor dem Golde beugte und das Ansehen der Menschen sich nach ihrem Besitze richtete, sah ich, wie wenig die Persönlichkeit galt, sah ich, wie Menschen von hohem Verstande sich zur Arbeitsmaschine erniedrigten, charakterlose Menschen hoch kamen, und gerades Wesen ein Hindernis für das Fortkommen war. Es schien mir alles so klein und verächtlich, die menschliche Natur in der weiten Regel so niedrig, daß es mir zwecklos erschien, hier auf einen Wandel zu sinnen. Ich habe manchmal daran gedacht, mir lieber selber das Leben so behaglich und angenehm zu machen, wie es mein Reichtum nur ermöglichte, statt mich um das Wohl anderer zu bemühen. Aber Professor Karl Linnert, in dem ich einen ebenso seltenen Lehrer wie Freund fand, hat mich anderen Sinnes gemacht. Er überzeugte mich, daß der Fehler nicht allgemein in der menschlichen Natur liegt, sondern in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen, und daß der Hebel angesetzt werden müsse bei der Freimachung und Pflege der Persönlichkeit. Schuf mein Vater die Mittel, so gab mein Freund die Hauptideen zu ihrer Verwendung im Sinne meines Vaters, Ideen, die wir donn gemeinschaftlich weiter verarbeitet haben in dem

beglückenden Gefühle, an einem großen und edlen Werke zu bauen. Möge etwas davon auch Ihre Seele erfüllen, die ich Sie gebeten habe, uns weiter zu helfen. Herr Professor Linnert wird Ihnen nun weiter darüber berichten.

Prof. Dr Karl Linnert (Berlin) bedankte sich für die freundlichen Worte, mit denen Fry seiner gedacht hatte, und führte dann folgendes aus:

Unser Vorbild war das Papsttum, diese großartigste Organisation der Weltgeschichte. Auch aus freiwilligen Anfängen emporgewachsen, ist es zu einer festgefügten Macht geworden, mit einer überstaatlichen Herrschergewalt, der sich Kaiser und Könige beugen mußten. Unser Reich soll von dieser Welt sein, und wenn es einst so ausgebaut sein wird, wie wir es uns denken und wie es die Kulturentwicklung verlangt, so wird seine Macht um so viel größer und fruchtbarer sein, als die Vernunft dem blinden Glauben überlegen ist. Die Entwicklungsstufe liegt hinter uns, auf der die Menschheit durch übersinnliche Vorstellungen erzogen werden mußte; die Kirche kann und muß jetzt auf die Befriedigung der Bedürfnisse beschränkt werden, die bestimmte, ihr freiwillig angehörende Menschen für ihr Seelenleben haben. Das ganze übrige Leben muß von einer höherstehenden Organisation beherrscht werden. Und diese Organisation muß wie die Kirche allgemein sein, soweit es eine und dieselbe Menschheitskultur gibt, die über allen Verschiedenheiten der einzelnen Menschen wie der Völker steht. Was bisher für die Kultur geschehen ist, war in der Hauptsache vom Zufall abhängig. Nachdem wir erkannt haben, worauf es bei der Entwicklung ankommt, können wir sie auch planmäßig fördern. Dazu müssen wir ihre besten Kräfte frei machen und so zusammenfassen, daß eine unüberwindliche Einheit daraus wird.

Ich will bei der Skizzierung des Aufbaues dieser Organisation mit der Spitze beginnen. Wir wollen uns dabei mehr an das Papsttum halten als an das Königtum. Daß der König der Beste im Staate sei oder auch nur zu den Besten gehört, wird nirgends verlangt; das Recht der Geburt ruft ein Kind, einen Kranken, einen Wüstling oder noch Schlimmeres auf den Thron. Die Erziehung in der höfischen Luft ist einseitig; das wirkliche Leben ist in den Kreisen der Höflinge nicht zu finden, das von Schmeichlern und demütigen Untertanen bestärkte Gefühl der Würde und Erhabenheit hebt den Erben der Krone aus dem Bereich der natürlichen Menschlichkeit heraus. Das kann Wirkungen haben, die nicht zum Besten der Kultur ausschlagen. Der Byzantinismus ist eine der giftigsten Blüten, die im Schatten des Königtums gewachsen sind und noch wachsen; er hemmt die freie Entfaltung der Persönlichkeit und verdirbt das gesellschaftliche Leben auf den verschiedensten Gebieten. Ich will jetzt nicht näher darauf eingehen; es soll ja nicht unsre Aufgabe sein, das Königtum zu ändern oder gar abzuschaffen. Denn wir haben mit dem staatlichen Leben nichts zu tun. Unsere Spitze kann aber kein König sein; nur die Vorteile des Königtums, nicht die Nachteile wollen wir haben.

Wie der Papst vom einfachen Priester bis zum Kardinal aufgestiegen sein muß, ehe er, einer von wenigen ebenso erlesenen, den höchsten Thron besteigen kann, so soll auch unsere Verfassung von ganz unten nach ganz oben führen und eine immer bessere Auslese ermöglichen; aus den Besten von hundert sollen die Besten von tausend und schließlich von Millionen werden. Welch eine begeisternde Macht übt in einem sich dem Priesterstande widmenden Jüngling der Gedanke: dir steht der Weg zum Höchsten offen; auch wenn du in der niedersten

Hütte geboren bist, kannst du auf den ältesten und erhabensten Thron der Welt gelangen!

Wie anders im weltlichen Königreiche! Wer nicht als Prinz geboren ist, dem ist der Weg zum Throne verschlossen. Freilich, es gibt im Staate auch ungekrönte Könige, Männer, die an Ruhm und Macht den König überstrahlen. Aber doch bleiben sie gebunden in vieler Hinsicht, Glanz und Freiheit der geschichtlichen Majestät wird ihnen nicht zuteil. Sagen Sie nicht, der wahren Größe liegt nichts daran. Vielleicht nicht, wenn sie zur Höhe durchgedrungen ist. Aber alle die Jünglinge, die die Kraft zum Höchsten in sich fühlen, und all die vielen, die den Traum der Größe träumen, auch wenn Wahn und Wille über ihre Kraft gehen, sie würden durch die bloße Möglichkeit, eine Krone zu gewinnen, noch mehr zu leisten angespornt als vielleicht ohne diesen Anreiz.

Heute bemühen sich oft die Besten ihr Leben lang, sich aus der Masse heraus zu heben und ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen; sie kämpfen aber vergebens gegen die große Menge, die durch ihre Zahl und die Zufälligkeiten der Lebensverhältnisse den Einzelnen nicht aufkommen läßt. Heute werden tüchtige Menschen noch „entdeckt", und man bezeichnet damit treffend den Zufall, der sie ans Licht kommen läßt.

Nicht jeder ist in der Lage, durch eine hervorragende Leistung, durch eine auffallende Äußerung einer besonderen Begabung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken zu können. Einseitig begabte Menschen, Spezialisten und Virtuosen, machen leichter von sich reden als vielseitige, an der Entwicklung des ganzen Menschen arbeitende Persönlichkeiten. Und wenn ein Genie oft bis zum Greisenalter auf Anerkennung warten muß oder sie erst nach seinem Tode erlangt, wie viel schwerer ist es da für einen gewöhnlichen

Ich will bei der Skizzierung des Aufbaues dieser Organisation mit der Spitze beginnen. Wir wollen uns dabei mehr an das Papsttum halten als an das Königtum. Daß der König der Beste im Staate sei oder auch nur zu den Besten gehört, wird nirgends verlangt; das Recht der Geburt ruft ein Kind, einen Kranken, einen Wüstling oder noch Schlimmeres auf den Thron. Die Erziehung in der höfischen Luft ist einseitig; das wirkliche Leben ist in den Kreisen der Höflinge nicht zu finden, das von Schmeichlern und demütigen Untertanen bestärkte Gefühl der Würde und Erhabenheit hebt den Erben der Krone aus dem Bereich der natürlichen Menschlichkeit heraus. Das kann Wirkungen haben, die nicht zum Besten der Kultur ausschlagen. Der Byzantinismus ist eine der giftigsten Blüten, die im Schatten des Königtums gewachsen sind und noch wachsen; er hemmt die freie Entfaltung der Persönlichkeit und verdirbt das gesellschaftliche Leben auf den verschiedensten Gebieten. Ich will jetzt nicht näher darauf eingehen; es soll ja nicht unsre Aufgabe sein, das Königtum zu ändern oder gar abzuschaffen. Denn wir haben mit dem staatlichen Leben nichts zu tun. Unsere Spitze kann aber kein König sein; nur die Vorteile des Königtums, nicht die Nachteile wollen wir haben.

Wie der Papst vom einfachen Priester bis zum Kardinal aufgestiegen sein muß, ehe er, einer von wenigen ebenso erlesenen, den höchsten Thron besteigen kann, so soll auch unsere Verfassung von ganz unten nach ganz oben führen und eine immer bessere Auslese ermöglichen; aus den Besten von hundert sollen die Besten von tausend und schließlich von Millionen werden. Welch eine begeisternde Macht übt in einem sich dem Priesterstande widmenden Jüngling der Gedanke: dir steht der Weg zum Höchsten offen; auch wenn du in der niedersten

Hütte geboren bist, kannst du auf den ältesten und erhabensten Thron der Welt gelangen!

Wie anders im weltlichen Königreiche! Wer nicht als Prinz geboren ist, dem ist der Weg zum Throne verschlossen. Freilich, es gibt im Staate auch ungekrönte Könige, Männer, die an Ruhm und Macht den König überstrahlen. Aber doch bleiben sie gebunden in vieler Hinsicht, Glanz und Freiheit der geschichtlichen Majestät wird ihnen nicht zuteil. Sagen Sie nicht, der wahren Größe liegt nichts daran. Vielleicht nicht, wenn sie zur Höhe durchgedrungen ist. Aber alle die Jünglinge, die die Kraft zum Höchsten in sich fühlen, und all die vielen, die den Traum der Größe träumen, auch wenn Wahn und Wille über ihre Kraft gehen, sie würden durch die bloße Möglichkeit, eine Krone zu gewinnen, noch mehr zu leisten angespornt als vielleicht ohne diesen Anreiz.

Heute bemühen sich oft die Besten ihr Leben lang, sich aus der Masse heraus zu heben und ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen; sie kämpfen aber vergebens gegen die große Menge, die durch ihre Zahl und die Zufälligkeiten der Lebensverhältnisse den Einzelnen nicht aufkommen läßt. Heute werden tüchtige Menschen noch „entdeckt", und man bezeichnet damit treffend den Zufall, der sie ans Licht kommen läßt.

Nicht jeder ist in der Lage, durch eine hervorragende Leistung, durch eine auffallende Äußerung einer besonderen Begabung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken zu können. Einseitig begabte Menschen, Spezialisten und Virtuosen, machen leichter von sich reden als vielseitige, an der Entwicklung des ganzen Menschen arbeitende Persönlichkeiten. Und wenn ein Genie oft bis zum Greisenalter auf Anerkennung warten muß oder sie erst nach seinem Tode erlangt, wie viel schwerer ist es da für einen gewöhnlichen

Sterblichen, hoch zu kommen, der keine Bücher schreibt, nicht im Kunstsaal oder auf der Bühne vor die Menge tritt, nicht an sichtbarer Stelle für den Staat oder die Wirtschaft wirkt, sondern nur ein wirklich gebildeter, ein ganzer Mensch ist, und doch gerade darum für die wahre Kultur mehr und wertvoller als die berühmtesten Spezialisten ohne Kulturpersönlichkeit.

Unser gesellschaftliches Leben, unsere ganze Kultur ständen auf einer höheren Stufe, wenn solche Männer besser gewürdigt würden und größeren Einfluß auf das öffentliche Leben erhielten. Wenn sie ohne Vermögen und ohne Namen sind und sich nicht besonderer Gunst eines Mächtigen erfreuen, bleiben sie im Dunkeln, da gerade ihnen alles Strebertum verhaßt ist. Bei allem Bewußtsein ihres eigenen Wertes sind sie bescheiden, wie eben die wahre Bildung macht; sie haben Sinn für Maß und Gerechtigkeit und sind daher eher streng gegen sich als gegen andere, reinlicher in ihren Handlungen und Urteilen, und müssen deshalb hinter denen zurückstehen, die mehr auf ihre persönlichen Vorteile und auf die Meinungen anderer sehen. Ihre Geradheit und ihre überlegene Bildung läßt sie oft unbequem erscheinen; sie heucheln und schmeicheln nicht und verschmähen es, sich durch Verkleinerung anderer größer zu machen. Die Vorzüge, die sie als Charakter haben, werden ihnen im wirtschaftlichen Kampfe zu Nachteilen, und wo sich nicht Mensch und Mensch gegenüberstehen, sondern Vorgesetzter und Untergebener, da bekommt leicht einer über den andern ein falsches Urteil, um so mehr, je größer der Abstand zwischen beiden ist. Gefällige Zwischenträger tun das ihre, und mancher ist gerichtet, ohne einmal gehört worden zu sein.

In unserm Verbande wollen wir den Mut des guten Beispiels stärken und die Gelegenheiten, ihn zu zeigen, ver-

mehren. Heutzutage wagen viele nicht — und können es in ihrer Abhängigkeit nicht — mit ihrer wahren Persönlichkeit hervorzutreten. Sie haben nicht nur Spott, sondern auch Schaden zu befürchten. Wer aber an der Macht der besten und angesehensten Männer der Erde einen zuverlässigen Rückhalt hat, der kann eher handeln, wie es seiner Persönlichkeit entspricht. Wir wollen dafür sorgen, daß die guten Beispiele belohnt werden, daß keiner durch ein mannhaftes, allein menschenwürdiges Auftreten Schaden erleidet.

Was im Reiche der Staaten den gewöhnlichen Sterblichen versagt ist, das wollen wir im Kulturreiche schaffen. Die aus der Mitte der mehrfach gesiebten Besten nach deren Wahl als die Ersten hervorgegangenen Größen aller Länder sollen in unserm Kreise die Stellung von Königen einnehmen. Herr Fry wird ihnen die Mittel geben, daß sie fürstlich leben können. Wir wollen einen neuen Adel schaffen, den Adel des Geistes und der Persönlichkeit, und wir hoffen, daß er sich allmählich auch die Anerkennung der übrigen Welt erringen wird.

Kultur ist nicht nur von Kunst und Wissenschaft abhängig, die Blüten des Lebens, aber nicht das Leben sind. Wir wollen Charakter und Persönlichkeit stärken und den Sinn für Freiheit und Menschenwürde heben. Die an die Vertreter der höheren Grade zu zahlenden Jahresrenten sollen das höhere Menschentum weniger belohnen als ermöglichen. Und wenn im Laufe der Zeit Hunderte und Tausende emporgestiegen sind und sich Ehre und Vermögen erworben haben, weil sie auf ihre Menschenwürde achteten, so wird durch das fortgesetzte und in seiner Wirkung sich verstärkende Beispiel auch allmählich die gesellschaftliche Anschauung eine Wandlung zum Besseren erfahren.

Die Stimme des Kulturpräsidenten wird in Europa gehört werden, und die hinter ihm stehende, alle Nationen umfassende Organisation kann in wichtigen Kulturfragen eine entscheidende Bedeutung gewinnen. Sie wird nicht auf irgend ein Zeitungsgerücht Stellung nehmen, so wie gerade die Volksleidenschaft aufgerührt ist, sondern wird erst die Tatsachen prüfen; manches Unrecht kann so verhütet werden, sowohl auf seiten der Machthaber wie auf seiten der oft zu vorschnell urteilenden Menge, manche schlecht geleitete Bewegung in die richtige Bahn gebracht werden.

Die einzelnen Kulturfürsten werden Brennpunkte sein, in denen sich die Strahlen des Kulturlebens sammeln, um verstärkt weiter zu gehen. Als angesehene Männer, die auch im gesellschaftlichen Leben eine Rolle spielen, werden sie in ihrem Verkehr, auch mit Nichtmitgliedern des Verbandes, die Grundsätze des Ganzen zur Geltung bringen. Wen sie ächten, der kann erhebliche Nachteile im gesellschaftlichen und geschäftlichen Leben erfahren, und wer das vermeiden will, wird sich bemühen, ihren Anschauungen Rechnung zu tragen. Eine niedrige Natur wird dadurch nicht gehoben werden, höchstens, daß in manchen Fällen mehr auf den guten Schein geachtet wird. Aber viele, die nur geworden sind, was sie sind, weil ihre gesellschaftliche Umgebung sie auf ihren Weg gebracht hat, würden bei anderen Anschauungen ihrer Umgebung gern ein anderes für die Allgemeinheit nützlicheres Leben führen.

Man denke an einen begabten, an sich nicht unedel veranlagten Menschen, der Vermögen genug hat, um auch ohne den Sklavendienst der nur auf den Erwerb gerichteten Arbeit leben zu können. Solange er nur als reicher Mann und erfolg-

gekrönter Geschäftsgeist geachtet wird und kein anderes Tätigkeitsfeld sieht, das ihm höhere Achtung und größere Befriedigung bringen könnte, solange wird er weiter in dem alten Geleise bleiben. Sieht er aber, daß er in den Kreisen der besten Männer Europas, die nicht mehr vereinzelt und bedeutungslos dastehen, sondern in geschlossener Organisation immer größeren Einfluß auf die öffentliche Meinung gewinnen, sieht er, daß er dort um so weniger geachtet wird, je mehr er sich um die bloße Vergrößerung seines Reichtums bemüht, so wird er lieber danach streben, sich im Kulturreich einen Namen zu machen, als nur in der Finanzwelt bekannt zu sein. Schließlich wird es doch vornehmer sein und mehr Macht gewähren, ein Kulturfürst zu sein und für die Allgemeinheit zu sorgen, als mehr oder minder erfolgreich sich und seinen Aktionären Geld zu verdienen.

Wie so der Plutokratie allmählich vielleicht gerade die besten Spitzen entzogen werden, kann auch die Macht der in der Herrschaft Bleibenden geschwächt werden. Wer als unbekannter und vermögensloser Mann gezwungen ist, sich zu ducken und zu schweigen gegenüber den Ungerechtigkeiten, die mit dem geschäftlichen Strebertum und Nepotismus verbunden sind, der wird mit geradem Rücken und freiem Mute vor die Geldallmacht hintreten und offen seine Meinung bekennen können, wenn er von der Kulturorganisation unterstützt wird, die sich immer der Freiheit- und Wahrheitsliebenden annehmen wird.

Das wohlausgebaute Kulturreich wird auch seine eigenen Zeitungen haben, die mit ihren Ehrungen auf der einen und ihren Achtungen auf der andern Seite eine bedeutende Macht werden können. Und die Anschauungen der Gesellschaft und derer, die auf sie etwas geben, werden sich danach richten müssen.

Das sind Andeutungen, welchen Einfluß das Kulturreich gewinnen kann, wenn es in der Hauptsache nur die bezahlten Posten der Kulturfürsten schüfe. Es soll und kann aber um so mehr tun, je mehr Mittel es zur Verfügung hat, und wird sich deshalb bemühen, ein möglichst großes, für die Dauer bestimmtes Vermögen zu sammeln.

Daß in einem Reiche, das die Menschen in ihrem allgemeinen Menschentum unter Würdigung ihrer natürlichen Verschiedenheit ergreift, auch dem weiblichen Geschlecht die ihm gebührende Rolle zuerkannt wird, ergibt sich aus der Idee des Ganzen von selbst. Als Mensch ist die Frau dem Manne gleich zu achten, und es muß ihr Gelegenheit gegeben werden, an ihrem Teil zur Veredelung der Kultur beizutragen. Auch sie soll ihre Persönlichkeit zu größerer Freiheit entwickeln, soll die Fehler und Schwächen ablegen, die ihr aus der Vergangenheit überkommen oder eine Folge verkehrter Erziehung oder wirtschaftlicher Abhängigkeit sind. Sie soll dazu erzogen werden, das Wesen über den Schein, den Menschen über die Uniform zu setzen, und in der Familie und im geselligen Verkehre mit daran arbeiten, daß die gesellschaftlichen Anschauungen allmählich einen andern Adel anerkennen als den des Geldes und des äußeren Erfolges. Ihnen ist zum großen Teil die Erziehung der Jugend anvertraut, und so können sie bei Zeiten darauf hinwirken, daß ihre Kinder mehr Wert darauf legen, selbständige und eigene Menschen zu werden, als es möglichst vielen nachzumachen, möglichst vielen gleich zu sein. Der freiere Verkehr unter den Mitgliedern des Kulturreiches, die mit Vertrauen gepaarte größere Offenheit als Folge des Bewußtseins geistiger Zusammengehörigkeit, werden die Geschlechter leichter und ungezwungener zusammenführen, sodaß sie sich gegenseitig besser kennen und verstehen

lernen. So wird mancher glückliche Bund fürs Leben geschlossen, mancher unglückliche vermieden werden.

Mein Freund und ich, wir sind uns beide darüber klar, daß die bis jetzt geschaffene Organisation keineswegs die Zusammenfassung der Besten ist. Die sechs Millionen Abonnenten der Kultur-Gazeto, die sich zu Vereinen zusammengetan haben, enthalten sicherlich viele noch nicht, die wir gewinnen möchten, und sehr viele, die nicht zu uns gehören. Ich zweifele daran, ob es auf der ganzen Erde auch nur eine einzige Million von Menschen gibt, die so beschaffen sind, wie wir sie uns wünschen. Aber wer Korn haben will, muß Stroh dreschen. Jetzt haben sich viele nur aus dem Grunde angeschlossen, weil sie hofften, an den ausgesetzten Preisen teilnehmen zu können. Es war eine sehr kluge Maßregel meines Freundes, damit anzufangen, und so wenigstens die Verbände zu schaffen, innerhalb deren die weitere Entwicklung vor sich gehen kann. Man muß die meisten Menschen erst materiell anregen, ehe man sie für das Ideelle nutzbar machen kann.

Ich habe vorhin die an die Spitze der Organisation tretenden Männer mit den Königen verglichen. Welche Bezeichnung sich schließlich dafür einbürgern wird, ist gleichgültig. Es kommt uns auf die Sache an und nicht auf den Namen. So können wir die Provinzialpräsidenten mit den Fürsten, die Kreispräsidenten mit den Grafen, und die Ortspräsidenten, die erste Auslese, mit dem einfachen Adel vergleichen.

Die einzelnen Kulturvereine sollen den staatlichen oder kirchlichen Gemeinden entsprechen. Hier sollen die Mitglieder einander kennen lernen, sollen sich persönlich näher treten und mit einander an den gemeinsamen Zielen arbeiten. Deshalb ist es gut, daß die einzelnen Gemeinden

nicht zu viele Mitglieder haben. Andererseits soll aber niemand, der zu uns kommen will und würdig und fähig ist, ausgeschlossen bleiben. Wir schlagen deshalb vor, keine Höchstgrenze mehr für die Mitgliederzahl der Vereine festzusetzen, aber in ihnen selbst schon eine Auslese anfangen zu lassen, und deshalb einen Unterschied zu machen zwischen bloßen Gemeindeangehörigen und Bürgern. Bürger soll man erst werden, wenn man eine bestimmte Zeit Mitglied war und von den vorhandenen Bürgern gewählt wird. Aus der Mitte der Bürger wird der Vorsitzende gewählt, der damit den ersten Grad unseres Adels erhält. Aus diesem entwickeln sich die höheren Grade in der Ihnen bekannten Weise. Zwischen den einzelnen Gemeinden soll Freizügigkeit bestehen, sodaß, wer in der einen nicht ihm genehme Persönlichkeiten findet, sie wo anders suchen kann.

Die Vorsitzenden der verschiedenen Verbände sind, abgesehen von den mit ihrem Amte verbundenen Arbeiten, in der Art ihrer Beschäftigung und ihres Erwerbes völlig frei. Die Gemeindevorsitzenden erhalten kein Einkommen aus dem Gesamtvermögen; sie können aber nach den allgemeinen Grundsätzen des Verbandes unterstützt werden, da Armut kein Hindernis für den Aufstieg sein darf.

Wenn also Frys Vermögen zu nichts weiter bestimmt sein könnte oder sollte, als einer größeren Anzahl ausgezeichneter Persönlichkeiten durch Gewährung wirtschaftlicher Unabhängigkeit die Entfaltung ihrer besonderen Kräfte zu ermöglichen, so wäre damit schon sehr viel für die Kultur gewonnen. Aber das Kulturreich soll mehr sein als eine Rentenanstalt für tüchtige Menschen. Zunächst soll es nach Art und Umfang anders sein als bei der für ihre Zeit und Verhältnisse außerordentlich verdienstvollen Nobelstiftung. Diese krönt

nur das nachgewiesenene Verdienst, den Erfolg der Größe, kann aber nicht das Verdienst schaffen, nicht den in widrigen Verhältnissen verschlossenen Keim zur Größe lösen. In unserem Reiche sollen Zielpunkte aufgestellt werden und Wege dazu eröffnet, die jedem zugänglich sind. Jedes Mitglied einer Gemeinde kann sich zum Höchsten emporarbeiten. Er gilt nicht erst dann etwas, wenn er schon bekannt ist, sondern es genügt, daß er sich in dem kleinen Kreise seines Vereins hervortut, um höher und höher steigen zu können, immer weiteren Kreisen und immer höher stehenden Menschen bekannt zu werden. Auch wenn er nicht selber in eine Fürstenstellung kommt, so werden ihm Wege und Möglichkeiten genug geboten, sich bemerkbar zu machen und ein geeignetes Feld für seine Wirksamkeit zu finden.

Unser Reich kann für die Entwicklung und Pflege der Persönlichkeit und des Geistes mehr tun, als dem ersten Blicke möglich erscheint. Wer irgend einen mit unseren Aufgaben zusammenhängenden Wunsch hat, der bringt ihn in seinem Vereine, oder wenn er nicht Mitglied ist, bei dem ihm geeignet erscheinenden vor. Die Vereine sind zur Prüfung verpflichtet und geben, was sie für empfehlenswert halten, an ihren Grafenrat weiter. Was hier nicht erledigt werden kann, geht an den Fürstenrat usw. bis zu den Landespräsidenten, dem Rate der Könige. Dort wird über die Verwendung des Fryschen und des sonst hinzugekommenen Vermögens beschlossen. Jeder König vertritt die Interessen seines Bezirkes nach den Vorschlägen seines Fürstenrates.

Die Gemeinden sollen ein dichtes Netz über ganz Europa ziehen, um nach Kulturmöglichkeiten zu fischen. Überall soll, ähnlich wie bei der Ligilo, in der Nähe eine Stelle sein

an die sich jeder wenden kann, der etwas zu sagen hat, etwas anzuregen, etwas Würdiges zu erbitten. Was unten gesammelt wird, wird stufenweise gesiebt, und wo etwas Wirksames geleistet werden kann, soll kräftig Hand angelegt werden. Nicht für die kleinen Nöte des Tages, sondern für dauernde Hilfe und Förderung. So wird vermieden, daß die Würdigen unter den Unwürdigen leiden, das Vernünftige unter dem Unvernünftigen, das dauernd Wirksame unter dem Zwecklosen und Vorübergehenden.

Alle Menschenfreunde, die zusammengenommen jährlich Hunderte von Millionen für die verschiedensten Kulturzwecke verwenden und oft noch mehr tun würden, wenn sie wüßten, daß wirklich etwas Gutes damit erreicht würde, sie sollen erkennen, daß in unserem Reiche der fruchtbarste Boden für ihren guten Willen ist, und statt einzelne Zuwendungen und besondere Stiftungen zu machen, ihr Geld unserm Reiche überweisen, wo es von den Besten aller Völker nach Menschenmöglichkeit am nützlichsten verwendet wird. Was könnten wir schaffen, wenn nur zehn der reichsten Männer der Erde dem Beispiele Frys folgten! Wir könnten eine Kulturmacht werden, die das Antlitz der Erde umgestalten würde. Lassen Sie uns also mit den Mitteln, die wir zu Anfang haben, den Beweis erbringen, daß unser Reich lebensfähig ist, daß es gute Früchte bringen wird; dann brauchen wir für die weitere Entwicklung nicht zu sorgen.

Sie können sich denken, meine Damen und Herren, daß jahrelange Überlegung den Gedanken, die mein Freund jetzt in die Wirklichkeit umzusetzen begonnen hat, vorausgegangen sind. Es gehört oft weniger Geist dazu, Reichtum zu erwerben, als ihn so zu verwenden, daß er der Menschheit dauernd zum Segen gereicht.

Wie Ihnen Herr Fry selber schon sagte, neigte er eine Zeit lang dazu, Menschenverächter zu werden. Schließlich sah er ein, daß doch nicht alle Menschen schlecht sind, daß nicht alle niedrig oder gemein sind, nicht alle nur in den Interessen des materiellen Lebens aufgehen. Es gibt edle Naturen, die stark sind und sich ihre Persönlichkeit auch unter den widrigsten Verhältnissen bewahren, aber auch edle Naturen, die schwach sind und an ihrer Persönlichkeit verlieren, sei es, daß ihnen die materielle Stütze fehlt, sei es, daß sie durch die Anschauungen ihrer Umgebung verdorben werden. Es gibt schließlich auch edle Naturen unter den Wohlhabenden und sonst vom Glück Begünstigten. Was könnte man für diese drei Arten tun?

Den Starken in ungünstigen Verhältnissen kann man ihren Kampf erleichtern, kann sie schneller vorwärts bringen und viele, deren Kräfte sich sonst im Kampfe aufreiben, für wertvolle Dinge fruchtbar machen. Die Schwachen kann man unterstützen und zu freien Persönlichkeiten machen. Die dritte Gruppe endlich, die für sich keiner Hilfe bedarf, kann man zur Mitarbeit gewinnen. Manche unter ihnen, die begnadetsten Geister, wirken schon für die Menschheit in der Kunst und Wissenschaft. Viele wirken wohltätig in kleinerem Kreise und würden gern ihre Kräfte höheren Aufgaben widmen, wenn sie nur die Gelegenheit dazu hätten. In einer mächtigen Organisation wäre für und durch alle ungleich mehr zu erreichen.

Nun wird gesagt, die Größten der Menschen bilden schon jetzt eine Republik des Geistes und arbeiten in stillschweigender Übereinkunft nach den höheren Zielen der Menschheit. Gewiß, aber das war schon immer so, solange es ein Schrifttum gibt und einen Verkehr unter den Völkern. Aber die Jahrtausende

der Kultur, wie viel weiter haben sie die Menschheit gebracht? Vielfach sind wir an wahrer Menschlichkeit zurückgekommen.

In den kleineren Staaten des Altertums wie in Athen und dem Rom der alten Republik, wo die Lehrer der Philosophie und des Rechtes auf offenem Markte das Maß der Dinge predigten, in den kleineren Kulturstädten des Mittelalters wie Genua, Florenz, Nürnberg, da war mehr echtes Leben, mehr Menschenwürde, als wir in unserm „fortgeschrittenen" Zeitalter unter der Hetze des Tages kennen lernen können. Und einen Kulturthron, einen Garten des Lebens, wie in Weimar unter Goethe, wo finden wir auch nur etwas Ähnliches in unsern Tagen?

Was so an einzelnen Punkten der Erde und vorübergehend geblüht hat, das wollen wir im großen und auf die Dauer schaffen über die ganze Erde hin. Dazu reicht die sogenannte Republik des Geistes nicht aus. Hier haben wir lauter Feldherren ohne Soldaten, wenigstens ohne Heere, ohne organisierte Truppen. Ohne die Apostel und die von ihren Jüngern überall gegründeten Gemeinden wäre nie das weltbeherrschende Christentum entstanden, — und hätte Christus in hundert Gestalten gelebt. Und nie wäre das Papsttum so mächtig geworden, wenn nicht der eine Herr, mochte er auch in der Jugend Schweine gehütet haben, als der oberste Hirt der ganzen Christenheit anerkannt worden wäre. Wer will sagen, was aus Luthers Tat geworden wäre, wenn nicht jeder Landesherr ein eigener Papst hätte sein wollen! Der römische Bischof leitet Weltkonzile und sorgt so für die Einheit der Kirche. Und in wieviel Sekten und Sektchen ist der nichtkatholische Teil der Christenheit verfallen!

Überall lehrt uns die Geschichte, daß nur durch den Zusammenschluß von kleineren Einheiten zu größeren, durch immer

weiter gehende Organisation Kräfte lebendig werden, die in der Zersplitterung nicht aufkommen können. Was ist aus Italien seit Cavour, aus Deutschland seit Bismarck geworden!

Es wäre ein großer Fehler, wollte man daran denken, die nationalen Staaten aufzulösen. Wie die Menschen verschieden sind, so sind es auch die Völker, und nur im nationalen Zusammenhang kann jedes Volk von sich aus die Kultur bereichern. Das hindert nicht, daß sich die Staaten in immer größeren Verbänden zusammenschließen auf Gebieten, die über die Nationen hinausgehen, — wie wir ja schon in der Post, in der Telegraphie, in der Eisenbahn und Schiffahrt, im Roten Kreuz und andern Einrichtungen Weltverbände haben. In dieser Richtung wird der Zusammenschluß immer weiter fortschreiten, und es wird eine wahre Republik der Kultur über den Staaten entstehen. Die Völker werden es uns Dank wissen, sobald sie die Vorteile, die wir ihnen bringen, erkannt haben, und uns dann durch die staatlichen Mächte unterstützen.

Wir wollen ein Zwischenreich gründen zwischen dem Staat und der Kirche. Der Mensch geht weder ganz in der Kirche auf noch ganz im Staate. Es bleibt ein weites Gebiet des Lebens, wo er allein auf sich gestellt ist, wo er außerhalb der Kirche und des Staates nach seinen persönlichen Interessen lebt und entweder nach einem unabhängigen Gutdünken handelt oder durch gesellschaftliche Anschauungen bestimmt wird. Hier liegt unser Feld, hier wollen wir gegenüber dem Zufall, der Laune des Schicksals, der Macht der Gewohnheit, der Trägheit, der Gedankenlosigkeit, gegenüber den Gewalten törichter Sitten und unwürdiger Zwangsverhältnisse Sinn und Vernunft walten lassen, wollen Freiheit und Freude ins Leben bringen und den Wert der Persönlichkeit heben, daß der Mensch höhere Dinge schätzen lernt

und genießen kann, statt aufzugehen in der Jagd nach dem Gelde zur Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse und kleinlicher Eitelkeit.

Das zu erreichen ist nur möglich, wenn sich alle Kräfte zu einheitlichem Wirken zusammenschließen. Gepredigt worden ist ja schon genug, und immer wieder werden den Menschen die Weisheiten der Jahrtausende vorgehalten in unzähligen Büchern und Lehren von Erziehern aller Art. Aber was nützt es? Die Verhältnisse des Lebens sind stärker als der beste Wille, der heiligste Wunsch. Nicht nur alles Gescheite, sondern auch alles Weise ist schon gedacht worden. Es gilt, die Schätze der Weisheit lebendig zu machen, von Worten zu Taten überzugehen.

Den Rahmen unserer Organisation haben wir bereits. Ich sagte schon, daß sein Inhalt gewiß noch nicht unserm Ideale entspricht. Aber wir haben schon den großen Vorteil, daß wir planmäßig von oben nach unten wirken können, daß wir Anschlußmöglichkeiten haben, die wir auf andere Weise kaum zustande gebracht hätten. Es war nur durch Geld, durch viel Geld möglich. Hätten sich einige Idealisten zusammengetan, um dasselbe Ziel wie wir von sich aus zu erreichen, so würden sie in Jahrzehnten nicht soweit gekommen sein, wie wir in einem Jahre. Wieviel Ausdauer, wieviel Opfermut, wieviel Kämpfe gegen Unverstand und Vorurteile würden dazu gehören! Jetzt ist es keine Schande, sich einer unserer Gemeinden anzuschließen, denn ihre Ziele sind edel, und die Zugehörigkeit kann so viele Vorteile bringen, kann zum wohlhabenden Menschen machen, daß es bei dem geringen Einsatze schon ein Gebot wirtschaftlicher Klugheit ist, — auch wenn man allen Idealismus beiseite läßt, — sich anzuschließen.

Und wenn die Entwicklung weiter gegangen ist, wenn sich allmählich immer mehr der Besten zusammengefunden haben, dann wird es sogar für die Gebildeten mindestens eine Pflicht des Anstandes, des guten Rufes sein, zu einer Kulturgemeinde zu gehören. Die Gemeinden selbst oder die übergeordneten Grafen und Fürsten werden schon dafür sorgen, daß die Lauen und nur des Scheines oder materieller Vorteile wegen dazu gehörigen Personen entweder zur Mitarbeit erzogen oder von den Hauptvorteilen ausgeschlossen werden.

Wer die vollen Rechte des Bürgers erhalten und damit zu dem kleineren auserlesenen Teile der Gemeinde gehören will, der muß auch Pflichten übernehmen. Und dazu soll gehören, daß jeder die Persönlichkeit des anderen achten muß, daß keiner einem anderen übelwollen oder gar Übles zufügen darf lediglich deshalb, weil er anders denkt und empfindet als er. Wir wollen unsere Bürger dazu erziehen, daß ihnen der Gedanke: die Menschen sind verschieden, — in Fleisch und Blut übergeht, daß sie ihn nicht nur theoretisch erkennen, sondern auch praktisch danach leben. Wir werden damit viel Zwistigkeiten, Ärgernisse und Ärgereien und viel Unfreiheit und Unterdrückung aus der Welt schaffen. An diesem Punkte wollen wir den Hebel ansetzen, um in den gesellschaftlichen Anschauungen eine Umwälzung herbeizuführen, von deren Bedeutung die wenigsten eine Vorstellung haben.

Werden sich aber nicht gerade die Besten von unserer Gemeinschaft fern halten, nicht weil sie unsere Ziele nicht billigten, sondern weil es gerade die feinsten Geister lieben, allein zu sein? Der Mensch ist aber nicht geschaffen, allein zu sein. Und zwischen Einsamkeit und Einzigkeit ist ein großer Unterschied. Jeder soll einzig, keiner einsam sein.

Allein will man sein, wenn einem das tiefste Herz erfüllt wird von Gedanken und Empfindungen, die so innig mit dem eigensten Wesen verbunden sind, daß jede Enthüllung sie entweihen würde. Allein will man sein, wenn die zum vollen Schaffen und Genießen unentbehrliche Ruhe nicht getrübt werden darf, wenn der Geist ungestörte Zwiesprache mit sich halten will. Allein will man sein, wenn einen das kleinliche Treiben der Welt, die Gesellschaft schwatzender und schmatzender Menschlein anwidert. Einzig soll man sein, eine eigene Persönlichkeit, wie ein Kunstwerk, das in dieser Form nur einmal aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist.

Aber sich von andern unterscheiden, heißt nicht die andern nicht brauchen, den andern nichts nützen. Gerade je verschiedener jemand von der Masse ist, je reicher und eigener seine Persönlichkeit, um so mehr hat er oft das Bedürfnis, sich anderen hinzugeben und von anderen immer mehr in sich aufzunehmen, — wie ein Baum um so weiter und tiefer seine Wurzeln und Würzelchen unter der Erde ausstreckt, je höher und stärker er sich darüber erhebt.

So notwendig für solche Naturen das schöpferische Alleinsein ist, so schmerzlich ist für sie die verzehrende Einsamkeit, das Verlassensein oder das Nochnichtgefundensein. Unsere Gemeinschaft soll keinen nötigen, Zeit oder Stimmung einem trivialen Vereinsleben zu opfern, sondern sie soll Gelegenheit geben, daß sich die verwandten Geister besser finden, daß sie inniger mit einander verbunden werden, um sich gegenseitig zu bereichern und ihre Kräfte wirksamer zu machen. Die Gemeinde, die mancher, der einsam durchs Leben geht, erst nach seinem Tode findet, soll er schon bei Lebzeiten um sich sehen. Unser Reich soll wie ein trauliches Heim sein, wo man sich nie einsam fühlt, wo man allein sein kann, wenn es einem

paßt, und mit seinen Lieben plaudern kann, wenn es einem paßt. Wenn auch jeder Mitglied einer bestimmten Gemeinde sein muß, so tritt er doch dadurch in die Gemeinschaft aller ein, und wo er hinkommen mag, soll er sich zu Hause fühlen. Überall soll er einen Kreis finden, wo er geachtet wird und achtenswerte Persönlichkeiten kennt oder kennen lernen kann. Hier soll er Werte und Ziele für sein Leben finden und die Maße und Wege; was die übrige Welt wertet und wägt, soll ihm gleichgültig sein können.

Meine Freunde, ich habe noch so viel auf dem Herzen, aber ich fürchte, schon zu lange gesprochen zu haben. Das meiste ist Ihnen ja auch schon bekannt. Aber die ganze Welt soll uns hören, und Kulturgedanken müssen der Menschheit eingehämmert werden mit immer wiederholten Schlägen. Wir schauen in ein schönes Land, und mit heiliger Begeisterung ziehen wir aus, es der Menschheit zu erobern. Viele werden weiter über uns spotten, und uns Schwärmer nennen, Toren, die die Welt verbessern wollen! Aber bisher sind noch alle großen Ideen zuerst verlacht, ihre Verkünder verspottet worden, und noch immer ist das Große nicht in den Stunden der Gleichgültigkeit oder der Weltverachtung, sondern in den Augenblicken der Begeisterung und der Weltbejahung geschaffen worden. Wer an den Fortschritt nicht glaubt, wird ihn nie herbeiführen. —

(Sehr richtig! Langanhaltender Beifall.)

Richard Fry: Nachdem Sie von mir und Herrn Linnert einen allgemeinen Überblick über unsere Ziele erhalten haben, will ich Ihnen nun vortragen, wie wir uns die Ausgestaltung unserer Organisation denken.

Das Kulturreich hat zwei wichtige Grundlagen, ohne die es nicht bestehen kann: ein Vermögen und eine Verfassung. Ich bin so glücklich, den Grundstock zu dem Vermögen hergeben

zu können, und zwar wird er gebildet aus meinem ganzen Vermögen und dem meines Schwiegervaters. Sobald die Verfassung von Ihnen beschlossen ist und unsere Organisation juristische Persönlichkeit erhalten hat, werden wir dieses vereinte Vermögen auf sie übertragen; wir behalten uns aber zunächst den Haupteinfluß auf die Verwaltung vor, weil wir hoffen, das Vermögen noch erheblich vergrößern zu können und dabei gleichzeitig zu erreichen, daß wir auf den Hauptgebieten des europäischen Wirtschaftslebens eine zum Nutzen des Kulturreiches zu verwertende Macht gewinnen. Die Gründung der Ligilo war der erste Schritt in dieser Richtung.

Wir rechnen damit, in kurzer Zeit auf eine jährliche Rente von ungefähr 400 Millionen Frank kommen zu können. Dazu werden die Überschüsse der Kultur-Gazeto kommen und die Einnahmen, die dem Kulturreiche von verschiedenen Seiten zufließen werden, sobald es seine volle Wirksamkeit entfaltet haben wird. Neben den Beiträgen der Mitglieder werden ihm immer mehr Schenkungen, Stiftungen, letztwillige Zuwendungen und Gewinne aus eigenen Wohlfahrtseinrichtungen sicher sein. An die Stelle der jetzigen Zersplitterung der privaten Wohlfahrtspflege wird eine einheitliche Zusammenfassung aller gemeinnützigen Bestrebungen treten und die zweckmäßigste Verteilung aller ihnen gewidmeten Gelder, entsprechend dem engmaschigen, über ganz Europa ausgedehnten Netze der Kulturgemeinden mit ihrer Gliederung in die von den Kulturfürsten geleiteten immer kleiner werdenden Sammel- und Verteilungsstellen. Und es wird sich zeigen, daß das zweckmäßig an die geeigneten Persönlichkeiten zur Unterstützung hingegebene Kapital am fruchtbarsten angelegt ist.

Man wird zuerst einzelnen Personen, tüchtigen und hoffnungerweckenden Künstlern, Schriftstellern, Technikern, Forschern

usw. reichliche Mittel zur Vollendung ihrer Studien und zu sorgenfreiem Schaffen geben unter der Bedingung, daß sie von den Einnahmen, die ihnen ihre Erfolge bringen, nicht nur das Empfangene zurückgeben, sondern darüber hinaus dauernd einen angemessenen Gewinnanteil an das Kulturreich abführen.

Man wird später in allmählichem Ausbau besondere Privatschulen gründen, die begabte Kinder armer Eltern völlig frei ihren Anlagen entsprechend ausbilden und den Eltern eine Entschädigung für die ihnen entgehende Arbeitskraft zahlen. Die Ligilo wird dafür sorgen, daß die jungen Leute nach Beendigung ihrer Ausbildung passende Stellungen finden, soweit sie nicht in freien Berufen schöpferisch tätig sein können. Auch hier werden Verträge abgeschlossen, wonach ein bestimmter Prozentsatz des Einkommens, der mit diesem sich in steigendem Maße erhöht, an das Kulturreich abzuführen ist. Hat ein tüchtiger Mensch, für den vielleicht 20 000 Frank aufgewandt sind, später ein Jahreseinkommen von 100 000 Frank, so wird er gern jährlich 15 000 Frank davon dem Kulturreiche abgeben, dem er seine Bildung und seine Erfolge verdankt, und das Kulturreich hat nicht nur sein Geld wieder, sondern kann aus dem Gewinne an diesem einen Manne zehn oder mehr anderen zu ihrem Glücke und sich selbst zu weiteren Einnahmen verhelfen.

Wer so wenig durch die Erziehung in den Kulturschulen von dem Geiste der von uns zu schaffenden Kultur in sich aufgenommen hat, daß er diese Abgabe ungern zahlt, der muß sich auf Grund des Vertrages dazu bequemen, und sucht er sich seiner Verpflichtung zu entziehen, so ächtet er sich selbst, was ihm bei dem engen Zusammenhange des Kulturreichs in ganz Europa sehr unangenehm fühlbar werden kann.

Haben ferner erst die Staaten erkannt, daß das Kulturreich mindestens dieselbe Bedeutung für die Wohlfahrt der Menschen hat wie die Kirche, so werden sie auch eine besondere Kultursteuer einführen, die jedenfalls segensreicher wirken und lieber bezahlt werden wird als jetzt die Kirchensteuer. Mit der Trennung von Staat und Kirche wird übrigens die Kirchensteuer als staatlich erzwingbare wegfallen und zu einer freiwilligen Leistung treuer Kirchenglieder werden. Die Kultursteuer aber muß staatlich erzwingbar werden, damit jeder, der es kann, zur Förderung der Kultur beiträgt, selbst wenn es ihm persönlich nicht paßt. Das Kulturreich soll ja eine Einrichtung sein, die dem Zufalle entgegenarbeitet und deshalb den Überfluß da, wo er nichts nützt oder gar schadet, wenigstens zum Teil erfassen, um ihn dorthin zu leiten, wo er den größten Segen stiftet.

Ich komme nun zu der zweiten Grundlage, der Verfassung. Sie muß sich zunächst auf das Nötigste beschränken, in sich aber die Möglichkeit zu weiterer und freiester Ausgestaltung bieten. Eine Organisation ohne Gesetze ist nicht möglich; unsere Gesetze unterscheiden sich aber wesentlich von denen des Staates, denn das Kulturreich soll ein Reich der Freiheit und der Verschiedenheit sein. Nicht durch irgend einen Zwang wollen wir unsere Mitglieder an uns ketten, auch nicht auf Uneigennützigkeit oder Idealismus der Menschen bauen, sondern auf die stärkste Triebfeder alles menschlichen Handelns, das persönliche Interesse. Ein Gegengewicht findet sich in dem Kulturinteresse der Gesamtheit, die dafür zu sorgen hat, daß die Einzelinteressen nicht feindlich gegeneinander wirken.

Das oberste und allgemeinste Gesetz ist also, wie schon Professor Linnert hervorgehoben hat, der Satz: Die Menschen

sind verschieden. Es ist das inhaltreichste, für die Kultur wichtigste, leider auch am schwersten zu beachtende Gesetz, und es wird eine geraume Zeit vergehen, ehe es von der Mehrheit, ich will gar nicht sagen, der Menschen, sondern auch nur unserer Mitglieder richtig verstanden wird. Dieses Gesetz zu allgemeinerer Anerkennung durch die Einrichtungen unseres gesellschaftlichen Lebens zu bringen, wird eine der Hauptaufgaben des Kulturreiches sein. Sein ganzer Aufbau ist danach eingerichtet.

Die einzelnen Kulturvereine bilden sich, wie es ihnen paßt. Jeder mag sich Gleichgesinnten anschließen, ohne daß es darauf ankommt, wohin ihr Streben im besonderen geht. Das Leben in den Vereinen selbst bleibt ihnen überlassen, je bunter es ist, um so besser. Sie sollen für ihre Interessen sorgen und deshalb bemüht sein, tüchtigen Menschen aus ihrer Mitte Einfluß in den Einrichtungen der Gesamtorganisation zu verschaffen. Sie dienen in der Hauptsache nur als erster, gröbster Teil der großen, immer feiner werdenden Siebvorrichtung zur Auslese der besten Persönlichkeiten.

Die eigentliche Arbeit für die Zwecke des Ganzen wird von den höheren Kulturfürsten geleistet. Deshalb wird jede Interessenvereinigung bestrebt sein, möglichst viele Kulturfürsten aus sich hervorgehen zu lassen, damit sie in den Kreisen derer die Mehrheit gewinnen, die über die Verwaltung des Gesamtvermögens und die im einzelnen zu verfolgenden Ziele zu bestimmen haben.

Wenn z. B. die Anhänger der Abstinenz glauben, daß der Kultur am besten gedient wird, wenn der Alkoholgenuß ganz aus der Welt verschwindet, so werden sie ihr Ziel erreichen, sobald es ihnen gelingt, die Mehrheit der Kulturfürsten für sich zu gewinnen, weil ja deren Macht

so ausgestaltet werden soll, daß ihr Beispiel maßgebend wird für die gesellschaftlichen Anschauungen und Einrichtungen. Finden sich dagegen mehr tüchtige und vornehme Persönlichkeiten, die in der völligen Abstinenz eine Verarmung des Lebens erblicken, so werden sie das Übergewicht haben. Da nur wirklich vornehme Menschen an die höchsten Stellen gelangen können, so werden die Kämpfe um den Einfluß auf die Kulturbestrebungen frei von schmutzigen und kleinlichen Privatinteressen sein und nur von dem Wunsche geleitet werden, nach dem jeweiligen Stande der Erkenntnis dem allgemeinen Besten zu dienen.

Ebenso wird es sein mit den Freidenkern und den Kirchengläubigen, den Republikanern und den Monarchisten, den Anhängern strengerer oder freierer Moral, von den Befürwortern der unlösbaren Ehe bis zu den Freunden der freien Liebe.

Denn, ich kann es nicht oft genug wiederholen, wir müssen die Kultur befreien von den Launen der gedankenlosen Masse, ihrer Trägheit auf der einen und ihrer Geneigtheit zu allen Torheiten auf der andern Seite, und ferner befreien von der Herrschaft solcher Personen, denen äußere Zufälle die Macht verleihen, ihre eigennützigen Interessen in Staat oder Gesellschaft durchzusetzen. Nur wirklich freie, an Geist und Charakter hochstehende Menschen können Kulturträger sein; ihnen müssen wir die Macht verschaffen, die ihnen bei der bisherigen Unterdrückung und Zersplitterung ihrer Kräfte fehlte.

In der ersten Zeit werden also die sogenannten Kulturvereine wenig anders sein als sonst Vereine irgendwelcher Art, und das ist für den Übergang auch ganz gut.

Aber, wie schon Professor Linnert angedeutet hat, allmählich wird sich die Zahl der Vereine vergrößern, die darauf Wert legen, wirkliche Kulturmenschen zu sammeln, und die deshalb verschiedene Grade für ihre Mitglieder schaffen werden. Doch darüber sind jetzt in der Verfassung noch keine Bestimmungen zu treffen. Auch in der Wahl ihrer Vorsitzenden müssen sie frei sein. Dagegen ist vorzusehen, auf welche Weise die aus ihnen hervorgehenden eigentlichen Kulturfürsten zu wählen sind. Als ihre Amtsdauer schlagen wir vier Jahre vor. Es ist hierfür zu berücksichtigen, daß die Mitglieder der höher führenden Gruppen Zeit haben müssen, sich kennen zu lernen und auch mit den Interessen der unter ihnen stehenden Verbände vertraut zu werden, und daß andererseits der Aufstieg in die höheren Stellen nicht unnötig verzögert wird.

Als Einkommen schlage ich vor, für die nächsten 12 Jahre festzusetzen: Für die Landespräsidenten je 1 000 000 Frank, für die Provinzialpräsidenten je 100 000 Frank, für die Kreispräsidenten je 20 000 Frank.

Neben dem Rate der fünfzig Landespräsidenten, dem die oberste Leitung des Kulturreiches unter dem Vorsitz des aus ihrer Mitte, ebenfalls auf vier Jahre gewählten Präsidenten des Gesamtverbandes zusteht, wird eine Art Senat aus den früheren Landespräsidenten gebildet, an dessen Zustimmung der regierende Rat der Fünfzig in gewissen Fällen gebunden ist, und der ferner als oberster Kulturgerichtshof zu dienen hat.

Wie im alten Rom neben dem Prätor der Censor stand, so brauchen wir neben den staatlichen Gerichten, die das für alle gleiche Recht hüten, Kulturgerichte, die der höheren, auf Freiheit und Verschiedenheit aufgebauten Sittlichkeit zur gesellschaftlichen Anerkennung verhelfen, die unter Um-

ständen freisprechen, wo die staatlichen Gerichte verurteilt haben, und verurteilen, wo diese freisprechen müssen. Eine ihrer Hauptaufgaben wird sein, darauf zu achten, daß kein Unwürdiger in die höheren Stellungen des Kulturreiches gelangt oder dort verbleibt, und sei er noch so hervorragend begabt.

Selbst wenn es einem Streber gelingt, so zu blenden, daß er das allgemeine Vertrauen seiner Gruppe erwirbt, so wird mit jedem höheren Grade sein Stand um so schwieriger. Und jede höhere Gruppe soll einen Gerichtshof bilden, der auf Anklagen wegen ernster Verstöße gegen die Hauptforderungen des Ganzen über Mitglieder der nächst niederen Gruppe in einem geordneten Verfahren zu Gericht sitzt. Selbst die höchste Spitze soll darüber nicht erhaben sein. Freilich, Splitterrichterei wird es in einem Reiche nicht geben, in dem die Verschiedenheit der Menschen und die Freiheit der Persönlichkeit höchstes Gesetz sind.

An dem Sitze der obersten Leitung, — ich schlage dafür den Haag vor, — wird der Präsident des Gesamtverbandes wohnen. Hierher wird er von Zeit zu Zeit die Präsidenten der Landesverbände berufen, um die notwendigen Beschlüsse fassen zu lassen. Hier werden für die Bearbeitung der Geschäfte des Kulturreiches ständige Verwaltungsabteilungen eingerichtet, eine Art von Kulturministerien, die nach den Bedürfnissen der Einrichtung allmählich auszubauen sind. Sie sollen Zentralstellen für die verschiedenen Kulturbestrebungen und Wohlfahrtseinrichtungen sein, die von bestimmten Mehrheiten der Mitglieder des Verbandes verlangt werden.

Bis jetzt hat auch auf diesen Gebieten der Zufall und die mangelnde Zusammenfassung gleichgerichteter Kräfte den Fortschritt der Kultur gehemmt. Um irgend eine gemeinnützige Bewegung ins Leben zu rufen, mußten ihre Urheber

sich an die Öffentlichkeit wenden, um Verständnis, Geld und Anhänger zu suchen. Wo Geld war, fehlte das Verständnis, wo Verständnis war, fehlte das Geld, und so brauchte mancher Gedanke Jahrzehnte, ehe er so weit durchgedrungen war, daß man wirksam die eigentliche Arbeit für ihn aufnehmen konnte.

In Zukunft kann jede Anregung an eines der Kulturministerien gebracht werden, das unter bestimmten Voraussetzungen verpflichtet ist, für ihre Weiterverfolgung zu sorgen. Die Wege dazu und die weitere Behandlung können auf verschiedene Weise geregelt werden. Es wird darauf ankommen, ob die Anregung sich auf Verhältnisse eines einzelnen Landes oder auf ganz Europa bezieht. Jemand kann z. B. seine Gedanken in einem Aufrufe in der Kultur-Gazeto veröffentlichen. Dieser Aufruf wird in den Kulturvereinen oder in den Gruppen der Kulturpräsidenten besprochen, und wenn daraufhin eine bestimmte Anzahl von Zustimmungserklärungen bei dem zuständigen Ministerium eingeht, so muß die Angelegenheit von Amts wegen weiter verfolgt werden. Es wird für Sammlung und Prüfung alles sich darauf beziehenden Materials gesorgt, und wenn der Rat der Fünfzig daraufhin die Anregung für zweckmäßig und im allgemeinen Kulturinteresse liegend erachtet, so tritt der Gesamtverband mit seinem Vermögen und seinem Gewicht von Ansehen und Verbindungen dafür ein. In andern Fällen wird der von Prof. Linnert geschilderte Weg durch die Kulturvereine und die höheren Verbände bis zum Königsrate zu gehen sein. Genauere, ins einzelne gehende Bestimmungen hierüber werden jetzt noch nicht festzusetzen sein.

3.

Nach diesen Vorträgen forderte Richard Fry die Landes-

präsidenten auf, in eine allgemeine Erörterung der vorgetragenen Gedanken einzutreten, damit man sich über die Hauptsache klar werde, bevor man zur Festsetzung der Einzelheiten der Organisation schreite.

Obwohl in der Kultur-Gazeto alles Wesentliche schon dargelegt worden sei, könne eine persönliche Aussprache nur von Nutzen sein. Auch bei den verständnisvollsten Lesern der Kultur-Gazeto seien Irrtümer nicht ausgeschlossen. Und man solle auch an die vielen Europäer denken, die sich von der Bewegung fern gehalten hätten, weil sie in ihren Geist noch nicht eingedrungen wären. Ganz Europa blicke auf diesen Kongreß, und mancher werde jetzt vielleicht zum ersten Male erfahren, welche neuen Ziele für die Menschheit hier aufgestellt werden.

Dr Jules Boissevin (Arzt aus Marseille): Wir alle, die wir dem Rufe Richard Frys dankbar gefolgt sind, sind uns darüber einig, daß etwas geschehen muß, um mehr Vernunft in das Leben der Menschheit zu bringen.

Der Glaube, daß die Erde ein Jammertal sein muß, in dem die Menschen durch unzählige Leiden auf die ewigen Freuden des Himmels vorbereitet werden, mag für die Frommen ein Trost sein, wenn sie von Leiden betroffen werden, die sie nicht verhindern können; er hat aber noch nie einen vernünftigen Menschen davon abgehalten, Heilung zu suchen, wo sie möglich ist, hat nie eine Mutter so herzlos gemacht, die Wege ihrer Kinder mit Dornen zu bestreuen. Wo der Mensch für sich oder andere sorgt, sucht er Leiden zu vermindern und Freuden zu vermehren.

Welcher Wahnsinn lastet da auf den Völkern der Erde, daß sie Wüsten schaffen, wo blühende Gärten sein könnten? Welcher Wahnsinn bewirkt es, daß alle die staunenswerten

Entdeckungen und Erfindungen des menschlichen Geistes, die uns zur Sonnenhöhe der Kultur führen sollten, eine Barbarei in das Leben bringen, die um so entsetzlicher ist, je deutlicher wir sie erkennen, wenn wir klaren Blickes um uns schauen! Und Barbarei, greulichste Versündigung gegen den heiligen Geist des Maßes und Zweckes ist alles um uns, was uns in den menschlichen Einrichtungen — den menschlichen, nicht denen einer unabänderlichen Naturgewalt — unfrei und unfroh macht.

Seit dem letzten Kriege zwischen Frankreich und Deutschland haben beide Staaten über 100 Milliarden Frank für Rüstungszwecke aufgewendet; nimmt man das übrige Europa hinzu und berechnet man die Verluste und entgangenen Gewinne infolge der Unsicherheit des Friedens, der immer wieder drohenden Kriegsgefahr, so kommen so ungeheuere Summen zusammen, um die sich die Völker geschädigt haben, daß nichts, auch garnichts anderes als blinde Unvernunft, als unfaßbarer Wahnsinn glauben kann, dieses Rüsten müsse ewig so weiter gehen.

Ich will in diesem Kreise nicht näher auf den Unsinn eingehen, der darin läge, unter den heutigen Verhältnissen durch einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland entscheiden zu lassen, welches Volk in der Kultur höher steht, oder welches etwa zu Unrecht in seiner Ehre angegriffen ist, oder sich in seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen mit Gewalt Genüge schaffen muß, — ich will nur hervorheben, daß ich und tausend andere Franzosen und ebenso gewiß Professor Linnert und tausend andere Deutsche uns als gebildete Europäer nicht anders gegenüberstehen als jeder von uns eben so vielen verschiedenen Landsleuten, ja daß jeder in seiner engsten Heimat Menschen kennt,

von denen ihn eine größere Kluft trennt als von dem sogenannten nationalen Erbfeind. Und wir wissen, wären beide Völker so geeint zu einem Bunde wie Bayern, Sachsen und Preußen in Deutschland oder wie Deutsche, Franzosen und Italiener in der Schweiz, daß sich dann das gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Leben auch ohne Krieg entwickeln würde, und besser und reicher als unter den jetzigen Verhältnissen. (Sehr richtig.)

Ist es nicht geradezu kindisch, wie jetzt beide Völker vor einander auf der Hut sind, während doch die einzelnen friedlich und freundlich mit einander verkehren, Deutsche in Frankreich und Franzosen in Deutschland ihre Geschäfte treiben und ihr Heim haben? Brennende Scham ist mir immer ins Gesicht gestiegen, wenn ein Flieger hüben oder drüben im Nebel über die Grenze geflogen ist und landen mußte. Wie er von Polizisten oder Soldaten bewacht wird, wie sein Apparat durchsucht wird, ob irgend etwas auf Spionage deutet! O, wie werden unsere Enkel lachen über all diese Kindereien!

Wir aber, die wir hier aus allen Ländern Europas zusammen gekommen sind, ein jeder als Vertreter der Besten seines Landes, wollen nicht bloß durch einen Protest gegen den Unsinn unserer Zeit rein vor unsern Enkeln dastehen, wir wollen auch kräftig Hand anlegen, um zu bessern, was zu bessern ist. Der Unsinn liegt bei der gedankenlosen Masse. Weg mit den Führern, die Verführer sind, die aus Dummheit, Eitelkeit, Macht- und Geldinteresse die Masse auf falsche Wege leiten! Gebt den Besten des Volkes Freiheit und Macht, und in der Sonne des Friedens werden die Früchte der Kultur reifen! (Bravo!)

Frau Selma Sörensen (Christiania): Ich schließe mich den Ausführungen des Herrn Boissevin durchaus an.

Man sagt, die Frauen urteilen im allgemeinen mehr mit dem Gefühle als mit dem Verstande, während es bei den Männern umgekehrt sei. In der Rüstungsfrage scheinen aber die Rollen vertauscht zu sein.

Nach den Schilderungen der Kriegsfreunde dient der Krieg zur Entwicklung der besten, edelsten Eigenschaften des Menschen, des Mutes, der Kraft, der Treue, des Opfersinns, der Hingabe für die höchsten Güter der Menschheit, Vaterland und Familie, und jedes weibliche Herz, das ja schon bei dem bloßen Anblick eines Kriegers im Waffenschmucke höher schlägt, müßte wünschen, daß recht oft die Gelegenheit käme, die Männer in der Entfaltung ihrer kriegerischen Tugenden bewundern zu können.

Aber der Verstand spricht ganz anders. Wir haben die Scheußlichkeiten der letzten Balkan-Kriege schaudernd erlebt. Wir haben erfahren, wie europäische Soldaten alle Menschenwürde verloren haben, wie sie in sinnloser, viehischer Roheit und Grausamkeit gegen Brüder ihrer eigenen Kultur, gegen ihre früheren Kampfgenossen, gegen Frauen und Kinder in unbeschreiblicher, für jeden fühlenden Menschen unbegreiflicher Weise gewütet haben, wie sie ganze Ortschaften, ganze Landstriche ohne vernünftigen Grund greulich verwüstet haben. Wir haben die ganze Falschheit und Verlogenheit, den kleinlichen Eigennutz der Politik der Staaten kennen gelernt, die unter dem Feldruf christlicher Kultur kämpften, um sich an fremdem Besitze zu bereichern, während sie ihren eigenen noch nicht kulturwürdig ausgebaut hatten. Wir haben gesehen, daß nicht nur alle diese Staaten, auch die siegreichen, in ihren wirtschaftlichen Verhältnissen um Jahrzehnte zurückgeworfen wurden, sondern daß ganz Europa im Zusammenhang damit Verluste erlitten hat, die in die Milliarden gehen.

Und unser Verstand sagt uns weiter, daß diese Verluste an Menschenleben, an Gütern der Volkswirtschaft und der Kultur ins Ungeheuere sich steigern würden, wenn es zu einem europäischen Kriege käme, und daß kein Gewinn auf irgend einer Seite den Schaden ausgleichen könnte.

Keines der großen Kulturvölker Europas hat von einem anderen die Zertrümmerung des Vaterlandes, die Vernichtung seiner Kultur zu fürchten. Und daß jedes Volk durch die wirtschaftliche Schwächung eines andern selber leiden würde, ist bei der wirtschaftlichen Abhängigkeit aller von allen so klar, ist von hervorragenden Sachkennern so überzeugend nachgewiesen, daß nur Dummheit oder persönliches Interesse einen Krieg wünschen kann.

Niemand kann die Behauptung widerlegen, daß Europa sich weiter wirtschaftlich und kulturell entwickeln würde, wenn es weiter seinen Frieden bewahrte, und so allgemein ist die Erkenntnis der Segnungen des Friedens, daß es für einen Staat oder ein Staatsoberhaupt keinen größeren Ruhmestitel gibt als den, Hüter des Friedens zu sein. Man rüstet ja nicht, weil man einen Krieg braucht, sondern um Frieden zu haben. Und niemand kann zweifeln, daß sich die wahren Kräfte eines Volkes noch besser entwickeln würden, wenn es nicht von den ungeheueren Rüstungslasten fast erdrückt würde.

Wäre Europa ein so festgefügter Bund wie die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Gebiet sogar viel größer ist, und wäre damit ein europäischer Krieg ausgeschlossen, so könnten Milliarden jährlich dem allgemeinen Wohle zugeführt werden, ohne daß zu befürchten wäre, daß der Wetteifer der einzelnen Völker, der jetzt angeblich hauptsächlich von der Kriegsfurcht angespannt wird, nachlassen würde.

Die Völker sind, wie die Menschen, verschieden, und wenn es möglich war, daß früher ein Volk durch einen Frieden verweichlichte und seine Macht verlor, so lag das daran, daß es sich immer um ein allein herrschendes Volk handelte, das schwächere Völker unterdrückt hielt, sich lediglich durch diese Unterdrückung bereicherte, nicht aber fortschritt durch einen Wettbewerb mit gleichstarken Völkern, wobei es nicht auf die politische Macht der kleinen herrschenden Klassen, sondern auf die Tüchtigkeit des ganzen Volkes ankommt.

Heute liegen die Verhältnisse ganz anders, sowohl bei den Völkern untereinander wie bei jedem Volke in seiner inneren Schichtung. Die einzelnen Menschen sind selbständiger geworden und unabhängiger von der jeweiligen Regierung ihres Staates, und ihre wirtschaftliche und kulturelle Betätigung ist nicht mehr in der Hauptsache auf die Grenzen ihres Landes beschränkt. Die Werft, die jetzt Kriegsschiffe baut, würde eben so gern ihr Geld an Handelsschiffen verdienen, und die Techniker, die jetzt ihren Geist anstrengen, um Erfindungen zur Verbesserung der Kriegsschiffe zu machen, würden sich ebenso um die Handelsschiffe bemühen, und die Werft Europas, die am besten und billigsten baut, würde auch den größten Gewinn erzielen, ganz gleich, aus welchem Lande die Aufträge kämen.

Wo sollte da auf irgend einem Gebiete der Wetteifer erlahmen? Wenn die Schiffe, die zwischen Europa und Amerika fahren, immer größer, immer schöner, immer zweckmäßiger und bequemer werden, liegt das daran, daß eine Kriegsfurcht die Menschen peitscht, oder nicht vielmehr daran, daß der friedliche Verkehr der Menschen sich gehoben hat, daß die Ansprüche der Menschen wachsen, und daß das persönliche Interesse jedes einzelnen nach der besten Verwertung

seiner Kräfte drängt? Niemand, der weiß, was es heißt, daß die Menschen verschieden sind, zweifelt, daß der Gelehrte seinem Drange, zu forschen, der Künstler seinem Drange, zu schaffen, der Kaufmann seinem Drange, Geld zu verdienen, nicht das geringste weniger nachgeben wird, wenn ein ungestörter Friede herrscht und die Entfaltung aller Kräfte freier und lohnender macht.

Jetzt baut man Kasernen, um die arbeitstüchtigen Menschen, die selber für sich sorgen könnten, auf Staatskosten zu behausen und zu beköstigen, und läßt die arbeitsuntüchtigen, die nicht für sich sorgen können, ohne Obdach und Nahrung.

Für die Milliarden, die jetzt für unsinnige Festungsbauten, für Kriegsschiffe, Kanonen, Kasernen ausgegeben werden, könnte in ein paar Jahren alles Wohnungselend in Europa beseitigt werden, und wenn man sonst alles zusammennimmt, was für Rüstungen unproduktiv im wahren Sinne des Wortes verpulvert wird und was nützlicher Produktion entzogen wird, so könnte auch für Kleidung, Nahrung, Gesundheit und Bildung aller derer gesorgt werden, die nicht selber dazu imstande sind. Und man würde eine körperlich und geistig gesündere Menschheit bekommen.

Man glaube doch ja nicht, daß sich dann alle Menschen auf das Faulbett legen und sich vom Staate füttern lassen würden! Die Menschen sind doch verschieden, und schlafen und essen können ist doch nicht für alle das Höchste auf Erden. Die Not und die Unbildung läßt viele vertieren, die sonst gern Nützliches leisten und sich schämen würden, kärgliches Brot in der Staatswohnung anzunehmen und sich damit auf die unterste Stufe der menschlichen Gesellschaft zu stellen. Arbeitet doch heute sogar der Wohlhabende und der Reiche, weil sie sich den Reicheren gegenüber auf niederer Stufe

stehend vorkommen. Es kommt ja so ungeheuer viel auf die gesellschaftliche Anschauung an!

Ich bin deshalb auch der Meinung des Herrn Fry, daß wir am besten für die Kultur arbeiten, wenn wir möglichst viel freien Persönlichkeiten Gelegenheit geben, in ihren Staaten Macht zu gewinnen. Alle vereinigt werden dann dafür sorgen, daß zunächst die unsinnige Kriegsfurcht aus Europa verbannt wird, und das wird nach Lage der Dinge kaum anders zu erreichen sein als durch die Vereinigten Staaten von Europa. Wir sollten dieses Ziel als das wichtigste in unsere Verfassung aufnehmen. (Beifall.)

Giuseppe Ferrari (Mailand). Ich brauche nicht zu versichern, wie glücklich mich Herr Fry gemacht hat, und nicht nur dadurch, daß er mir persönlich Reichtum und Unabhängigkeit geschenkt hat, sondern auch durch sein großes, der ganzen Kultur gewidmetes Werk. Nur wer selber hat fühlen müssen, welche Qualen der Geist erduldet, der angesichts der Zufälle dieser Welt mit ihren reichen Genußmöglichkeiten in die Enge der Not eingeschlossen ist und sich nicht regen kann, wie er möchte, sondern sich abstumpfen muß in der gemeinsten Sorge um die Notdurft des Lebens, der weiß, was Frys Werk der Menschheit bringen kann.

Ja, wer weiß nicht, daß die Menschen verschieden sind! Aber wo war der Gott, der die Einrichtungen des Lebens danach getroffen hätte, wo der mächtige Herrscher, der große Staatsmann, der in seinem Volke dafür gesorgt hätte, daß die Verschiedenheit der einzelnen zum Wohle aller ausgenützt würde?

Wie ein Stück in einer Herde von Arbeitstieren wuchs ich in meinem elterlichen Stalle auf und erhielt kaum die nötigste Schulbildung. Fast noch ein Kind, mußte ich von

früh bis spät arbeiten, und wehe, wenn mein Vater mich über einem Buche entdeckte, das ich mir von Zeit zu Zeit durch den Sohn eines Lehrers verschaffte! Mit Schlägen, die meinen Geist nicht minder als meinen Körper verwundeten, suchte er mir die Lust zu vertreiben, andere Gedanken als die an die Arbeit zu haben. Und so sehr ich meine Mutter liebte und an meinen Geschwistern hing, so entlief ich als sechzehnjähriger Knabe dem Elternhause in die Stadt, schlief unter irgend einem Brückenbogen, in irgend einer Mauernische und bettelte mir mein Brot, bis ich regelmäßige Arbeit fand, die mir Wohnung und Nahrung gab.

Nun saß ich die halbe Nacht über Büchern, lernte erst richtig meine Muttersprache und erweiterte meine Bildung. In einem Arbeiterverein, dem ich der Vorträge wegen beigetreten war, die dort gehalten wurden, zeigte sich zuerst mein poetisches Talent, ich machte Gedichte für die kleinen Feste und geselligen Zusammenkünfte des Vereins und wurde bei den Mitgliedern, besonders ihren Damen, sehr beliebt. Der Gegensatz zu meinem früheren Leben war so groß, daß ich in meiner Weltfremdheit und Jugend glaubte, das richtige Leben gefunden zu haben. Ich verliebte mich in die hübsche Tochter eines Arbeiters und heiratete sie, obwohl sie mehrere Jahre älter war als ich. Eine gewisse Sicherheit ihres Auftretens, der Geschmack, den sie in ihrer Kleidung zeigte, und die in ihrem Alter liegende Reife täuschten mich darüber, daß sie in Wahrheit geistig sehr beschränkt war. Aber sie war das erste Mädchen, das mir menschlich näher trat und es verstand, mich so in Banden zu schlagen, daß ich ihr nach den ersten heißen Küssen die Ehe versprach, und obwohl ich in dem näheren Verkehr nach der Verlobung Zweifel bekam, ob sie mir die richtige Lebens-

gefährtin sein würde, glaubte ich, als Ehrenmann mein Wort halten zu müssen.

O, hätte ich nur die Einsicht gehabt, dies törichte, jugendlich leichtsinnige Wort zu brechen, es wäre besser für sie und mich gewesen! Die Ehe wurde mir zur verzehrenden Qual, zum größten Unglück meines Lebens. Krankheiten in der Familie, der anspruchsvolle Haushalt meiner Frau und meine eigene Unwirtschaftlichkeit stürzten mich in Schulden, und es ging mir nicht anders als in meiner Kindheit, die Not der Familie war die Peitsche, die mich zum Geldverdienen antrieb und vom geistigen Schaffen fernhielt.

Einige Gedichte von mir hatten Aufsehen erregt, aber als ich ein Buch herausgeben wollte, boten mir die Verleger so schmähliche Bedingungen, daß sich mein Selbstgefühl dagegen auflehnte. Schließlich mußte ich aber Geld haben und verkaufte für 3000 Frank alle Rechte an dem Buche, das dem Verleger bis jetzt über 200 000 Frank Gewinn gebracht hat. Ich selber konnte meine Schulden nicht ganz bezahlen und mußte weiter hungern. Als ich den Erfolg des Buches kommen sah, bat ich den Verleger um eine Unterstützung; er hielt es für eine besondere Großmut, daß er mir noch einmal 3000 Frank zahlen wollte, wenn ich ihm auch mein nächstes Buch zum Verlage geben wollte. Aber wie sollte ich zu weiterem Schaffen kommen! Zehn Jahre hatte ich an dem ersten Buche gearbeitet, und die 3000 Frank hätten mir nicht die Freiheit gebracht, die ich brauchte. Ich war so gebrochen, daß ich aus dem Leben fliehen wollte, wie damals aus dem Elternhause. Frys „Kulturorganisation" gab mir wieder Mut und hat mich gerettet.

Das sind Tatsachen, die ich hier, entgegen mancher falschen

Darstellung in den Zeitungen, vor ganz Europa enthülle, um auf die schändliche Unvernunft unserer gesellschaftlichen Einrichtungen hinzuweisen. Nicht, weil sie nicht schon lange von allen denkenden Menschen erkannt worden wäre, sondern weil uns jetzt zum ersten Male ein gangbarer Weg gezeigt wird, der allmählich aus dieser Unvernunft herausführen muß.

Ob ich Präsident des Landesverbandes bleiben werde, der mich gewählt hat, oder nicht, mit meinen ganzen, jetzt freigemachten und gestärkten Kräften werde ich dafür sorgen, daß in meinem Bezirke kein wertvoller Mensch mehr verkommt oder durch Kämpfe in seiner Entwicklung gehemmt wird, wie ich sie durchgemacht habe. Es gibt ja so viele Menschen, die zu nichts anderem taugen, als Kärrner zu sein, daß die wenigen geborenen Baumeister nicht Steine zu tragen brauchen, und das Kulturreich wird es nicht mehr dulden, daß ein vom Zufall reichgemachter Kärrner den Baumeistern das Brot nimmt. (Sehr richtig! Lebhafter Beifall.)

Dr Iwan Ljubjesnikow (St. Petersburg): Ich schließe mich vor allem den Ausführungen der Frau Sörensen an und gehe noch einen Schritt weiter, indem ich nicht nur das Ziel der Vereinigten Staaten von Europa in unsere Verfassung aufgenommen sehen möchte, sondern auch die Bestimmung, daß niemand zu den höheren Stellen des Kulturreiches aufsteigen darf, der nicht die Erklärung abgibt, daß er nach seinen Kräften für dieses Ziel eintreten will. Denn ich bin überzeugt, daß uns nichts so schnell in der Kultur weiterbringen kann, als die Befreiung Europas von den Kriegsrüstungen und das Zusammengehen aller Staaten zu dem gemeinsamen Besten.

Da ich ferner glaube, daß alle wahren Kulturmenschen in ihren Hauptgedanken übereinstimmen, ja, daß sie über-

haupt daran zu erkennen sind, daß sie über die Grundforderungen der Kultur einig sind, so möchte ich als Richtschnur für die Wahlen die Festsetzung eines Programms empfehlen, auf das sich jeder verpflichten müßte, der den Rang eines Kulturfürsten erwerben will.

So halte ich es, um nur noch einen Punkt hervorzuheben, für ein schweres Hindernis der Kultur, daß die mancherlei Kirchen in den verschiedenen Staaten eine zu große Macht haben. Wollen wir eine wirklich freie Entwicklung der Kultur haben, so müssen wir die Kirche jeder politischen und gesellschaftlichen Macht entkleiden. Der Glaube macht unfrei. Wer sich in ihm wohlfühlt, mag ihm treu bleiben, er braucht keinen staatlichen Zwang dazu. Aber wer nicht glauben kann, was die staatliche Kirche ihm vorschreibt, der darf nicht dazu gezwungen werden, darf nicht zum Heuchler gemacht werden, wenn er den Nachteilen entgehen will, die Staat oder Gesellschaft mit dem Nichtglauben oder Andersglauben verknüpfen.

Wer denkt nicht mit Schaudern an die Ketzerverbrennungen und an die blutigen Religionskriege! Und wer weiß nicht, wieviel unblutige, nicht minder gehässige und verderbliche Kämpfe um des Glaubens willen noch heute geführt werden! Wir sehen, wie gerade die Staaten am meisten in der Kultur zurückgeblieben sind, in denen die Priester herrschen. Dort ist die größte Unbildung, der größte körperliche und geistige Schmutz. Die Kirche hat es nicht vermocht, die Völker glücklich zu machen, ja auch nur erträgliche Zustände im gesellschaftlichen Leben zu schaffen. Der geistige Befreiungskampf ist von der Empörung gegen die Kirche durch die Reformatoren ausgegangen, die politische Befreiung der Völker von der großen französischen Revolution, die nicht so schreckliche Formen

angenommen hätte, vielleicht überhaupt nicht gekommen wäre, wenn die Kirche, die mit ihrer Macht wohl dazu imstande war, das Volk und seine Herrscher zur Kultur erzogen hätte.

Noch heute bringt der unheilige Bund von Staat und Kirche mehr Unheil als Segen. Der Staat braucht die Kirche nicht mehr, er hat die Rechtsordnung, um Frieden und Freiheit der Bürger zu schützen, und erkennt immer mehr seine Aufgabe darin, nur das äußere Verhalten der Menschen zueinander zu regeln; alles, was darüber hinausgeht, was in das innere Fühlen und Meinen übergreift, ist vom Übel. Die Kirche braucht den Staat nicht, denn ihr Reich ist nicht von dieser Welt. Sie ist frei, ihre Lehren zu verkündigen und den Gläubigen ihren Trost zu spenden. Will sie mit Hilfe des Staates die Menschen zwingen, ihr äußeres Verhalten so einzurichten, wie sie es für ihre Machtzwecke will, nicht wie es dem freiwilligen Triebe des Glaubens entspringt, so überschreitet sie ihr Gebiet und versündigt sich an der Kultur. Sie soll Liebe und Bildung verbreiten und stiftet Zwietracht und Unterdrückung, sie soll den Menschen das Licht eines höheren Lebens bringen und läßt sie im Dunkel der Unbildung und Unfreiheit verkümmern. Und jeder Staat macht sich mitschuldig, der sie mit seinen Zwangsmitteln unterstützt.

So notwendig daher der Friede der Völker untereinander ist, so notwendig ist die Trennung des Staates von der Kirche. Neben die wirtschaftliche Freiheit muß die geistige treten, weil nur aus dem Zusammenwirken beider die wahre Kultur entstehen kann. (Beifall.)

Richard Fry: Ich möchte davon abraten, in unserer Verfassung programmatisch einzelne bestimmte Zielpunkte aufzustellen. Weder Professor Linnert noch ich haben bei

unserem Plane daran gedacht, irgend ein einzelnes Bestreben von vornherein durch unsere Organisation besonders zu unterstützen, mag es auch noch so sehr unserm allgemeinen Kulturzwecke dienen.

Wir sind davon ausgegangen, daß die Kultur im allgemeinen planmäßig gefördert werden müsse, daß deshalb die Entwicklung der Kulturträger nicht dem Zufall überlassen bleiben dürfe, und daß die jetzige Zersplitterung der Kulturkräfte durch eine die Kräfte der einzelnen vervielfachende Organisation ersetzt werden müsse.

Nun stellt jede Zeit der Menschheit und den einzelnen Völkern ihre besonderen Aufgaben. Die Verhältnisse ändern sich, alte Bedürfnisse verschwinden; neue entstehen. Danach müssen sich die Zwecke und die Mittel richten. Das Notwendige und das Mögliche zu erkennen, ist die Hauptaufgabe aller Kulturbestrebungen. Solange diese einzeln neben einander hergehen, hindert oft eins das andere, weil jedes für sich so gepflegt wird, als wäre es das wichtigste. Daher kann die Kultur wirksam nur von einer Organisation gefördert werden, die über den einzelnen Bestrebungen steht. Die leitenden Persönlichkeiten müssen das Ganze übersehen und das ihnen zur Verfügung stehende Vermögen jeweils so verwenden, wie es für die gegebenen Verhältnisse am besten ist. Nur so kann auch dem Zufalle entgegengetreten werden, der eine einzelne Bestrebung über Gebühr stärkt und andere, weit wichtigere, leiden läßt.

Gelingt es uns aber, unsere Organisation so auszubauen, daß zur Leitung der gesamten Kulturpflege die Auslese der besten Persönlichkeiten von ganz Europa herangezogen wird, so haben wir alles erreicht, was wir uns zunächst als Ziel setzen dürfen. Jetzt schon mehr erstreben zu wollen, wäre

ein schädliches Zuviel. Denn wir müssen immer an die Verschiedenheit der Menschen denken und alles vermeiden, was den heute noch einflußreichen Mächten Anlaß geben könnte, unsere Organisation zu bekämpfen, weil sie ausgesprochenermaßen Bestrebungen pflegen will, die bestimmten Interessen dieser Mächte zuwiderlaufen.

Wo aber in aller Welt könnte es jemand geben, der uns tadeln dürfte, wenn wir nach der ganzen Einrichtung unserer Organisation nichts anderes wollen, als aus der vom Zufall durcheinander geworfenen Masse die besten Persönlichkeiten herauszusuchen und ihnen Gelegenheit zu geben, sich in Freiheit zu entfalten? Wie sie dann ihre Kräfte betätigen, ist nicht mehr unsere Sache. „Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten." Das sei unser und ihr Leitspruch! (Stürmischer allgemeiner Beifall!)

Ich persönlich glaube auch, daß es für Europa kaum ein wichtigeres Bedürfnis gibt als die Beseitigung der ungeheueren Rüstungslasten. Und wenn alle Kulturmenschen ebenso denken, so wird ihre vereinigte Macht auch Mittel und Wege dazu finden. Was aber alle von selbst wünschen, dazu brauchen sie nicht besonders verpflichtet zu werden. Ich weiß jedoch nicht, ob es alle für möglich oder auch nur für nützlich halten, zu diesem Zwecke die Staaten Europas zu einem festen Bande zu vereinigen. Denken wir doch an das traurige Schicksal der Vorkämpfer für die Einheit Deutschlands! Daß dieselben Dynastien als todeswürdiges Verbrechen verfolgten, was sie jetzt mit Ruhmeskränzen krönen! Solange nicht eine Macht die Geschicke der Völker bestimmt, die die besten, nur der Kultur gewidmeten Kräfte vereint, solange wird sie eine Kette von Siegen der stärksten Interessen-

vertretung über die schwächeren sein, solange wird Macht vor Recht und Vernunft gehen. Und damit müssen wir zunächst noch rechnen. (Sehr richtig!)

Deshalb dürfen wir auch nicht die Trennung von Staat und Kirche als Programmpunkt aufstellen, selbst wenn wir alle hier davon überzeugt wären, daß sie zu den wichtigsten Kulturzielen gehört. Wir wollen eine europäische Organisation begründen und müssen deshalb die Verschiedenheit der Staaten und Völker berücksichtigen. Das Kulturreich, das wir aufbauen wollen, soll das Reich der Freiheit sein, es soll jede Überzeugung achten und dafür eintreten, daß jeder gemäß seiner Überzeugung leben kann. Es folgt von selbst daraus, daß wir jede Persönlichkeit gegen die staatlichen oder gesellschaftlichen Nachteile schützen wollen, die ihr in diesem oder jenem Staate aus der Auflehnung gegen jeden Gewissenszwang drohen; aber aus demselben Grunde dürfen wir niemand aus unserem Bunde ausschließen, der nach bestem Wissen und Gewissen im Staate für seine Kirche eintritt, soweit er dadurch nicht gegen die Freiheit der Persönlichkeit sündigt. Wer in der Trennung von Staat und Kirche für sein Volk einen Schaden fürchtet, der kann trotzdem ein wertvoller Mensch sein; wir würden ihn für manche Aufgabe, die er bei uns erfüllen könnte, verlieren, wenn wir von ihm eine Erklärung verlangten, die er nach seiner Überzeugung nicht abgeben kann.

Es ist nicht richtig, einen Menschen deshalb als Persönlichkeit zu verwerfen, weil er eine bestimmte Überzeugung hat, die anderen als kulturwidrig erscheint. Er darf nur keinen anderen darunter leiden lassen. Wir wollen ja den Kampf der Meinungen, aber er muß ehrlich geführt werden; kein Zwang, kein kulturwidriges Interesse darf dahinter

stehen, und wer andere zu seiner Überzeugung bekehren will, der darf es nur mit Gründen, die mit menschlicher Erfahrung, menschlicher Erkenntnis, menschlicher Vernunft vereinbar sind. Auch wenn er sich auf göttliche Offenbarungen berufen will, er spricht doch nur als Mensch zu Menschen.

Je freier sich die Kultur durch die Pflege der wertvollsten Persönlichkeiten entfaltet, um so mehr wird jede sich auf übersinnliche Vorstellungen stützende Macht schwinden, um so mehr werden sich Staat und Kirche auf ihre der Zeit angepaßten Aufgaben beschränken. Der Organismus der heutigen Kulturstaaten ist so unabhängig von dem religiösen Bekenntnis seiner Angehörigen, wie es ihre Kanonen, ihre Eisenbahnen, ihre Steuern sind. Hauptträger der kirchlichen Macht ist nicht mehr ein Bedürfnis des Staates, sondern alte Einrichtungen der Gesellschaft. Das Kulturreich wird aber allmählich die Anschauungen der Gesellschaft umwandeln. Es wird ebenso sehr als eine Schande gelten, einen Glauben zu heucheln, dem man nicht im Innersten treu ist, wie einen Menschen deshalb zu verachten oder zu verfolgen, weil er einen anderen Glauben hat.

Wie wichtig es ist, daß wir uns nicht wie politische Parteien ein bestimmtes Programm geben, sondern uns darauf beschränken, eine Organisation zu schaffen, die nur Wert auf die Freimachung der besten Persönlichkeiten legt, will ich an einem Beispiele zeigen.

Professor Linnert hat darauf hingewiesen, daß die Erbmonarchie keine Gewähr dafür bietet, daß der regierende Fürst zu den Besten seines Landes gehört, daß überhaupt der Geburtsadel nicht an sich schon Kulturadel ist. Man könnte deshalb kommen und als ein Ziel des Kulturreiches die Abschaffung des Geburtsadels und der Monarchie verlangen.

Es ist möglich, daß die Entwicklung einmal dahin führt; ich persönlich würde es bedauern, da nach meinem Gefühl die Welt dadurch ärmer würde. Aber es soll ja auf persönliche Meinungen nicht ankommen, und ich würde auch unbedenklich meine Meinung ändern, wenn man mich überzeugte, daß sie irrig ist. Doch auch dann würde ich dagegen sein, einen Programmpunkt der Kulturorganisation daraus zu machen. Denn wir würden sofort den ganzen Geburtsadel und alle monarchischen Regierungen gegen uns haben.

Die Frage Republik oder Monarchie ist überhaupt keine Frage der allgemeinen Kultur, wie wir sie pflegen wollen und in der ersten Zeit nur pflegen können. Die Völker sind nach ihrer Anlage und ihrer geschichtlichen Entwicklung verschieden, und danach haben sich ihre Verfassungen zu richten. Macht die Kultur Fortschritte, so wird sich das auch in der Politik zeigen. Schon jetzt sehen wir, daß die besondere Art der Staatsform immer gleichgültiger wird, sofern überhaupt eine geordnete Gewalt durch sie geschaffen ist. Je kultivierter ein Volk wird, je mehr die Macht von kleinen Interessengruppen auf freie Kulturpersönlichkeiten übergeht, um so eher wird es seine Verfassung so ausbauen, wie sie seiner Eigenart am besten entspricht.

Was immer man sich also als Ziel vorstellt, wir dienen allen am besten, wenn wir für freie und tüchtige Menschen sorgen, und wenn wir keine Schranken aufstellen, die irgend eine wertvolle Persönlichkeit von uns fern halten. Auch der Geburtsadel hat in unserm Reiche seine Aufgaben, und will er sich nicht von dem Kulturadel, den wir schaffen wollen, überstrahlen lassen, so muß er sich auf gleicher Höhe mit ihm halten. So kommen wir zu einem Wettbewerbe um die Krone der Persönlichkeit, der dem ganzen Werke zum Segen gereicht,

statt es durch Kämpfe feindlicher Mächte gegeneinander unfruchtbar zu machen.

Ich habe das Wort zu diesen Ausführungen genommen, um keine Zeit durch eine weitere Erörterung einzelner Programmpunkte verlieren zu lassen. Und wenn Sie sonst mit meinen Gedanken einverstanden sind, so glaube ich, können wir jetzt die allgemeine Aussprache schließen. (Zustimmung.)

V.

Ablehnung und Zustimmung

Freie Presse.

Das große Ereignis in Paris ist vorüber. Fry hat 238 Millionen Frank verteilt, und unter den „Fry-Königen" findet sich manche Persönlichkeit, der jeder Mensch den empfangenen Reichtum gönnen wird. Hoffentlich trifft das auch auf die zu, die wir nicht näher kennen.

Im übrigen darf man wohl etwas enttäuscht sein. Es sind einige schöne Reden gehalten worden, deren Hauptgedanken gewiß zu billigen sind, obwohl sie uns nichts Neues gebracht haben; wir kannten sie zum großen Teile schon aus Frys „Kulturorganisation" und aus Aufsätzen der „Kultur-Gazeto". Wir haben von Anfang an den Kulturvereinen sympathisch gegenübergestanden, namentlich als wir sahen, welche Aufnahme sie bei den klerikalen Blättern fanden. Wir glaubten danach, daß man in Paris ein greifbares Programm aufstellen würde, in dem man auch zu den wichtigsten politischen Fragen unserer Zeit Stellung nehmen würde. Einige Redner haben das auch gewünscht. Aber man ist über Allgemeinheiten nicht hinausgekommen. Selbst die in Angriff genommene Verfassung des „Kulturreiches" hat man nicht im einzelnen ausgearbeitet; man hat sich darauf beschränkt, die nötigsten Grundsätze der Organisation festzustellen und einige allgemeine Leitsätze aufzunehmen. Darunter merkwürdigerweise den Satz: Die Menschen sind verschieden. Als ob das nicht jeder vernünftige Mensch wüßte! Sind wir doch nicht nur einer

von dem andern verschieden, sondern jeder von sich selbst in den verschiedenen Lebensaltern und Lebenslagen. Mit solchen Selbstverständlichkeiten kommt man nicht weiter.

Herr Professor Linnert hat das Papsttum als Vorbild der Organisation hingestellt. Aber wird wirklich der Beste von den Kardinälen auf den Heiligen Stuhl erhoben? Einigt man sich nicht oft gerade auf den Schwächsten, um ein gefügiges Werkzeug für die eigenen Wünsche zu haben? Die von Fry gewünschte Auslese wird immer wegen des Neides und der Eifersucht und der widerstreitenden Interessen der einzelnen unmöglich sein. Lassen wir also hier das freie Spiel der Kräfte walten und suchen wir es zu erleichtern, indem wir alle die ungerechten Beschränkungen beseitigen, die heute noch im staatlichen Leben bestehen.

Die Konservativen und die Klerikalen haben die Herrschaft im Staate gewiß nicht, weil sie die Tüchtigsten sind oder auch nur die Mehrheit der Staatsbürger vertreten; das Gegenteil trifft zu, und gäbe es wirklich freien Wettbewerb, so wäre ihnen die Herrschaft, die ihnen weder nach Qualität noch nach Quantität gebührt, längst entrissen worden. Die Hüter von Thron und Altar stützen sich gegenseitig, um ihre eigenen Machtinteressen zu wahren. Sie schirmen den König nicht um seinetwillen aus Gründen des wahren Staatswohles, sondern um ihretwillen, „und der König absolut, wenn er unsern Willen tut", und wäre ihnen die Religion wahrhaft heilig, so müßten sie sie allen politischen Kämpfen fern halten und dem ganz privaten Fühlen und Meinen überlassen.

Statt sich also in den Nebel von Allgemeinheiten zu verlieren, sollte der Kulturverband in einem festen Programm

die Zielpunkte aufstellen, die wir zuerst erreichen müssen, und das können keine andern sein, als der entschiedene Liberalismus schon vor Fry vertreten hat.

Preußische Post.

Nietzsche hat den Übermenschen erfunden, Fry den Überstaat. Eins wie das andere ist eine Phantasie, deren Verwirklichung zu erstreben nur Unheil anrichten kann. Der Staat ist die höchste Form menschlicher Vereinigung, die in sich vervollkommnet, aber als solche nie übertroffen werden kann. Denn die Völker sind von einander verschiedene, für sich bestehende Organismen, die in festen Einheiten neben einander bestehen und mit einander wetteifern müssen.

Freilich geht der Mensch nicht im Bürger auf, aber er hat sich dem Bürger unterzuordnen, weil sonst Willkür über Recht ginge. Noch weniger darf sich das außerstaatliche Leben über das staatliche erheben, weil das die notwendige Unabhängigkeit und Machtstellung des Staates erschüttern würde. Wohin sollen wir kommen, wenn wirklich das Kulturreich eine Macht werden könnte, der sich das Leben der einzelnen Staaten unterordnen müßte? Dann wäre es mit dem Eigenleben eines Volkes vorbei. Der Staat und sein Herrscher wären nicht mehr Herren im eigenen Hause. Kein Staat kann dulden, daß eine Vereinigung von Männern — und Frauen! —, die in der Mehrheit aus Angehörigen anderer Nationen besteht, und seien es an sich noch so tüchtige und vornehme Menschen, eine Macht gewinne, nach der sich der Staat in seinen Entschließungen richten müßte.

Das sogenannte allgemeine Kulturgewissen geht den Staat und seine besonderen Bedürfnisse so wenig an, wie

etwa das christliche Gebot „Du sollst nicht töten!" den Soldaten im Kriege oder den Henker im Frieden; in beiden wirkt der Staat, und dieser ist als solcher weder Mensch noch Christ. Seine höchste Aufgabe ist, das Leben eines bestimmten Volkes auf die größte Leistungsfähigkeit gegenüber den anderen Völkern zu bringen und so der Entwicklung der Kultur auf dem einzig möglichen und von der Natur bestimmten Wege zu dienen. Eine Abweichung von diesem Wege kann dem Leben des Staates nur schaden, und dieser hat deshalb auf der Hut zu sein. Sollte deshalb die durch das Vermögen Frys gestärkte Organisation der überstaatlichen Kulturschwärmer zu einer Gefahr werden, so wird die Regierung zu erwägen haben, ob sie nicht die Kulturvereine verbieten und das Verbot mit allen Machtmitteln des Staates durchführen soll.

Wahrheit und Recht.

So gut der Gedanke Frys wäre, wenn er sich auf ein bestimmtes Volk beschränkte, so sehr ist er in seiner internationalen Ausgestaltung zu verwerfen. Wie in der katholischen Kirche zuerst Rom, dann das Vaterland kommt, wie die vaterlandslose Sozialdemokratie den Staat ihrer angeblichen Kulturidee opfert, so liegt es in der Natur der Sache, daß auch das international organisierte Kulturreich Frys das Allgemeine über das Besondere, die Menschheit über das Volk stellt. Der Weg der Kultur führt aber durch das Besondere zum Allgemeinen.

Mag sich die Gruppe der „Fry-Könige" auch aus wirklich hervorragenden Menschen zusammensetzen, so werden es doch immer solche sein, die nach ihrer ganzen Geistesveran-

lagung auf das Allgemeine, das Internationale gerichtet sind. Erhält nun diese Gruppe durch die hinter ihr stehende Organisation und die reichen Geldmittel eine entscheidende Macht, so ist es klar, daß die Selbständigkeit der Nationen darunter leiden muß. Selbst wenn die einzelnen Vertreter eines Landes in dem Rate der Fünfzig die Interessen ihres Volkes wahrnehmen wollen, so sind sie doch immer in der Minderheit. Die Mehrheit der übrigen Nationen entscheidet, und je stärker das Interesse eines Volkes dem der übrigen widerspricht, um so eher wird es von den andern zurückgedrängt werden. Jedes Volk muß aber auf sich selbst gestellt sein und muß schlimmsten Falles imstande sein, sich seinen Willen mit den Waffen zu erkämpfen. Das erfordert die nationale Ehre. Der Gedanke, sein Wohl von einem internationalen Areopag abhängig zu machen, muß für jeden Vaterlandsfreund schrecklich sein. Können doch sogar Juden „Fry-Könige" werden!

Wir richten deshalb an alle nationalgesinnten Volksgenossen die dringende Mahnung, den Fry'schen Kulturverband nach Kräften zu bekämpfen. Bildet dazu eine völkische Organisation nach dem Muster eurer Gegner! Was jüdisches Geld kann, das wird deutscher christlicher Idealismus auch vermögen!

Der Sozialdemokrat.

Wir haben also einen neuen Adel: die Kulturfürsten! Und wie das Volk ja immer nur Gutes vom Adel erfahren hat, so können wir auch dem neuen hoffnungsfroh zujubeln.

Denkt euch, ihr Männer der schwieligen Faust, ihr könnt

Könige werden und Millionen erwerben, wenn ihr nicht zufällig vorher verhungert seid. Ihr braucht euch nur ein paar Stunden täglich mit Kultur zu beschäftigen und werdet dann schon weiter kommen. Daß es schließlich doch nur ein paar Auserwählte sind, die mit Millionen gesegnet werden, macht nichts, es wird euch eine Freude sein, das Kapital zu verdienen, das sie verzehren. Denn es sind doch andere Menschen als ihr, aus edlerem Stamme geboren.

Nein, Genossen, bei allem Guten, das Richard Fry erstrebt, er ist nicht unser Mann. Er denkt schon an Königsmäntel, wo wir noch nicht so weit sind, daß jeder ein ganzes Hemd auf dem Leibe hat. Er will fürstliche Freiheit der Persönlichkeit geben, wo uns die heutige Staatsordnung an die Kette des Kapitalismus schmiedet, wo uns Fleisch und Brot verteuert werden, damit sich die Junker besser mästen können. Nur wo Macht ist, kann Freiheit sein. Darum müssen wir uns die Macht erobern, die Macht im Staate. Die überstaatliche Kulturpflege kann uns so lange nichts nützen, als wir den Staat nicht unserm Willen dienstbar gemacht haben. Das ist unser Ziel, dem wir unsere ganze Kraft zuwenden müssen. Erst politische Freiheit für die große Masse des Volkes, daß wir aufräumen können mit der Gewaltherrschaft des Kapitalismus, dann wird auch der einzelne zu seinem Rechte kommen, zu dem für alle Menschen gleichen Rechte auf ein menschenwürdiges Dasein. Wir müssen alte Vorrechte aufheben und nicht neue schaffen.

Die Solidarität der Arbeiter hat eine Organisation geschaffen, die sich nicht auf Millionenspenden aufbaut, sondern auf Groschen, die man sich vom Munde abspart. Bleiben wir ihr weiter treu, und wir werden mächtiger werden und mehr erreichen, als Fry mit seinem Kulturverbande! Gelingt

es uns, diesen auf unsere Seite zu bringen, um so besser; richtet er sich gegen uns, so werden wir auch mit ihm fertig werden.

Katholische Volkszeitung.

Wir müssen anerkennen, daß der Fry'sche Kulturverband sich bisher von Übergriffen auf das religiöse Gebiet freigehalten hat; in Paris wurde sogar der katholischen Kirche und ihren Leistungen für die Kultur hohes Lob gezollt. Daß sich auch einige Katholiken unter den Kulturfürsten befinden, kann nur freudig begrüßt werden. Wir müssen weiter dafür sorgen, unsern Einfluß in den Kulturvereinen zu stärken, um den freigeistigen Mächten das Wasser abzugraben. Wir glauben, daß Fry persönlich nur Gutes will, und daß seine Organisation für die Wohlfahrtspflege von großem Segen sein kann. Er kann hier sehr wohl mit der Kirche Hand in Hand gehen. Was darüber ist, ist vom Übel, und da gilt es, sorgsam auf der Hut zu sein.

Schon sind Stimmen laut geworden, die auch für die Länder nach der Trennung von Staat und Kirche rufen, die bis jetzt noch davon verschont geblieben sind. Zwar ist ihnen Richard Fry selber entgegengetreten, aber doch nur in dem Sinne, daß der Kulturverband keinen Programmpunkt daraus machen soll. Und wer Ohren hat, der hört. Ist die Mehrheit der Fry-Fürsten einmal gegen die Kirche eingenommen, dann drohen ihr ernste Gefahren.

Die Kirche ist und bleibt die beste Hüterin der Kultur; denn sie ist eine göttliche Einrichtung, um der Menschheit das Heil zu bringen. Sie ist die unfehlbare Vollstreckerin des göttlichen Willens auf Erden. Alles andere ist ihr gegen-

über dem Irrtum und der Bosheit unterworfenes Menschenwerk. Auch in den Schafpelz der edlen Bestrebungen, wie Fry sie predigt, können sich die Wölfe des Satans verstecken, um über die Herde der Unschuld herzufallen. Darum lasset uns wachen und beten!

Die Welt der Frau.

Unter den fünfzig nach dem Plane Richard Frys ausgezeichneten Persönlichkeiten finden sich vier Frauen, wahrlich ein für die Hälfte der Menschheit beschämendes Verhältnis, das recht deutlich zeigt, wie sehr unsere Kultur im argen liegt.

In der Kirche hat die Frau zu schweigen; das ist alte Überlieferung aus einer Zeit, wo das Weib nur die Dienerin des Mannes war, ja, wo allen Ernstes bezweifelt wurde, ob die Frau überhaupt eine Seele hat.

Im Staate sind die höchsten Ämter den Männern vorbehalten mit Ausnahme des allerhöchsten. Regierende und gut regierende Königinnen und Kaiserinnen sind möglich, weibliche Minister fast undenkbar.

Im Kulturreiche, wie Fry es gründen will, muß und wird es anders werden, und von ihm wird auch eine Änderung auf den anderen Gebieten des Lebens ausgehen.

Bei Fry kommt es nicht auf die Überlegenheit der Körperkraft des Mannes an oder im allgemeinen auf die besonderen Fähigkeiten des Mannes, die ihn für bestimmte Berufe geeigneter machen als die Frau, sondern auf den Wert der Persönlichkeit, auf den Nutzen, den sie anderen bringen kann. Mag also die Frau anders sein als der Mann, daß sie eine starke und reiche Persönlichkeit sein kann, leugnet niemand. Wenn Fry gerade die Verschiedenheit der

Menschen zum Grundpfeiler der Kultur machen will, so wird die große Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Natur, die alles Lebendige beherrscht, in erster Reihe zur Geltung kommen.

Diese Verschiedenheit soll nicht verwischt, sondern vertieft werden. Bei der Entfaltung der Eigenschaften, die beiden Geschlechtern gemeinsam sind, sollen sich nicht Mann und Weib, sondern Mensch und Mensch gegenüberstehen; im übrigen sei der Mann männlich, das Weib weiblich. Eins soll unter dem anderen nicht leiden, im Gegenteil, die gemeinsamen Eigenschaften und die verschiedenen sollen sich gegenseitig bereichern. Ist die höchste der gemeinsamen Eigenschaften das Streben nach dem eigenen Glücke, und das edelste Glück dasjenige, das Quell und Niederschlag fremden Glückes ist, so kommt der der Vollkommenheit am nächsten, der dem anderen am reinsten bringt, was dieser in sich selbst nicht finden kann, und dabei doppelt genießt, was beide vereint.

Fry will ferner den Zufall bekämpfen, und auch das wird der Frau besonders zugute kommen, da sie bei den bisherigen Verhältnissen dem Zufalle mehr unterworfen war als der Mann, der seiner Natur nach eine größere Bewegungsfreiheit hat. Bleibt die Frau auf den kleinen Kreis ihrer zufälligen Umgebung beschränkt, wie soll sie den Mann finden, der ihres Wesens Ergänzung, ihres Sehnens Vollendung ist? Beschränkt nicht nur in der Möglichkeit, zu suchen und zu finden, ist sie auch wirtschaftlich gebunden und von den Schranken der Sitte eingeengt, die sie nicht überschreiten darf, wenn sie sich nicht außerhalb der Gesellschaft stellen will. Und diese Sitte richtet sich nicht nach den Wünschen der freien Menschen, Männer wie Frauen, sondern wird von den Schwachen und Unfreien gebildet, die sie mit der Macht der

Mehrheit aufrecht erhalten. Freier kann sie erst werden, ohne daß die Schwachen darunter zu leiden haben, wenn die höheren Persönlichkeiten nicht mehr versprengten Steinen im großen Strome der Masse gleichen, sondern zu festen Inseln verbunden sind, an denen seine Wässer machtlos vorübergleiten.

Und wenn Richard Fry den Grund zu solchen Inseln legt, so sind wir Frauen berufen, seine fleißigsten Mitarbeiter zu sein. Wir werden den größten Nutzen davon haben und den größten Nutzen bringen.

Für die kommenden Geschlechter sind die Frauen wichtiger als die Männer. Die Geschichte lehrt uns, daß die meisten Geistesfürsten entweder unverheiratet oder unglücklich verheiratet waren, ihre Gaben also nicht vererben konnten, daß sie aber in der Regel begabte Mütter hatten. Auch für die Erziehung der Jugend haben die Frauen eine größere Bedeutung als die Männer. Sie sind es schließlich, die das Leben verfeinern und veredeln, es mit Güte und Schönheit durchdringen. Was nützt alles Vorwärtsdrängen der Männer, all ihr Bemühen um die Mehrung der Schätze des Lebens, wenn die Ruhe fehlt, sie zu genießen? Das Leben wäre überhaupt nichts wert, wenn der Mensch den Menschen nicht hätte als teilnehmenden Genossen, für den und mit dem er lebt und strebt, wenn die Liebe ihm nicht die schönsten und reinsten Höhen seiner Seele durchsonnte.

Wieviel es hierbei auf die Frauen ankommt, weiß jeder, aber nicht jeder erlebt es. Schmachvoll ist es, die Grausamkeit des Zufalls tatenlos mit anzusehen, der soviele Frauen einsam verwelken und verkümmern läßt, schöne und begabte Mädchen zum Arbeitstier erniedrigt oder

in den Sumpf des Lasters treibt, und die dumme Gans auf die Höhen der Gesellschaft stellt, — der tüchtigen Männern Zeit und Gelegenheit versagt, die Gefährtin zu finden, die ihrem Leben erst Kern und Krone wäre, sie fernhält von den reinen Freuden an Leib und Seele der frei sich schenkenden Geliebten und sie schmutzigen Ersatz suchen läßt im käuflichen Sinnenrausche.

Darum gibt es kaum eine wichtigere Aufgabe der Kultur, als nach Kräften diesen Zufall zu bekämpfen und die Frauen von all den Banden freizumachen, die sie daran hindern, ihre besonderen Fähigkeiten zu entfalten und für Gegenwart und Zukunft fruchtbar zu machen.

Was konnten selbst die klügsten und für das Wohl ihrer Schwestern und der ganzen Menschheit am eifrigsten besorgten Frauen bisher in dieser Richtung tun? Sicher hat die Frauenbewegung auf vielen Gebieten manches Gute erreicht, aber es sind kleine Einzelerfolge. Ihr eigentliches Ziel wird erst durch Richard Fry in das rechte Licht gerückt, und erst von ihm lernen wir, wie wir es erreichen können.

Freideutsche Jugend.

Wir alle, die wir uns aus unserer jetzigen Unkultur heraussehnen nach einem freieren und schöneren Leben, sahen zwar ein leuchtendes Ziel vor unseren Augen, aber ein pfadloser Urwald trennte uns von ihm. Jetzt haben wir einen Weg, und hoffungsfroh können wir die Wanderung antreten.

Richard Fry ist unser Führer, und die ganze Jugend, die noch gesund an Leib und Seele ist, und höhere Ideale hat als Gelderwerb und Strebertum, wird ihm folgen.

Mit Spannung haben wir der Pariser Tagung der Auserwählten des Fry'schen Kulturverbandes entgegengesehen, und die Morgenröte einer neuen Zeit leuchtete vor uns auf.

Verhüllten nicht finstere Wolken und tiefe Nebelwände die Höhen des Lebens, daß die Menschen sich nur in den Niederungen bewegten und von keinem Gipfel herab ordnende Übersicht hatten, so daß alles planlos durcheinander drängte und der Zufall darüber entschied, wer vorwärts kam und wer rücksichtslos zu Boden getreten wurde?

Die Nebel sind zerrissen, und auf hoher Warte steht Fry und ordnet alle, die zu ihm aufblicken, und weist ihnen Ziele und Wege. Er teilt die Menschen ein, — nein, das war ja der Irrtum aller Führer bisher, daß sie glaubten, die Menschen würden sich nach ihren Weisungen richten, — deshalb überläßt er es jedem, sich dorthin zu stellen, wo es ihm beliebt, und was keiner vor ihm tat, gibt ihm die Möglichkeit der freien Wahl und sorgt dafür, daß die sich finden, die sich suchen, um mit vereinten Kräften sich ihr Reich zu erobern, das Reich der eigenen Persönlichkeit.

Er schafft einen neuen Adel, — nein, das war ja der Irrtum der Mächtigen bisher, daß sie glaubten, den Adel sich oder anderen verleihen zu können, ihn zu knüpfen an die Äußerlichkeiten des Namens, des Besitzes, der Stellung, — er sorgt dafür, daß die adligen Menschen sich aus der Masse hervorheben, daß der wahre Adel ausgesondert werde aus der Gemeinheit, wie die Edelsteine aus dem Sande der Wüste. Und die Kiesel dürfen nicht mehr zu den Diamanten sprechen: Wir sind mehr wert als ihr, denn wir sind größer und zahlreicher!

Er bringt das Füllhorn der Kultur, — nein, das war

ja der Irrtum aller Weisen bisher, daß sie glaubten, durch Lehre und Beispiel die Menschen bessern zu können, — er sorgt dafür, daß die Kultur, die da ist, in ihren besten Trägern ihre Blüten entfalten und weiterwirkenden Samen bringen kann. Kein Christus konnte die Kultur bringen, solange er nicht die Menschen, die so edel waren wie er, zur allgemeinen Herrschaft führen, solange er nicht verhindern konnte, daß sie und ihre Saat von dem Unkraut der Masse überwuchert werden.

Und das Wunder Frys? Ist so wenig ein Wunder, daß, wenn er nicht mehr lebte, es jeder wirken könnte, der Geld genug zur Verfügung hätte. Denn nichts ist in unserer Zeit unmöglich, was nur eine Geldfrage ist, soweit überhaupt Geld aufgebracht und noch dazu fruchtbar angelegt werden kann. Hätte man die Möglichkeit, einen Verkehr zwischen Erde und Mars einzurichten, und kostete es jährlich eine Milliarde Mark, sie würde mit Leichtigkeit hergegeben werden. Vergeuden doch die Völker das Vielfache davon alljährlich für die Rüstungen zur Barbarei des Krieges! Und zur Freimachung der besten Persönlichkeiten, zum planmäßigen Ausbau der Kultur sollten ein paar hundert Millionen Mark jährlich auch ohne Fry nicht aufgebracht werden können? Nein, nichts Wunderbares, nichts Unmögliches ist an seinem Werke, und wenn es erst in voller Wirksamkeit dastehen wird, wird es hundertfältige Frucht bringen.

Aber seien wir glücklich, daß Fry uns lebt! Denn hätte ein armer Mann seine Gedanken gebracht, so wären sie sicher zuerst unbeachtet geblieben. Wer weiß, wie lange es gedauert hätte, bis sie richtig verstanden, und wie lange dann noch, bis sie verwirklicht worden wären! Schon diese Vorstellung zeigt wieder, wie sehr Richard Fry recht hat, die Bekämpfung

des Zufalls als Hauptziel der Entwicklung hinzustellen, des Zufalls, der hier eine der größten Taten der Weltgeschichte ungeschehen machen würde, wenn derselbe sie tragende Gedanke nicht von einem Milliardär, sondern von einem armen, wenn auch geistig noch so bedeutenden Menschen gefaßt worden wäre.

Wunderbar ist nur, daß dieser Gedanke nicht schon längst geäußert worden ist. Aber es war wohl nötig, daß erst der Verkehr und die Wirtschaft sich so entwickelten, daß das Geld zur alleinherrschenden Weltmacht wurde. Nun konnte auch die Kultur wie ein geschäftliches Unternehmen in Angriff genommen werden, dessen Erfolg lediglich vom Geld und den leitenden Persönlichkeiten abhängt, nicht nur von politischen Verhältnissen oder den oft stärkeren Mächten bestimmter Anschauungen des Zeitgeistes.

Richard Frys Gedanke ist, Geld und Persönlichkeit so zusammenwirken zu lassen, daß eins das andere fruchtbarer macht, als es bei der bisherigen Herrschaft des Zufalls möglich war. Zu diesem Zwecke schafft er eine Organisation, zu der beides nötig ist. Das Geld gibt er, und kämen die Persönlichkeiten von keiner anderen Seite, so wollen wir sie stellen, die Jugend, der die Zukunft gehört.

Wie wollte ein Führer seine Schlachten schlagen, wenn seine Truppen ungeordnete Haufen wären, die planlos durcheinander liefen? Und in dem großen Kampfe der Kultur gegen die Unkultur, der Vornehmheit gegen die Gemeinheit, der Minderheit gegen die Mehrheit, da sollten die besten Kämpfer zersplittert und machtlos bleiben? Darum tretet ein in die Reihen des Kulturheeres! Wenn je, so trägt hier jeder den Marschallstab und die Fürstenkrone im Tornister!

Kultur-Gazeto.

Die Presse Europas hat in verschiedener Weise zu den Ergebnissen des Pariser Kultur-Kongresses Stellung genommen. Für den Kenner der Geschichte neuer Gedanken ist weder die Menge noch die Art der Mißverständnisse erstaunlich, die dabei zutage getreten sind, zu schweigen von den Entstellungen ganz klarer Tatsachen. Die Menschen sind verschieden.

Mit der Zeit wird das Werk selber für sich sprechen. Um seine Entwicklung zu erleichtern, müssen wir diejenigen aufklären, deren Mitarbeit wir brauchen.

Es sei eine Utopie, wurde gesagt, durch unsere Organisation die Herrschaft der Besten in Staat und Gesellschaft herbeiführen zu wollen. Das Mittelgut und die Schlechten bilden die überwiegende Mehrheit der Menschen, und diese Mehrheit würde auch bei uns ihre Vertreter in die leitenden Stellungen bringen. Da die Kulturvereine sich vollständig frei bilden könnten und in ihnen der Aufstieg beginne, so brauchte nur eine genügend große Zahl von Vereinen von Massenmenschen zusammenzutreten, um auf alle Fälle bei der ersten Auslese die Mehrheit zu haben, die würde auch die zweite Auslese bestimmen und so fort.

Hier wird zunächst übersehen, daß unsere Organisation durchaus verschieden ist von denen des politischen Parteiwesens. Die politischen Parteien streben nach Macht im Staate, um bestimmte, in der Hauptsache wirtschaftliche Zwecke zu erreichen. Hierfür kommt es auf die Zahl der Parteigänger an, nicht auf ihre Güte. Unser Verband und sein Vermögen sollen nur der Entwicklung der Persönlichkeit dienen und ihnen Einfluß auf das gesellschaftliche Leben verschaffen, um die allgemeine Kultur, nicht einzelne politische

Bestrebungen zu fördern. Und solange dafür gesorgt ist, daß die oberste Spitze und die Mehrheit der unter ihr stehenden Kulturkönige wirkliche Kulturmenschen sind, solange deshalb auch der oberste Kulturgerichtshof aus solchen zusammengesetzt ist, solange ist es ausgeschlossen, daß eine Mehrheit von Massenmenschen zu beherrschendem Einfluß gelangt.

Man muß beachten, daß die Zahl der eigentlichen Kulturfürsten begrenzt ist. Nehmen wir als Beispiel die Stadt London, die mit ihrer nächsten Umgebung einen Landesverband für sich bildet. Sie hat also einen Kulturkönig, zehn Kulturfürsten und hundert Kulturgrafen. Von den zur Zeit bestehenden rund 3000 Kulturvereinen Londons kommen also 30 auf einen Kulturgrafen, der von den Vorsitzenden der Vereine aus ihrer Mitte gewählt wird. Nach der in Paris beschlossenen Verfassung soll in jedem Provinzialverbande der Kulturfürst mit dem Grafenrate das Recht haben, alljährlich die zu dem Provinzialverbande gehörenden Vereine je nach den örtlichen Verhältnissen, der Zahl und Art der Vereine in Gruppen zusammenzufassen, aus deren Vorsitzenden erst die Kreispräsidenten gewählt werden. Hierbei soll darauf geachtet werden, daß möglichst verschiedenartige Vereine zusammengefaßt werden, damit nicht etwa, wenn z. B. zehn Arbeitervereine eines Stadtviertels einen Verband bilden, auf alle Fälle ein Arbeiter oder Arbeiterführer ohne Rücksicht auf seine Persönlichkeit in die höhere Gruppe käme.

Das hat natürlich nicht zur Folge, daß sich nun überhaupt die Arbeiter nicht zu Kulturvereinen zusammenschließen. Ein ungebildeter Mensch hat freilich keine Aussicht, Kulturfürst zu werden. Aber es ist ja nicht der einzige Zweck der Vereine, ihren Mitgliedern unmittelbar den Aufstieg zu den höheren Stellungen des Kulturreiches zu ermöglichen; sie nehmen inner-

halb ihres Kreisverbandes teil an der Verwendung des Kulturvermögens im weitesten Sinne und bilden die Anschlußstellen, an denen Wünsche auf Förderung bestimmter Persönlichkeiten oder Kultureinrichtungen geltend gemacht werden können. Für den unmittelbaren Aufstieg werden nur die Führer der Arbeiter in Frage kommen, und sind wirkliche Kulturpersönlichkeiten darunter, so werden sie auch mit den übrigen Mitgliedern ihrer ja immer nur kleinen Wahlgruppe in Wettbewerb treten können.

Sollte trotz der Zusammenfassung verschiedenartiger Vereine in einigen Bezirken eine Mehrheit von Massenmenschen, um diesen Ausdruck der Kürze wegen beizubehalten, eine Wahl beeinflussen können, so müßte es sich schon sehr sonderbar treffen, wenn dieser Einfluß sich auf die Mehrheit der hundert Kreisverbände Londons erstrecken sollte. Aber selbst, wenn dies der Fall wäre, so würde daraus noch nicht folgen, daß damit auch von den zehn Kulturfürsten die vorgeschriebene Mehrheit von sieben gewonnen wäre. Denn diese Provinzialpräsidenten werden ja nicht von den vereinigten hundert Kreispräsidenten gewählt, sondern je einer geht aus einer Gruppe von zehn hervor. Dadurch wird die Mehrheit wieder zersplittert; in den einzelnen Gruppen kommen verschiedene Persönlichkeiten zusammen, die sich als solche und nicht als Vertreter bestimmter Interessenverbände gegenübertreten, — und daß dennoch unwürdige Persönlichkeiten so die Mehrheit bekommen, daß nicht nur die Mehrheit der Kulturfürsten, sondern auch der aus ihnen hervorgehende Kulturkönig zu den Massenmenschen gehört, scheint nach aller Wahrscheinlichkeitsrechnung ausgeschlossen. Und sollte trotzdem das Unwahrscheinliche Ereignis werden, so wäre der Londoner Landespräsident einer von den fünfen, die England hat,

und die Verhältnisse Londons wären nicht in ganz England überall dieselben, geschweige denn in ganz Europa.

Je größer also die Zahl der Vereine ist, um so sicherer werden einseitige Interessenvertretungen durch die Einteilung in die verschiedenen Gruppen an der überwiegenden Herrschaft verhindert, und je kleiner die Zahl der Vereine ist, um so sicherer werden es nur wirkliche Kulturvereine sein, bei denen es lediglich auf die Macht der Persönlichkeit ankommt.

Die wirklichen Kulturfürsten werden dafür sorgen, daß sich die Vereine immer mehr zu wahren Kulturgemeinden entwickeln, die zwar Anschluß für jedermann bieten, aber keinen emporsteigen lassen, der es nicht bei aller Anerkennung der Verschiedenheit der Menschen nach seiner Persönlichkeit verdient, und die Kulturgerichte werden das ihrige tun, um sie darin wirksam zu unterstützen.

Schließlich darf nicht verkannt werden, daß auch unser Reich nicht in einem Tage erbaut wird. Die Wirkung der durch uns freigemachten großen und starken Persönlichkeiten auf die gesellschaftlichen Anschauungen kann sich nur allmählich zeigen; sie muß sich aber von Jahr zu Jahr verstärken, in demselben Maße, in dem die ganze Kulturmacht, die hinter diesen Persönlichkeiten steht, an Ansehen und Einfluß gewinnt.

Freie Presse.

Aus einer Umfrage bei hervorragenden Persönlichkeiten über ihre Stellung zu den Kulturvereinen.

Bankdirektor Wilhelm Regener. Der Mensch will sich nicht bloß satt essen, seine Triebe drängen ihn weiter und zwar den einen auf diesem, den andern auf jenem Gebiete mit besonders starker Macht. Durch seinen

Kulturverband fördert Fry namentlich zwei Triebe in einer meines Erachtens für die Kultur nicht segensreichen Weise, den der Eitelkeit und den auf mühelosen Erwerb eines Vermögens gerichteten. Der Inhaber einer Präsidentenstelle soll sich nach Frys Vorstellung von der Entwicklung der Dinge eines besonderen Ansehens in der Gesellschaft erfreuen; er soll mit einer gewissen Adelsmarke versehen werden. Mancher, dessen höchste Sehnsucht jetzt eine Ordensauszeichnung ist, würde dann danach streben, sich einen Grad des „Kulturadels" zu erwerben. Ist mit diesem „Adel" noch dazu eine nicht unbeträchtliche Einnahme verbunden, ohne daß dazu eine ernste, alle Kräfte anstrengende Arbeit nötig ist, so wird das gerade solche Menschen reizen, die sonst im Leben nichts Ordentliches leisten können oder wollen. Es wird auf diese Weise eine neue Art von Strebern gezüchtet, — also das Gegenteil von dem erreicht, was Fry anstrebt. Menschen, die frei von persönlicher Eitelkeit sind und in geordneten Vermögensverhältnissen leben, sodaß sie weder eine Unterstützung nötig haben noch auf einen nicht erarbeiteten Gewinn spekulieren, werden keinem Kulturverein beitreten.

Kommerzienrat Walter Golding. Ich bin der Ansicht, daß sich das Gute immer Bahn bricht, und daß jeder wahrhaft tüchtige Mensch auch früher oder später das erreicht, was er erreichen möchte. Daß so oft das Gegenteil behauptet wird, liegt daran, daß die dummen und unfähigen Menschen die Mehrheit bilden. Die meisten Menschen überschätzen sich, und wenn sie nicht so weit kommen, wie es ihnen nach ihrer Meinung gebührt, so schreiben sie dies nicht ihrer eigenen Unzulänglichkeit zu, sondern der Ungunst der Verhältnisse. Und umgekehrt behaupten sie, daß Menschen, die höher stehen als sie, nicht durch ihre Tüchtigkeit, sondern durch

zufällige Glücksumstände dahin gelangt seien. So wird auch meistens übersehen, daß der Sohn eines reichen Mannes schwerer ein hervorragender Mensch wird als jemand, der sich aus ärmlichen Verhältnissen emporkämpfen muß. Die Not ist die kräftigste Triebfeder und entwickelt am besten die Kräfte und Begabungen des Menschen. Ich halte deshalb die Kulturvereine für überflüssig oder gar schädlich.

Schriftsteller O. M. Geyer. Ich bin ein Gegner aller Vereine, die irgendwie den Geist organisieren wollen. Will man politische Ziele erreichen, so mag man sich zu Wahlvereinen, zu Parteien zusammenschließen; will man eine Lohnerhöhung oder sonst einen materiellen Vorteil erreichen, so mag man sich zusammentun, wo ein einzelner nichts ausrichten kann. Aber Geist und seine feinste Blüte, die Persönlichkeit, überlasse man sich selbst. Hier ist man am mächtigsten allein. Schon das Wort Kulturverein scheint mir ein Widerspruch in sich, etwa wie Solistenensemble. Kultur wird nicht aufgeführt wie ein großes Konzert, bei dem alle Instrumente fein verteilt und gruppiert sind, und sich nach dem Taktstock des Kapellmeisters richten. Die Kulturträger sind immer Solisten, die allerdings zuerst meist ausgepfiffen werden, wenn ihnen nichts Schlimmeres passiert, als da ist Steinigen, Kreuzigen, Verbrennen. Das Lied aber, das der eine zuerst gesungen, wird doch von dem einen und dem andern nachgesungen, und Kultur wird schließlich, was alle Welt pfeift, ohne daß man weiß oder daran denkt, woher es gekommen ist. Das war immer so, und so wird es bleiben, solange jeder Mensch seinen Kopf für sich hat. Was ich mit anderen vereine, trenne ich von mir selbst; geteilter Geist ist halber Geist. Für Menschen, die zusammenkommen wollen, um sich gegenseitig zu beweihräuchern, — die lieber darüber schwatzen, was sie tun

wollen, als Taten für sich reden zu lassen, sind Vereine gut und ebenso wertvoll für die Kultur wie die Kannengießerrunde des Biertisches für die Politik.

Dr Eduard Werthner, Professor der Philosophie. Es ist schade, daß es immer wieder Idealisten gibt, die in dem Glauben, die Menschen bessern zu können, ihr schönes Geld und die wertvollste Zeit ihres Lebens opfern.

Die Menschheit ist keinen Pfennig wert, geschweige denn Milliarden. Sie ist 2000 Jahre nach Christus nicht besser geworden, als sie 2000 Jahre vor ihm war, und was Kultur genannt wird, hat mit dem Wesen des Menschen so wenig zu tun, wie die Schminke auf einem gelben Gesicht mit der kranken Leber. Der Mensch bleibt das dümmste und gemeinste Tier auf unserem an Ungeziefer so reichen Planeten. Man kann ja nichts dafür, daß man gerade als Mensch geboren ist, aber wenn man schon mit dem Fluche des menschlichen Verstandes behaftet ist, so soll man ihn wenigstens dazu verwenden, wozu allein er nützlich ist, — nämlich einzusehen, wie unsinnig das ganze Leben ist.

Der Mensch steht um so höher, je mehr er den Unsinn begreift; ihn begreifen, nämlich ihn ganz als Unsinn erfassen, heißt ihn überwinden, und das heißt, sich über ihn stellen. Dann lacht man das befreiende Lachen der Erkenntnis; man genießt sich selber als einen Teil des Unsinns, der sich seiner selbst bewußt geworden ist dadurch, daß er sich als Teil von dem Ganzen loslöst. In dieser Fähigkeit, sich selbst zu genießen, bekommt man Sinn und hebt dadurch den Unsinn auf. Je mehr man sich als Teil innerhalb des Ganzen verabscheut, um so mehr achtet man sich als Teil

außerhalb des Ganzen, und so allein wird es möglich, daß die Menschen ihr Leben nicht nur ertragen, sondern mit Freude daran hängen können.

Aus dem eben Vorgetragenen folgt, daß man sich selber schwächt, wenn man daran arbeitet, Sinn in den Unsinn zu bringen. Man kann ebensogut das Perpetuum mobile erfinden und damit den Lauf der Gestirne ändern wollen. Unmögliches wollen ist töricht, mag es auch im einzelnen Falle von einem guten Herzen zeugen. Auch Güte ist eine Verschwendung, und wenn jemand sein Herzblut für die Menschen hingibt, so ist es, als wenn er es in einen großen Sumpf fließen läßt; er reinigt ihn nicht, sondern mästet und mehrt nur das ekle Gewürm.

Wenn es etwas gibt, das größer ist als der Unsinn des Lebens, so ist es die Gemeinheit der menschlichen Kanaille, die nicht minder im Hermelin der Könige, im biederen Rock der Bürger, im seidenen Mieder der Damen steckt, wie in der Bluse des Arbeiters. Eine Geschichte der Niedertracht und Roheit der Menschen, von der niedrigsten Blutgier bis zu dem Seelenschmutze „höchst gebildeter" Ehrenmänner ist nur deshalb noch nicht geschrieben worden, weil keine Bibliothek der Erde groß genug wäre, sämtliche Bände zu fassen. Mögen die Formen der Gemeinheit weniger roh und barbarisch geworden sein, ihr Wesen ist dasselbe geblieben, vielleicht um so gefährlicher, je weniger leicht es äußerlich erkennbar ist. Nur der Mensch kann sich selber achten, der in der Verachtung der anderen die Gemeinschaft mit ihnen ablehnt.

Damit habe ich wohl genug erklärt, warum ich keinem Kulturvereine beigetreten bin.

Exzellenz von Sielow. Mir geht mit jedem sogenannten Fortschritt der Kultur ein Stück Schönheit des

Lebens verloren. Das mag naturnotwendig mit dem Leben zusammenhängen, also unvermeidlich sein, und man muß sich damit abfinden, wie damit, daß man mit jedem Jahre älter wird. Muß man aber, was das Leben von selbst bringt, auch noch beschleunigen? Weil man nicht verhindern kann, daß das Alter kommt, muß man deshalb möglichst schnell die Jugend zu verlieren suchen? Ich bedaure es, daß meine Enkel so viel weniger vom Leben haben, als sie mehr an Kultur haben.

Als ich noch Kind war, da gab es nicht überall hin eine Eisenbahn, kein Automobil, kein Luftschiff, kein Telephon, kein Esperanto, und das Wort international oder europäisch hörte man recht selten. Und doch, wie reich war das Leben! Eine Reise von meinem väterlichen Gute zu Verwandten in der Provinzialhauptstadt, wozu wir mehrere Tage zu Wagen oder zu Pferde brauchten, war ein Ereignis, das für uns bedeutungsvoller war, als jetzt für manchen eine Reise um die Erde ist. Wir konnten noch Entdeckungen machen, hatten Freude an vielen Kleinigkeiten, wie man sie jetzt nennen würde, die aber für uns groß und schön waren. Jetzt lebt man in Europa, als wäre es eine einzige große Stadt. Was an dem einen Ende vorgeht, das weiß man in wenigen Augenblicken überall. Wie heute die Kinder schon alle Tiere der Erde im Zoologischen, die ganze Pflanzenwelt im Botanischen Garten kennen lernen, ohne ihre Stadt verlassen zu brauchen, so ist jetzt alles so zusammengerückt und den Menschen vertraut geworden, daß man heute in Berlin, morgen in Paris, übermorgen in London spazieren gehen kann, ohne das Gefühl zu haben, in einer andern Stadt, geschweige denn in einem andern Lande zu sein. Ein richtiger Franzose, ein richtiger Engländer, überhaupt ein Ausländer war für uns noch der

Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, der Vertreter einer andern Welt.

Und wieviele solcher Welten hatte man damals, als es noch nicht einmal ein Deutschland gab! Damals empfing man einen unvergeßlichen Eindruck, wenn man einmal so glücklich war, seinen König zu sehen. Wenn heute der Kaiser vorüberfährt, dreht man sich kaum um. Ja, heute gibt es viele Menschen, die schon sämtliche Monarchen Europas gesehen haben, den einen bei dieser, den andern bei jener Gelegenheit. So wird das Erhabenste alltäglich, jede Distanz geht verloren, wie die räumliche, so auch die geistige. Was bleibt noch, was die Menschen packen und erhöhen könnte?

Der Kulturverband kann also nur dazu dienen, das Leben noch schneller ärmer zu machen, als es ohnehin allmählich geschieht. Er will die gesamte Intelligenz Europas vereinigen, muß also in dem Zusammenwirken der am meisten fortschrittlich gesinnten Geister unbedingt die Entwicklung beschleunigen, wie ja Richard Fry als sein Hauptziel erklärt hat, bewußt und planmäßig das herbeizuführen, was jetzt mehr oder minder zufällig der Lauf der Dinge mit sich bringt. Er überträgt damit gewissermaßen die Einrichtungen der physischen Technik auf das geistige Leben und kann damit eine Umwälzung herbeiführen, wie sie die Maschine gegenüber der Handarbeit gebracht hat. Für Seele und Gemüt des Menschen kann das aber nur von Schaden sein, selbst wenn auf materiellem Gebiete so viele Reichtümer geschaffen würden, daß leibliche Not und Armut so zu Begriffen der Vergangenheit werden wie der Dreißigjährige Krieg oder der Schwarze Tod.

Man komme mir nicht mit dem schalen Troste, daß eine neue Zeit auch neue Ideale bringe. Mancher denkt

jetzt gar schon an eine Einigung Europas, so wie unsere Väter für eine Einigung Deutschlands gekämpft haben, und möchte dadurch den Frieden in Europa sichern. Arme Enkel, was werdet ihr verlieren, wenn das erreicht wird! Bedankt euch dann bei Richard Fry, der die Kulturgemeinschaft organisiert hat, und bei Dr Zamenhof, ohne dessen Esperanto der Kulturverband nicht so wirksam möglich wäre; ja, wäre Fry nicht gekommen, so hätte die internationale Sprache auf andere Weise den Kulturverband geschaffen.

Dr Georg Lindner, Professor der Geschichte. Der Kulturverband nach den Gedanken Richard Frys bringt der Menschheit etwas ganz Neues, dem in der Geschichte der menschlichen Organisation nichts an die Seite gestellt werden kann.

Der Form nach könnte er mit der katholischen Kirche verglichen werden, dem Wesen nach ist er aber von der Kirche ebenso weit verschieden wie vom Staate. Er führt, ohne sie anzutasten, über beide zu dem dritten Reiche, in dem erst die Menschheit Ideale verwirklichen kann, welche die beiden anderen weder jedes für sich noch beide zusammen erreichen konnten; sie konnten nur die Voraussetzungen dazu schaffen. In dem Zeitalter der Technik und des vor keiner staatlichen oder natürlichen Grenze mehr haltmachenden Verkehrs drängte die Entwicklung, zuerst in tausend unmerklichen Kleinigkeiten, dann in immer größeren Zusammenhängen, nach diesem dritten Reiche hin, und es mußte früher oder später in der einen oder andern allmählich sich ausgestaltenden Form kommen.

Richard Fry konnte nichts schaffen, was nicht in seiner Zeit begründet war. Die Erkenntnis der Voraussetzungen und des schließlichen Zieles, den Blick in den Gang der

Entwicklung haben viele vor und mit Fry gehabt, vielleicht nicht so scharf und klar wie er; sein Hauptverdienst ist nicht die Idee, sondern ihre Verwirklichung durch Stiftung ihrer finanziellen Grundlage. Was er mit einem Schlage fertig gemacht hat, wäre ohne ihn, selbst bei planmäßigem Beginn, erst in Jahrzehnten, vielleicht in Generationen zu erreichen gewesen. Um so viel hat er die Entwicklung beschleunigt, und dadurch der Menschheit, wie sich einst zeigen wird, Verluste erspart und Gewinne gebracht, deren Wert unendlich weit das übersteigt, was er aus seinem Vermögen hergegeben hat. Nie in der ganzen Weltgeschichte ward ein Vermögen fruchtbarer angelegt zum Segen für die Menschheit und ihm zum Ruhme. Alexander, Cäsar, Napoleon werden kleine Sterne sein, wenn Frys Ruhm wie die Sonne aufgehen wird.

Ich habe ein Leben lang zugebracht, die Geschicke der Völker zu studieren, und habe unter den Kieseln der Torheit und Kleinheit manchen Diamanten der Größe und Weisheit gefunden. Oft habe ich gewünscht, ich hätte in dieser oder jener Zeit leben können, statt in der Gegenwart, die mir bei allen materiellen Reichtümern so kläglich arm vorkam. Jetzt bin ich glücklich, Zeuge einer Entwicklung sein zu können, die das Leben wirklich lebenswert machen wird. Ich bedaure alle die armen Menschen, die nicht ein ähnliches Glück empfinden, weil sie zu klein oder zu kurzsichtig sind, ihre Zeit zu begreifen und in den Keimen die Blüten zu erkennen.

Werner Thieboldt, Direktor der Elektrizitäts-Union. Richard Fry hat durch seinen Kulturverband für die Wohlfahrtspflege im weitesten Sinne das geschaffen, was er für volkswirtschaftliche Zwecke in der Ligilogesellschaft eingerichtet hat, und was vor dieser schon

auf anderen Gebieten, namentlich technischer oder gewerblicher Art, in gewisser Weise verwirklicht war.

Das Telephon hätte nie den allgemeinen Nutzen bringen können, den wir ihm heute verdanken, wenn es notwendig gewesen wäre, jeden mit jedem direkt zu verbinden; es wäre eine kostspielige Sache geworden, die sich nur wenige hätten leisten können oder mögen. Jetzt spreche ich mit meinem Nachbarn im Nebenhause, indem ich mich mit der weit entfernt liegenden Zentrale verbinde und von dieser mit meinem Nachbarn verbunden werde. Statt eines Weges von wenigen Metern sind das zwei oder mehr Wege, deren jeder recht viele Meter lang ist. Ähnlich ist es mit der Briefpost. Als es noch keine Eisenbahnen oder sonstwie regelmäßige Verbindungen von einem Ort zum andern gab, mußte ich mit einem Briefe warten, bis sich mir eine zufällige Gelegenheit zur Beförderung bot, falls ich keinen eigenen Boten senden konnte. Bei weiten Entfernungen war das entweder sehr teuer oder überhaupt unmöglich. Jetzt zahle ich zwar für eine Karte an meinen Nachbar im Nebenhause ebenso viel wie für eine nach dem entferntesten Orte meines Vaterlandes, aber im Vergleich zu früher ist es ein Nichts. Und welche Wege muß die Karte durchlaufen, ehe sie mein Nachbar in der Hand hat!

Was im einzelnen Falle ein Umweg ist, der entweder mehr kosten würde, als für diesen Fall wert ist, oder der sonst überhaupt nicht gangbar wäre, das wird durch Sammlung und Zentralisierung aller ähnlichen Fälle die einfachste, schnellste, sicherste Sache, deren Kosten für den einzelnen um so geringer werden, je mehr sich derselben Einrichtung bedienen. Das ist gewiß keine neue Weisheit. Es ist aber gut, manchmal sich klar zu machen, was hinter den alltäglichsten Dingen

steckt, die wir als selbstverständlich gar nicht mehr beachten. Wer das nie tut, wird nie etwas Neues finden und nie das Große und Gute im Alten schätzen.

Fry hat eine Wohlfahrtszentrale für ganz Europa geschaffen mit so vielen Unterzentralen als es Präsidentenstellen gibt. Er verbindet dadurch Lissabon mit Petersburg, Malta mit Spitzbergen ebenso, wie in derselben Stadt ein Haus mit einem andern, ja oft in demselben Hause eine Wohnung mit der andern. Meinem Nachbarn kann durch einen Dienst, den ich ihm leisten könnte und gern leisten würde, sehr geholfen werden; einer weiß nichts von dem andern, eine direkte Verbindung von seinem Wunsche zu meiner Willfährigkeit fehlt. Fry stellt sie indirekt her, auch wenn nach wie vor einer den andern nicht kennt. Den Teil meines Einkommens, den ich früher auf verschiedene Weise für Wohltätigkeitszwecke verwendete, oft mit dem Gefühl, daß mancher Unwürdige daran teilnimmt und viele Würdige leer ausgehen, ja daß überhaupt alles unzulänglich ist, den gebe ich jetzt dem Kulturverbande und freue mich, daß ich damit zu wirklichem Nutzen beitrage. So wenig es im einzelnen Falle sein mag, es ist wie mit dem Groschen für die Briefmarke: ich schenke der Post nichts, sie mir nichts, aber ohne die Groschen wäre die Post nicht möglich und ohne die Post könnte ich oft für hundert Mark nicht haben, was ich jetzt für den Groschen erhalte.

Bildhauer Heinrich Jordens. Als Mensch und Künstler freue ich mich, daß Fry in seinem Kulturverbande die Anfänge geschaffen hat, aus denen sich nach allen Gesetzen des Fortschritts bessere Lebensverhältnisse entwickeln müssen. Wie es keine Kunst ohne Künstler gibt, so kein höheres Leben ohne höhere Menschen. Diese aber können sich nur in der

Freiheit entfalten und durch ihr eigenes reicheres Leben ihre Mitmenschen bereichern. Wer gezwungen ist, den ganzen Tag zu verlieren, um sich die Mittel für sein Leben zu verschaffen, ist ein Sklave.

Es ist geradezu unverständlich, daß die Kulturwelt nicht schon lange als eine ihrer wichtigsten Aufgaben erkannt hat, dafür zu sorgen, daß den wertvollsten Menschen der wertvollste Teil ihres Lebens, nämlich freie Zeit, gewährt werde. Für die große Masse der für den Tag lebenden Menschen ist es gleichgültig, ob sie viel oder wenig freie Zeit haben, sie wissen doch nichts Nützliches damit anzufangen. Man macht sie nutzbar, indem man sie für diejenigen mitarbeiten läßt, die mehr leisten können, als Brot verdienen. Deren Muße kommt auch dem geringsten Arbeiter zugute, denn sie schafft ihm Lebenswerte, die er allein nie finden würde, und ohne die wir Menschen, hoch wie niedrig, die ärmsten Geschöpfe der Erde wären. Das ist die fruchtbarste Arbeitsteilung. Die alte Kultur erreichte sie durch die Sklaverei; wir haben ihre Ungerechtigkeiten und Nachteile abgeschafft, aber noch keinen Ersatz für ihre Vorteile gefunden. Fry hat uns den Weg dazu gezeigt, und wenn seine Mittel nicht ausreichen, müßten die Staaten sie aufbringen, um den Adel der Menschheit frei zu machen.

Die Menschen sind nun einmal verschieden. Fry will den Weizen von der Spreu sondern, und seine Siebvorrichtung wird um so bessere Dienste tun, je reicher für die Auslese gesorgt wird. Je unabhängiger sie gemacht wird, um so segensreicher wird die Wirkung der reinen und freien Persönlichkeit sein. Nie und nirgends fehlt es an solchen; sie sind aber vereinzelt und darum machtlos. Werden sie gesammelt und vereinigt, so mögen sie im Ver-

hältnis zur großen Masse nur eine kleine Zahl sein, sie werden in ihrer Macht für die ganze Kultur dem starken König gleichen, der ein ganzes Volk zur Blüte führt.

Ich würde es für ein Verbrechen gegen die Menschheit halten, die Kulturvereine nicht zu unterstützen, auch wenn sie keinen andern Zweck hätten, als den Aufstieg tüchtiger Menschen zu erleichtern.

VI.

Allerlei aus dem Kulturreich

Kultur-Gazeto.

Kannst du es ertragen, du freier und reicher Mann, der du nach Wunsch und Willen leben kannst, dem die Sonne zu freien Tagen und der Mond zu glücklichen Nächten leuchtet, kannst du es ertragen, über Tausenden zu stehen, die Menschen sind wie du mit Herz und Hirn und begehrenden Sinnen, aber ausgeschlossen aus den blühenden Gärten der Freude in den Dornen trostloser Öde verbluten, nur weil sie nicht haben, was du im Überfluß hast, die goldene Herrschaft über Schätze, die der Menschheit Genius in Jahrtausenden für alle geschaffen hat, — kannst du es ertragen mit klaren Augen und fühlendem Herzen?

Und nicht das Schlimmste ist, was du siehst, wenn dein Blick auf die Lumpengestalten der Armen fällt, die nicht anders leben als die Tiere und zufrieden sind, wenn sie ihr Brot für den Tag und ihr Obdach für die Nacht gefunden haben. Aber von ihnen bis zu dir türmen sich Berge von Elend. Hier wachsen vom Fuße bis zum Gipfel die giftigen Pflanzen der Sorge, der ungestillten Sehnsucht, dehnen sich die Steppen der brennenden Wünsche und die Gletscher der Enttäuschungen. Hier legt sich der Frost auf die feinsten Blüten der Seele, und finstrer Nebel umhüllt ihre sonnendurstigen Keime. In tiefster Stille weint das Herz, und auf dem stummen Munde liegen bittere Klagen über die Ungerechtigkeit der Welt des Zufalls und den grausamen Gott, den kein Bitten und Flehen rührt.

Was weißt du Freier von den Leiden der Unfreien? Wären diese Leiden unabänderliches Schicksal der Menschennatur, so könntest du sagen: ich bin nicht schuldig. Aber sieh um dich in die Einrichtungen des Lebens, die Menschenwerk sind und von Menschen geändert werden können, und prüfe, was Zufall ist und was Dummheit und Eigennutz der Menschen, die ihn bestehen lassen. Sorge mit dafür, daß der Überfluß nicht unsinnig dort gehäuft wird, wo er keinen Segen bringt, sondern daß er verwendet wird, um die Menschen frei zu machen, die statt im Mangel zu vergehen, neuen Überfluß schaffen würden.

Es sind unter Tausenden auch nur wenige Menschen, deren Gaben die Schätze der Menschheit mehren können, aber wo sind sie und wer bahnt ihnen den Weg zu ihrer Höhe? Nicht alle ringen sich selbst empor, und viele der Glücklichen haben bis zum Ziele ihre beste Kraft in den Mühen des Alltags verloren.

Ein unbekannter Leutnant wird Kaiser, ein Schneidergeselle wird ein weltberühmter Dichter, und die den Zufall nicht kennen, rufen: Seht, das Genie dringt immer durch! Sie kennen die Auserwählten, denen Verdienst und Glück sich ketteten, die Namenlosen, deren Verdienst sich ohne das Glück nicht entfalten konnte, kennen sie nicht.

Du freier und reicher Mann, was ist dein Verdienst und was dein Glück?

Sage nicht, daß nur der Neid so fragt. Frieren die, die im Schatten stehen, deshalb, weil sie anderen die Sonne mißgönnten?

Aber sie fragen, ob du hundertmal mehr bist als sie, wenn du hundertmal genießen kannst, was sie nicht einmal?

Und was antwortest du denen von ihnen, die klüger sind als du, höheren Geistes und besseren Herzens, und die reichere Frucht reifen ließen, wenn sie in deiner Sonne ständen?

Zeigt sich doch schon darin die Armut deiner Seele, daß du dich über sie erhebst und für dich behältst und weiter nimmst, was für dich kaum den Wert einer Stunde mehren kann, anderen aber ein Leben schaffen könnte.

Das Glück ist wie ein Regen, der heute hierhin fällt und morgen da. Ihr Freien und Reichen, hättet ihr den Sinn für das Maß und die Einsicht in die Zwecke, so könntet ihr Quellen erschließen, die aus unfruchtbaren Wüsten blühende Gärten schaffen! Die Armen und Unfreien können es nicht.

Freie Presse.

Geburtenrückgang und Kultur.

Über dieses Thema hielt in der gestrigen Hauptversammlung der Gesellschaft für staatliche Gesundheitspflege der Obermedizinalrat Professor Dr Matties einen Vortrag, aus dem wir folgendes hervorheben:

Nach der regelmäßigen Zunahme der deutschen Bevölkerung durch den Überschuß der Geburten über die Todesfälle ist zum Teil ein Stillstand in der Zunahme, zum Teil ein erheblicher Rückgang eingetreten, und wenn es so weiter geht, werden wir bald von den Verhältnissen Frankreichs nicht mehr weit entfernt sein. In dem Königreich Sachsen, das früher einen großen Kinderreichtum hatte, ist die Geburtenziffer in den letzten Jahrzehnten um über zwei Fünftel zurückgegangen, in Berlin gar um mehr als zwei Drittel.

Geschlechtskrankheiten und Alkoholismus sind nicht die einzigen Ursachen, sie zeigen ihre schädlichen Wirkungen namentlich in den großen Städten, aber auch bei der ländlichen Bevölkerung läßt die Fruchtbarkeit nach. Die Bevölkerungszunahme hält bei keinem Volke dauernd in derselben Weise an, sonst würde es nach dem Verhältnis der Vermehrung in der Mitte des 19. Jahrhunderts im Jahre 2000 mehr Deutsche geben als jetzt überhaupt Menschen auf der Erde leben.

Der Redner verweist auf das Beispiel der antiken Kultur und schreibt deren Untergang dem Zurückgehen der Volkszahl bei den Griechen und Römern zu. Da die menschliche Entwicklung zum großen Teile auf Vererbung beruht, so ist besonders die zunehmende Unfruchtbarkeit in den höheren Klassen zu bedauern. Gerade sie müßten die erworbenen Eigenschaften weiter vererben, und zwar die der freien Charaktere, da für ein Volk nichts wichtiger ist als genügender Nachwuchs von Personen, die zur Führerschaft geeignet sind. Talent und Genie vererben sich freilich am seltensten; sie können sich aber nur entfalten, wenn weder in den oberen Klassen der Luxus die Menschen verweichlicht, noch in den unteren Klassen Armut und Unfreiheit ihre Entwicklung verhindern. Die römische Kaiserzeit ist trostlos dürftig an Talenten; keine einzige Erfindung, keine große Originalleistung auf dem Gebiete der Wissenschaft oder Kunst ist aus jener Zeit zu verzeichnen. Und wir gehen ähnlichen Zuständen entgegen. In den oberen Klassen nimmt mit dem Reichtum auch der Luxus zu; der größte Teil des Lebens geht hin in der Jagd nach dem Gelde und nach glänzender Stellung. Was der Erholung dient, sind meist entnervende und geistig herabziehende Genüsse.

Die Zahl der tüchtigen Menschen, die aus den unteren Klassen hervorgehen und die immer als Beispiel dafür hingestellt werden, daß sich das Gute trotz aller Schwierigkeiten immer Bahn breche, ist sehr gering. Man bedenke, daß von den 70 Millionen Deutschen nur die Familienhäupter von noch nicht 3 Millionen Köpfen ein Jahreseinkommen von über 3000 Mark haben, daß also die allermeisten Menschen zu den ärmeren Klassen gehören. Danach müßten also auch, wenn die Tüchtigkeit allein maßgebend wäre, die meisten Führerstellen im geistigen und wirtschaftlichen Leben von Männern eingenommen werden, die aus ärmlichen Verhältnissen stammen. Ja, diese müßten nicht nur der Zahl nach bei weitem überwiegen, sondern auch nach dem Verhältnisse zu den Angehörigen reicher oder wohlhabender Familien, — wenn es richtig wäre, daß die Not die stärkste Triebfeder sei und der Sohn eines reichen Mannes es besonders schwer habe, ein hervorragender Mensch zu werden.

Wenn wir also aus der Geschichte lernen wollen, so müssen wir auf eine Änderung unserer gesellschaftlichen Anschauungen hinarbeiten und dafür sorgen, daß unser Leben nicht nur von den reichen Leuten beherrscht wird, die zwar an Zahl gering sind, aber doch in der Hauptsache die gesellschaftlichen Anschauungen und Triebe bestimmen, sondern wir müssen einen breiten wohlhabenden Mittelstand schaffen, der sich gleich weit entfernt hält von dem kulturschädlichen Luxus wie von der die Entwicklung hindernden Not und Unfreiheit. Nur so können wir dem Schicksal der Völker entgehen, die nach hoher Blüte der Kultur zugrunde gegangen sind, weil die herrschenden Klassen zur Führerschaft unfähig geworden waren, durch die gesellschaftlichen Einrichtungen aber die unteren Klassen an der Entfaltung der zur Erneuerung des Lebens geeigne-

ten Persönlichkeiten gehindert hatten. Staatliche Hilfe allein kann hier nichts nützen, da das Übel in der Gesellschaft liegt.

Der Redner begrüßt daher mit großer Hoffnung die Pläne Richard Frys und fordert alle um die Zukunft des Volkes besorgten Männer auf, seine Bestrebungen zu unterstützen.

Deutsche Kulturzeitung.

Selten werden die Hoffnungen, mit denen eine neue Tageszeitung ins Leben getreten ist, so begründet gewesen sein wie bei uns, und wohl nie hat eine Zeitung schon vor ihrem Erscheinen eine so große Zahl von Anhängern gehabt wie die unsrige. Nie hat eine auch so eigentümliche günstige Voraussetzungen gehabt.

Als die deutschen Landespräsidenten des Kulturverbandes im Rate der Provinzialpräsidenten vorschlugen, einen Teil der diesjährigen Erträgnisse des Fry-Vermögens für die Gründung einer deutschen Kulturzeitung zu verwenden, fand der Gedanke einstimmigen Beifall. Die Kreispräsidenten und die Vorsitzenden der Kulturvereine stellten ihn weiter zur Erörterung. Bei der Verschiedenheit der Kulturvereine erhob sich manche Stimme dagegen. So z. B. namentlich in den Vereinen mit ausschließlich katholischen Mitgliedern, wo man eine Schwächung des kirchlichen Einflusses fürchtete. Gegen die Mehrheit der Stimmen in den Kreisverbänden konnten sie aber nicht aufkommen. So war das Unternehmen gesichert, und wir hoffen, daß unsere Zeitung bald allgemeine Anerkennung finden wird.

Was wir wollen, ist in unsern Kreisen nicht unbekannt. Wir wollen aber darüber hinausgehen und den Boden auch

da vorbereiten helfen, wo er für unsere Ideen noch nicht empfänglich ist. Wir wollen eine Macht werden, mit der auch die kulturfeindlichen Kräfte rechnen müssen.

Wir verfolgen kein Sonderinteresse irgend welcher Art. Als Einrichtung des Kulturverbandes sind wir kein privates Erwerbsunternehmen, unsere Überschüsse fließen dem Kulturverbande zu. Die Leitung liegt in den Händen unabhängiger Männer, die keine Rücksichten auf einen den Verlust von Abonnenten oder Inserenten fürchtenden Verleger zu nehmen brauchen, sondern sich nur des Vertrauens der Besten unseres Volkes würdig erzeigen müssen. Unser Nachrichtendienst ist durch die Vermittlung der „Ligilo" so vorzüglich eingerichtet, daß wir unsere Leser schnellstens und bestens über alle wissenswerten Vorgänge in der weiten Welt unterrichten können. Alles was mit dem Kulturleben zusammenhängt, werden wir aufmerksam beobachten und dabei mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Menschen die größte Freiheit walten lassen. Von den Kleinlichkeiten und Gemeinheiten aus den Niederungen rein persönlichen Interesses werden wir uns nach Möglichkeit fernhalten.

Das politische Leben ist ohne Parteien nicht denkbar. So werden auch wir eine Partei vertreten, die es allerdings in unsern Parlamenten noch nicht gibt. Wir werden sie schaffen helfen, die Kulturpartei, die Vertreterin des Kulturverbandes. Der in diesem vereinigten Macht wird es allmählich gelingen, immer mehr Abgeordnete in die Parlamente zu entsenden, welche die Kulturgedanken Frys auch in die Gesetzgebung hinüberleiten.

Und so wird es in allen Staaten Europas sein. Mit den besten Geistern aller Völker werden wir so daran ar-

beiten, das uns allen gemeinsame Kulturreich über den notwendigen und nützlichen Verschiedenheiten der Nationen weiter und weiter auszubauen. Unsere Leser bitten wir um eifrige Mitarbeit.

Und nun, frisch ans Werk!

Deutsche Kulturzeitung.

Angehöriger des Kulturreiches kann jeder werden ohne Unterschied des Geschlechtes, der Nation, des Glaubens, der Weltanschauung, der Stellung in der Gesellschaft. An der Kultur arbeiten alle mit; sie ist nicht Sache der Männer allein oder der Frauen oder einzelner Klassen, sondern Sache der Menschen, nicht nur der Kulturfreunde, sondern auch ihrer Gegner. Jeder wirkt auf seine Weise mit am Baue der Menschheit, auch wer anscheinend nichts für sie tut, ja sogar wer ihr entgegenarbeitet.

Wer in Not lebt, so daß er nicht einmal seine eigenen leiblichen Bedürfnisse befriedigen kann, ist durch sein bloßes Vorhandensein ein Dorn und Sporn für die Kultur. Wer nicht in Not lebt, sogar im Überflusse lebt und keinen Sinn für höhere Dinge hat, beweist durch sein Beispiel, daß entweder seine Erziehung mangelhaft war, oder daß selbst die besten Einrichtungen aus der Gemeinheit keinen Adel schaffen können, und daß die Kultur damit rechnen muß.

Wo sich die Meinungen gegenüberstehen, ob etwas dem Fortschritt der Menschheit nützt oder schadet, da ist der Kampf gut für die Erkenntnis und Verwirklichung des Richtigen, vorausgesetzt, daß freie Männer und mit gleichen Waffen

kämpfen. Kultur selbst ist Kampf und Entwicklung, es gibt keine absolute, keine allein richtige Kultur für alle Zeiten.

„Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Zur Kultur gehört alles, was den Menschen höher bringt, und was ihn freier und reicher macht, die Kräfte seiner Natur entfaltet zum Segen für ihn und andere. So gibt es eine persönliche und eine Gemeinschaftskultur, und beide können in Widerspruch zu einander stehen. Das Ziel der Entwicklung, das wahrscheinlich nie ganz zu erreichende, aber immer zu erstrebende Ziel ist eine Gemeinschaftskultur, die mit möglichst vielen und verschiedenen Persönlichkeitskulturen harmoniert.

Am Anfang standen alle gegen alle, und jeder nur für sich, auf der Höhe wirken alle für alle, und jeder auch zugleich für sich. Kampf ist immer, aber er war unten Krieg und wird oben Spiel und Wetteifer sein. Wir haben auf vielen Gebieten noch das eine, aber auf manchen schon das andere, und allmählich werden wir höher kommen. Die Sonne der Menschheit ist ja kaum aufgegangen, und sie hat noch einen langen Tag vor sich. Aber die Strahlen der Morgenröte haben schon die Wege erhellt; wir sehen, was hinter uns liegt, und sehen Gipfel vor uns, nähere und fernere.

Kultur-Gazeto.

Der Satz in unserer Verfassung, daß die Menschen verschieden sind, scheint in seiner Selbstverständlichkeit so überflüssig, daß nicht oft genug auf seine Bedeutung hingewiesen

werden kann. Denn das „Selbstverständliche" wird immer am wenigsten beachtet.

Wir sollen erkennen lernen, daß das höchste Gut für das Lebensglück der Einzelnen und der Völker die Persönlichkeit ist. Leben und Entwicklung ist nur durch die Verschiedenheit möglich, und je feiner die Verschiedenheit ausgebildet ist, um so reicher wird das Leben.

Die Menschen sind verschieden, wie an Körper, so an Geist, — wie an Verstand, so an Gemüt. Wir haben gelernt, die körperlich Schwachen und Verkrüppelten wegen ihrer Fehler und Gebrechen nicht zu verachten, wir machen einen Unterschied zwischen geistig Kranken und Gesunden; wir müssen aber auch lernen, unter den Gesunden immer weiter und weiter zu unterscheiden.

So wenig der Geisteszwerg für seine Einfalt kann, so wenig kann der Geistesriese für sein Genie. Aber je größer die Kräfte, um so größer die Wirkung, und nach dem Maße des Nutzens für die Menschheit schätzen wir die Kräfte.

Der Starke freue sich seiner Kraft und der Begabte seiner Gaben, aber überhebe sich nicht, als wäre alles nur sein Verdienst.

Der Schwache bescheide sich und sei nicht traurig, als wäre es seine Schuld, daß er nicht stärker ist.

Keiner betrachte es als eine Demütigung, den Größeren über sich zu sehen, oder als eine Schande, anders zu sein, als der andere.

Der Mensch ist kein einfaches Wesen; wer ihn nicht ganz kennt, übersieht leicht den Reichtum bei dem Kleingeschätzten und die Armut bei dem Großgeschätzten.

Wen du nicht zum Freunde haben möchtest, dem sei darum noch nicht Feind. In volle Lebensgemeinschaft tritt

man nur mit wenigen, die meisten Menschen kommen einem nur in Stunden oder Tagen näher, man kann ein Leben lang täglich einander sehen und sich doch fremd bleiben.

Bei den Freunden ist die Verschiedenheit die vereinigende Harmonie; man sorge, daß sie bei den Fremden nicht zur trennenden Disharmonie werde. Wem bei eines Menschen Wesen eine Seite nicht gefällt, der verwerfe darum nicht das ganze Wesen.

Hast du dich überzeugt, daß der Kern eines Menschen gut ist, so betrachte alles, was dich abstoßen könnte, als Äußerlichkeit.

Weil die Menschen verschieden sind, stehen sie einer Sache auch verschieden in Meinung und Empfindung gegenüber. Glaube nicht immer, daß deine Meinung und Empfindung die allein richtigen seien.

Denke daran, daß hinter jedem Wort eine andere Erfahrung steht, daß die Verschiedenheit der Natur und des Lebens jedes Ding anders sehen läßt; es gibt daher Mißverständnisse bei den anscheinend klarsten Worten.

Übe dich darin, an die kleinen Verschiedenheiten zu denken; es ist schwer, aber gewinnreich. Die am wenigsten beachteten und oft die wichtigsten sind die der Stunde und des Augenblicks, die Verschiedenheiten des körperlichen Behagens, der Stimmung, der Gedanken, der Aufmerksamkeit, die Verschiedenheiten tausend kleiner Zufälle.

Denke du zuerst an die Verschiedenheit des andern und erwarte nicht, daß er an deine denkt.

Aus der Verschiedenheit entspringt Kampf und Fortschritt, Reichtum, Schönheit und Liebe, aber auch Vernichtung und Armut, Häßlichkeit und Haß. Aus der Erkenntnis der Verschiedenheit erwächst Freiheit und Würde, bescheidener

Stolz und stolze Bescheidenheit, Achtung und Duldung, Takt und Rücksicht, Milde und Versöhnlichkeit, Stärkung der eigenen und Weckung fremder Kräfte, Sinn für das Maß und Gleichmut der Seele.

Weil es Verschiedenheit gibt, gibt es Kämpfe, aber die Erkenntnis der Verschiedenheit vermindert die unnötigen und verderblichen und vermehrt die fruchtbaren Kämpfe.

Daß die Menschen verschieden sind, wird nur von Toren geleugnet und nur von Weisen bedacht.

R. F.

Neueste Nachrichten.

In dem Palais Richard Frys in Paris haben Einbrecher vandalisch gehaust. Herr und Frau Fry waren einige Tage verreist. In der Nacht sind die Diebe über die Gartenmauer geklettert und durch die Fenster in das Arbeitszimmer Frys gestiegen. Hier haben sie den Schreibtisch und die Schränke erbrochen, aber nicht viel gefunden, was für sie von Wert war. Dafür haben sie zerstört, was sie nicht mitnehmen konnten. Den kostbaren orientalischen Teppich, der fast den ganzen Boden bedeckte, haben sie kreuz und quer zerschnitten, die Gemälde an den Wänden, darunter ein unersetzliches Porträt von Frys Vater, haben sie durch und durch zerstochen, einem Marmorbilde der Psyche Nase, Ohren und Hände abgeschlagen und ähnliche Teufeleien mehr verrichtet.

Die bisherigen Ermittelungen weisen auf den ehemaligen Diener Frys, Jack Horritch, als Hauptbeteiligten hin, den Fry aus New-York mitgebracht, wie ein Mitglied der Familie behandelt, aber schließlich wegen wiederholter Unehrlichkeit entlassen hatte.

Kulturpranger.

Diesen Teil unseres Blattes stellen wir den Mitgliedern der Fry-Vereine zur Verfügung, zur Veröffentlichung von Klagen über kulturwidriges Verhalten von Nichtmitgliedern. Beschwerden gegen Mitglieder sind bei dem zuständigen Fry-Vereine anzubringen. In Fällen, die uns mangels allgemeineren Interesses oder sonstwie nicht zur Veröffentlichung geeignet erscheinen, sind wir bereit, die Beschwerde mit unsern Bemerkungen schriftlich an den Übeltäter zu senden. Ebenso sind wir zur Übermittlung von Beschwerden, Ermahnungen, erzieherischen Hinweisen und dergl. bereit, wo der dazu Anregende nicht genannt sein will. Unsere Sprechstunde in diesen Angelegenheiten ist Dienstags und Freitags von 10 bis 1 Uhr.

Die Schriftleitung.

* * *

Geehrte Kulturzeitung!

Ich halte unnötiges, den Nachbarn rücksichtslos störendes Lärmmachen nicht nur für einen Mangel an Bildung, sondern geradezu für eine Kulturroheit. Ich weiß, daß viele, die wie ich auf eine Mietswohnung angewiesen sind, darunter zu leiden haben.

Ich bewohne eine sogenannte herrschaftliche Wohnung im Berliner Westen. Über mir wohnt Herr Dr Paul Verges, Inhaber der bekannten Verlagsbuchhandlung Dornheim & Co. Ich bin geistig sehr angespannt tätig und habe das Bedürfnis, nach Tisch etwas zu ruhen. Wenn ich an meinem Schreibtisch sitze, dröhnt über mir die Decke von

polternden Schritten, rückenden Stühlen, von rollenden Kugeln, spielenden Kindern und dergl. und so mehr oder minder in jedem Zimmer. Das am ruhigsten gelegene Zimmer, das Schlafzimmer, bietet mir nach dem Mittagsessen keine Ruhe, weil gerade um diese Zeit das darüber liegende Schlafzimmer des Herrn Verges aufgeräumt wird. Es hört sich an, als ob die Dienstmädchen mit Kürassierstiefeln hin und her marschierten und sämtliche Möbel von einer Ecke in die andere schöben. Verschiedene Bitten, das Aufräumen etwas früher oder etwas später zu besorgen, oder wenigstens es nicht so geräuschvoll vorzunehmen, blieben nicht nur ohne Erfolg, im Gegenteil, es schien absichtlich mehr Lärm gemacht zu werden. Meine Frau sprach mit dem Dienstmädchen, sprach mit der gnädigen Frau, ich schrieb einen höflichen Brief, alles umsonst. Die Herrschaften könnten sich ihre Zeit einteilen, wie es ihnen paßte, und in ihrer Wohnung machen, was sie wollten. Wenn mir die Nachbarschaft nicht gefiele, könnte ich ja ausziehen.

Das ist das Verhalten der Familie eines Mannes von angesehenster gesellschaftlicher Stellung.

Georg Eberhardt, W., Motzstr. 50.

* * *

Geehrte Kulturzeitung!

Mein Dienstmädchen hat als Mitglied eines Krankenversicherungsvereins bei bestimmten Ärzten, die sich dem Vereine zur Verfügung gestellt haben, Anspruch auf freie ärztliche Behandlung. Als sie über ein Nasenübel klagte, sandte ich sie zu dem bekannten Spezialisten, Herrn Professor Dr. F. Sortick, der zu meiner Freude in der Liste mitaufgeführt

war. Dieser nahm eine Operation an ihr vor und fragte sie dann nach Namen, Stand, Wohnung. Als sie sich als Dienstmädchen bezeichnete und ihm die Vereinskarte zeigte, fuhr der Herr Professor sie in grobem Tone an, ob sie denn nicht im Wartezimmer die Anschrift gelesen hätte, daß Vereinskarten vorher zu zeigen seien? Es sei eine Unverschämtheit, ihn selber in Anspruch zu nehmen; wenn er das vorher gewußt hätte, hätte er sie nicht operiert, sondern sie einem Assistenten überlassen, sie möge sich das für die Zukunft merken.

Das Mädchen, ein junges bescheidenes Ding, kam ganz verweint nach Hause. Ich fragte, ob sie große Schmerzen gehabt hätte, sie verneinte es und gestand mir dann nach langem Zureden, wie weh ihr das Benehmen des Arztes getan hätte.

Wenn dem Herrn Professor Geld über Menschlichkeit geht, so hätte er durch Hergabe seines Namens für die Liste der Vereinsärzte nicht erst den Schein erwecken dürfen, als stelle er seine Kunst in uneigennütziger Weise zur Verfügung. Ein Arzt, der bei einem Kranken erst nach seinem Gelde fragt, ehe er sich mit seinem Leiden beschäftigt, verdient an den Pranger gestellt zu werden, noch dazu einer, der reich genug ist, um es nicht nötig zu haben, auf ein paar Mark zu sehen.

Georg Pauly,
Charlottenburg, Hardenbergstraße Nr. 37.

* * *

Geehrte Kulturzeitung!

Die Zeitung „Wahrheit und Recht" hat einige Aufsätze über meine Schrift „Judentum und Politik" gebracht, die so von Mißverständnissen, um nicht zu sagen, absichtlichen

Entstellungen wimmelt, daß jeder Leser, der mein Buch nicht selber kennt, sagen muß, ich erstrebe ungefähr das Gegenteil von dem in meiner Schrift klar ausgesprochenen Ziele. Das Buch ist, wie auch von unparteiischen Kritikern anerkannt, dazu bestimmt, manche Vorurteile zu beseitigen, die gerade bei den Lesern von Zeitungen wie „Wahrheit und Recht" leider noch vielfach bestehen. Diese Leser werden aber durch die erwähnte Besprechung geradezu abgeschreckt, das Buch selbst zu lesen.

Ich habe darauf der Zeitung „Wahrheit und Recht" einen Aufsatz eingesandt, der in den Hauptpunkten das Wahre dem Falschen gegenüberstellt, um dem Leser, der guten Willens ist, ein eigenes Urteil zu ermöglichen. Die Schriftleitung sandte mir den Aufsatz mit dem Bemerken zurück, sie wäre wegen Raummangels zu ihrem Bedauern nicht in der Lage, auf die Angelegenheit weiter einzugehen.

Ich wende mich daher an Sie mit der Bitte, meinen Aufsatz zu veröffentlichen mit einer Ihrem Ermessen anheimgestellten Anmerkung, daß er für „Wahrheit und Recht" bestimmt gewesen sei, von dieser Zeitung aber nicht angenommen worden sei.

Dr Siegfried Lewin.

Anmerkung der Schriftleitung. Ihren Aufsatz bringen wir in der wissenschaftlichen Beilage, Ihren Brief drucken wir an dieser Stelle ab, mehr, um auch andere Zeitungen vor einer Bloßstellung in ähnlichen Fällen zu warnen, als „Wahrheit und Recht" an den Pranger zu stellen, da diese Zeitung in den Augen aller Kulturfreunde längst gerichtet ist.

Im allgemeinen hat jeder Verfasser, dessen Buch un-

günstig besprochen wird, den Wunsch, eine Erwiderung zu schreiben, und die Zeitungen können unmöglich alle solche Wünsche berücksichtigen. In Ihrem Falle sind aber die Entstellungen durch Hervorhebung bestimmter Einzelheiten und Unterdrückung gerade dessen, worauf es ankommt, so irreführend, daß die einfachste Rücksicht auf Anstand und Ehrlichkeit die Schriftleiter von „Wahrheit und Recht" hätte veranlassen müssen, Ihren Aufsatz abzudrucken.

Wirkliche Unparteilichkeit ist leider bei den meisten Zeitungen selten. Haben sie sich in irgend einer Frage auf eine Meinung festgelegt, wenn auch noch so irrtümlich, so fällt es ihnen sehr schwer, ihren Irrtum einzugestehen. Es gibt noch zu viel Journalisten-Hochmut; was sie nicht wissen, gibt es nicht. So erklärt sich die so oft wiederholte Tatsache, daß eine Kulturbestrebung von der Presse nicht nur nicht gefördert, sondern geradezu geschädigt worden ist, weil sie es unterließ, die Leserschaft unparteiisch aufzuklären. Man bringt in der Regel lieber Artikel gegen eine neue Idee als für sie. Wir erinnern z. B. an das Schicksal von Esperanto, das über 30 Jahre kämpfen mußte, ehe es als ernst zu nehmende Kulturerscheinung von der Presse allgemein anerkannt wurde.

* * *

Herrn D. H., Steglitz. Dergleichen Unarten sind Äußerlichkeiten, die mit dem Charakter nichts zu tun haben, es sind Fehler der Erziehung oder gedankenlose Angewohnheiten, die oft nur deshalb beibehalten werden, weil niemand ihren Träger aufmerksam macht. Die von Ihnen genannte Exzellenz ist Junggeselle, und bei der hohen Stellung, die er bekleidet, hat offenbar niemand aus seiner Umgebung den Mut, ihm diese Unart vorzuhalten. Wir werden ihm,

ohne Ihren Namen zu nennen, schreiben und sind überzeugt, daß er uns dankbar sein wird.

* * *

Entscheidung des Kulturgerichtes von Berlin.

Der Fabrikbesitzer Paul Gertig zu Brandenburg wird solange aus dem Kulturreiche ausgeschlossen, als er sich nicht von seiner Frau Frieda, geb. Thorna, scheiden läßt.

Aus dem Tatbestande:

Der jetzt 50jährige Angeklagte hat vor 6 Jahren die damals 17jährige Tochter Frieda des Kaufmanns Max Thorna zu Brandenburg geheiratet. Die unerfahrene und unselbständige Frieda folgte dabei nicht ihrem Herzen, sondern den strengen Ermahnungen ihres Vaters, der aus der Heirat für seine Tochter eine glänzende Zukunft erhoffte.

Der Angeklagte gewährte seiner Frau, die er offenbar sehr lieb hatte, alles, was Reichtum gewähren kann, war aber sehr eifersüchtig und beschränkte sie deshalb in ihrem Verkehre und ihrer Bewegungsfreiheit in einer Weise, die der jungen Frau das harmloseste Vergnügen raubte. Außerdem behandelte er sie wie ein Kind, das gegenüber dem älteren und erfahrenen Manne keine eigene Meinung haben durfte. Aus dem heiteren und lebensfrohen Mädchen wurde eine vergrämte und verbitterte Frau, die sich tief unglücklich fühlte, obwohl sie Mutter eines hübschen Knaben geworden war. Ihre immer wiederholten Bitten, sie frei zu geben, waren erfolglos. Der Angeklagte machte die ihm vom Gesetze

gegebenen eherechtlichen Befugnisse geltend und ließ sich auf nichts anderes ein.

Er ist im übrigen philanthropisch veranlagt und war eifriges Mitglied seines Fry-Vereines. Auf die Ermahnung seines Bezirksvorsitzenden erklärte er, daß er seine Frau liebe, und daß ihm diese beim Eheschluß Treue gelobt habe, also auch ihr Wort halten müsse.

Aus den Entscheidungsgründen:

Die Ehe im rechtlichen Sinne ist eine Staatseinrichtung. Die Ehegesetze sind wie alle Gesetze der Mehrheit wegen da, die ohne Zwangsvorschriften, je nach ihrem allgemeinen Kulturzustande, zügellos wären. Kultur ist Freiheit ohne Zwangsgesetze, und dazu gehört vor allem die Anerkennung der Freiheit der anderen. Wer sich in Fragen der innigsten Lebensgemeinschaft, die sich nur auf Liebe oder wenigstens gegenseitige Achtung stützen kann, auf Staatsgesetze beruft, um eine freie Persönlichkeit seinem rein selbstischen Willen zu unterwerfen, ist für die Kulturgemeinschaft nicht reif.

Entscheidung des Kulturgerichtes zu Leipzig.

Der Gymnasiallehrer Professor Dr Paul Herwarth zu Leipzig wird aus dem Kulturreich ausgeschlossen.

Aus dem Tatbestande:

Professor Dr Herwarth ist Ordinarius der Untersekunda des Leipziger Albrecht-Gymnasiums und Lehrer in Deutsch und Geschichte.

Einige Schüler seiner Klasse bildeten einen Gesangverein

und baten um die Erlaubnis, einen Gesangabend in der Aula des Gymnasiums zu veranstalten. Professor Herwarth ließ sich das Programm zeigen und strich die Heinesche Ballade: Die beiden Grenadiere, weil deutsche Schüler Heine verachten müßten und Napoleon nicht verherrlichen dürften.

Bei der Vorbesprechung zu einem Aufsatze mit dem Thema: „Die Eroberung der Luft" führte er aus, daß die Franzosen gewisse Verdienste um die Entwicklung des Flugwesens hätten, in einem deutschen Aufsatze dürfe das aber nicht lobend hervorgehoben werden.

In einem Aufsatze über die Bedeutung der Kolonien für das Vaterland hatte ein Schüler die Wendung gebraucht: „Trotz des Hasses, den jeder rechtschaffene Deutsche gegen die Engländer nähren muß". Professor Herwarth bemerkte dazu, der Schüler habe recht, dürfe es aber nicht so offen aussprechen.

In einer Geschichtsstunde fragte er seine Schüler, nachdem er von der erzieherischen Wirkung des Krieges gesprochen hatte, wer von ihnen gegen die Kriege wäre. Als sich einige meldeten, schalt er sie feige und unmännlich.

Aus den Entscheidungsgründen:

Die Jugend, die noch nicht zu eigenem Urteil fähig ist, nimmt die Eindrücke, die sie von ihren Lehrern empfängt in das Gefühl auf und erhält dadurch oft Vorurteile, die ihre Denkrichtung für das ganze Leben beeinflussen. Wenn daher ein Erzieher der Jugend seinen Schülern Haß gegen andere Völker einimpft, es ihnen als Unrecht hinstellt, deren Verdienste anzuerkennen, und dazu beiträgt, daß sie das Eintreten für den Krieg höher schätzen als die Friedensbestrebungen,

so versündigt er sich in besonders schwerer Weise gegen die Kultur.

* * *

Handel und Wandel.

Gestern abend hat der Direktor der Allgemeinen Versicherungs-Union, Herr Hans Walther, als Fry-Graf über das Thema: „Wie wird Geld verdient?“ im großen Saale der Philharmonie einen längeren Vortrag gehalten, zu dem zahlreiche Vertreter des Handels, der Industrie und der Presse geladen waren.

Herr Walther, der früher jahrelang im Sekretariat des Preußischen Bankvereins war, schilderte in interessanter Weise das Leben auf den Höhen der Geschäfte, wo die großen Gehälter und die größeren Tantiemen gezahlt werden, und wo mancher in einem Jahre mehr verdient, als Goethe während seines ganzen Lebens für seine unsterblichen Werke zusammen eingenommen hat. Da dieser unbestritten zu den größten Menschen aller Zeiten gehört, übrigens auch einer der bestbezahlten Schriftsteller seiner Zeit war, so müßte unsere Zeit turmhoch über allen früheren stehen, denn wir hätten ja, in Geld umgerechnet, jedes Jahr mehr als tausend Goethes, und ihre Zahl müßte 83 mal genommen werden, da ja ein Jahr z. B. eines großen Bankdirektors mehr wert wäre als Goethes ganzes Leben.

Herr Walther stellte mehrere solcher Vergleiche und Berechnungen auf, um das Mißverhältnis zu zeigen, das in der Bewertung des Geschäftemachens gegenüber der Schaffung unvergänglicher Kulturgüter besteht. Mancher Künstler, mancher Forscher wäre für sein ganzes Leben versorgt und

könnte sich unabhängig und ohne Rücksicht auf sofortige Erfolge seinem Schaffen hingeben, wenn er als Vermögen einmal den Betrag erhielte, den die großen Verdiener nicht etwa jährlich als Einkommen beziehen, sondern den nur die Zinsen eines Jahreseinkommens ausmachen. Dabei ist noch zu bedenken, daß die hochgestellten Geschäftsleute durch Beteiligungen an den Geschäften, auf die sie selber bestimmenden Einfluß haben, durch Spekulationen, die bei ihren Kenntnissen und Beziehungen fast risikolos sind, aus ihrem Gelde einen weit höheren Gewinn erzielen als den üblichen Zinssatz.

Wenn ein Beamter sich bei einer Gelegenheit besonders auszeichne, bekomme er vielleicht einen Orden oder einen Titel; der Leiter einer Gesellschaft, der ein besonders gutes Geschäft abschlösse, bei dem er deshalb schon durch seine Tantieme besonders gut verdiene, erhalte obendrein noch ein Vermögen als Gratifikation, wenn der Vorsitzende seines Aufsichtsrates ihm wohlwolle. Daß es seine Pflicht ist, auch ohne Rücksicht auf persönliche Vorteile die Interessen seiner Gesellschaft wahrzunehmen, wird nur dem kleineren Beamten entgegengehalten, der etwa nach besonderen Beweisen seiner Tüchtigkeit um eine Gehaltsaufbesserung einkommt.

Der Vortragende streifte bei dieser Gelegenheit die Frage, wie weit die großen Verdiener um der Pflicht willen arbeiten, und erzählte einige Erinnerungen an den früheren Generaldirektor U. des Deutschen Chemischen Industrie-Syndikats. Dieser sei als der Sohn seines einflußreichen Vaters als junger Mann stellvertretender Direktor der Gesellschaft geworden mit einem Einkommen von zunächst 50 000 Mark. Als er nach einem Jahre noch nicht weiter gekommen war, habe er bei einer Gelegenheit zu ihm, dem Vortragenden, gesagt, wenn er jetzt nicht bald auf mindestens

100 000 Mark gestellt würde, werfe er der Gesellschaft die Arbeit vor die Füße, da er auf sie nicht angewiesen sei. Ein halbes Jahr später war er Volldirektor mit einem Einkommen von etwa 200 000 Mark.

Als einmal zu diesem Direktor einer seiner Angestellten, die er immer bis zum späten Abend beschäftigte, mit der Bitte kam, ihn an diesem Tage etwas früher zu entlassen, da er seit langer Zeit einmal ein Billett für die Oper hätte, schlug er es ihm zwar nicht ab, bemerkte aber, wenn er öfter mit solchen Wünschen köme, könne er ihn nicht gebrauchen; die Pflicht ginge vor, er selber müsse auch um seiner Pflicht willen auf manches Vergnügen verzichten. Der Angestellte war unvorsichtig genug, darauf zu erwidern, daß er gern ein ganzes Jahr lang täglich bis in die Nacht hinein arbeiten wolle, wenn er das Einkommen des Herrn Direktors hätte, daß er sich dann aber für immer zur Ruhe setzen würde, weil man doch nicht nur der Arbeit wegen da sei. Zum nächsten Termin erhielt der leichtsinnige Mensch seine Kündigung.

Solche Leute dächten am wenigsten daran, auch nur einen Teil dessen, was sie alljährlich, ohne es verbrauchen zu können, zu ihrem Überfluß weiter hinzufügten, würdigen Persönlichkeiten als Kapital zuzuwenden.

Die Überschätzung der Fähigkeit, Geld zu verdienen, die übrigens oft weniger an der bestimmten Person als an ihrer Stellung hängt, führte Herr Walther auf die Tatsache zurück, daß in unserer Zeit der riesenhaften wirtschaftlichen Entwicklung das Geld zu dem größten und unpersönlichsten Machtmittel geworden sei.

Zu jeder Zeit hätte zwar der Besitz eine große Rolle gespielt, aber nie eine so allgemein maßgebende wie jetzt. Früher wäre ein Reichtum, wie er sich heute in

vielen Händen befindet, immer nur eine seltene Ausnahme gewesen, namentlich ein Reichtum, hinter dem nicht gleichzeitig eine durch Geburtsadel oder durch eine hohe Stellung in Staat oder Kirche ausgezeichnete Persönlichkeit stand. Großer Besitz, der lediglich aus Geschäften stammte, setzte sogar den Erwerber meist in der allgemeinen Achtung herab. Ein freier Mensch mußte Geld haben, sei es ererbt, erobert oder sonstwie weggenommen, — es durch Handel oder geschäftliche Verwertung von Kunst oder Wissenschaft zu erwerben, war eines Vornehmen unwürdig. Mit der Abschaffung der Sklaverei und mit der immer weiter gehenden gesellschaftlichen Gleichstellung der Menschen hat sich das geändert. Das Arbeiten für andere gegen Geld hat sich von den untersten Ständen bis in die obersten ausgedehnt, und seitdem in den Verfassungsstaaten der Fürst nicht mehr unumschränkter Herr über Vermögen und Einnahmen des Staatswesens ist, wird auch in der Zivilliste kaum etwas anderes gesehen als die Bezahlung des obersten Beamten des Staates. So ist es fast zu einer Umkehrung der früheren Anschauung gekommen: Geld haben ist nichts, Geld verdienen alles. Da man aber mit nichts leichter Geld machen kann als mit Geld selber, so ist der als Mensch unbedeutendste, aber reiche Mann der an sich wertvollsten, aber vermögenslosen Persönlichkeit gegenüber im Vorteil, er kann zu Macht, zu Ehren und Würden und zu Lebensgenüssen kommen, die dem größten Genie ohne Geld versagt bleiben.

Weil nun einmal die Verhältnisse so liegen, kann man es den meisten von denen, die an der Quelle sitzen, nicht verdenken, wenn sie so viel schöpfen wie sie können. Wenn sie sich dabei befriedigt fühlen, weil keine tiefergehende persönliche Neigung darunter leidet, so wären sie von ihrem

Standpunkte aus Toren, wenn sie sich vor voller Sättigung beschränken würden. Sie würden nicht einmal das Gefühl haben, der Allgemeinheit damit zu nützen, da sie als einzelne an den ganzen Verhältnissen doch nichts ändern können. Hier kann nur eine Wandlung in der gesellschaftlichen Anschauung etwas helfen, dahin gehend, daß man den Wert der Persönlichkeit als solcher höher einschätzt. Dazu muß man die Menschen, die in dieser Richtung wirken können, frei machen und sie zu einer organisierten Macht zusammenfassen, wie es Richard Fry mit seinem Kulturreiche begonnen habe.

Der fast zweistündige Vortrag zeichnete sich durch große Sachlichkeit trotz des mannigfachen persönlichen Einschlags aus. In den lebhaften Beifall mischte sich das Erstaunen über die ganz ungewohnte Offenheit und Kühnheit, mit der der Vortragende sich ausgesprochen hatte. Man spürte die Unabhängigkeit der Kulturpersönlichkeit, die sich von Fry und seinem Verbande gedeckt fühlte. Hoffentlich läßt Herr Walther seine Ausführungen, von denen hier ja nur ein Teil wiedergegeben werden konnte, und zu denen er sicher noch manches Material hinzufügen kann, bald im Druck erscheinen, so unangenehm das auch mancher unserer Finanzgrößen sein würde.

Deutsche Kulturzeitung.

Zur Erinnerung an Paul Geruck.

Der stille und in seinen Werken so beredte Philosoph hat die Augen für immer geschlossen. Wie würde er lächeln, wenn er läse, was jetzt alles zu seinem Ruhme geschrieben

worden ist! Und er, der nicht berühmt, sondern verstanden werden wollte, er wußte, wie wenig er verstanden wurde, selbst von vielen, die ihn priesen und mit Schlagworten aus seinen Büchern um sich warfen. Nicht in die Wissenschaft oder die Literatur darüber, sondern ins Leben wollte er dringen, und er hat lange kämpfen müssen, ehe er eine Gemeinde fand, eine dank dem Kulturreich immer mehr wachsende Gemeinde, die gelernt hat, nach seinen Lehren zu leben.

Sein Hauptwerk „Der Mensch als Herr und Sklave" war lange erschienen, als ich ihn kennen lernte, ungefähr zehn Jahre, und hatte es in dieser Zeit auf einen Absatz von 87 Exemplaren gebracht. Bei seinem verschlossenen Wesen dauerte es eine Weile, ehe wir uns näher traten und ehe ich erfuhr, daß er der Verfasser dieses mir bis dahin unbekannten Buches war. Er zeigte mir ungefähr ein Dutzend Besprechungen des Buches, die im ganzen darüber erschienen waren, darunter vielleicht zwei oder drei, die ausführlich auf seine Gedanken eingingen und ihnen einen gewissen, zum Teil bedeutenden Wert zusprachen, etwa ebenso viele, die irgend eine Nebensächlichkeit zum Anlaß nahmen, das Buch als eine unreife Arbeit eines philosophischen Dilettanten hinzustellen; der Rest war weder kalt noch warm.

Geruck, der von dem Werte seiner Gedanken überzeugt war, wartete und wartete, aber der erhoffte Erfolg blieb aus; er dachte und schrieb zwar weiter, aber veröffentlichte nichts mehr. Seine Zeit schien ihm noch nicht gekommen, wenigstens suchte er sich damit zu trösten; in Wirklichkeit waren es zwei Gründe, die ihn schweigen ließen. Er hatte seine Ersparnisse für den Druck seines Werkes hingegeben. Um sich und seine Familie zu erhalten, mußte er Geld verdienen in einem Berufe, der ihm keine Zeit ließ, sich seinem

philosophischen Schaffen so hinzugeben, wie er es brauchte, und als er trotzdem unter Mühen und Entbehrungen sein zweites Werk vollendet hatte, da fand er keinen Verleger, der die Kosten des Druckes und Verlages übernehmen wollte. Der andere Grund, weshalb er nicht nur mit dem Schreiben, sondern auch nachher mit dem Versuche der Herausgabe zögerte, war der ihn immer wieder heimsuchende Gedanke, ob es die Menschheit denn wert wäre, daß er sich für sie mühe, ob er nicht lieber seine Gedanken nur für sich träumen sollte.

Sein Beruf und seine ärmlichen Verhältnisse machten es ihm schwer, mit Menschen zusammenzukommen, bei denen er Schätzung seiner Persönlichkeit und Förderung seiner Gedanken gefunden hätte. Und so wurde er immer einsamer und verschlossener. Da trat Richard Fry hervor; Geruck wurde Mitglied eines Kulturvereins, und sein Leben bekam ein anderes Angesicht. Er fand den bis dahin schmerzlich entbehrten Verkehr mit klugen und wohlwollenden Menschen, die auch dafür sorgten, daß sein Buch in immer weitere Kreise drang. Jetzt erst wurden die Schätze seiner Gedanken entdeckt, sein Name wurde der ganzen Kulturwelt bekannt, und seine Bücher wurden durch die Ligilo auf der ganzen Erde verbreitet. Er konnte nun sorgenlos schaffen, und da er mehr nicht wollte, lehnte er die von verschiedenen Universitäten an ihn ergehenden Rufe auf einen Lehrstuhl ab.

In seinem Wesen und Auftreten ein bescheidener, stiller Mann, konnte er nur von denen richtig beurteilt werden, die ihn näher kannten. Trotz seiner umfassenden und außerordentlich vielseitigen Bildung hatte er nicht die Fähigkeit, leicht und unterhaltend zu plaudern. Die üblichen, für den gesellschaftlichen Verkehr mit dem Durchschnittsmenschen so notwendigen Gespräche über die alltäglichen Nichtigkeiten

und Selbstverständlichkeiten mochte er nicht, und so erschien er in fremder Gesellschaft oft langweilig und unbedeutend. Er konnte sich nur unterhalten, wo das Gespräch ernster und tiefer wurde, dann aber sprach er mit einem Feuer und einer Lebhaftigkeit, die ihn wie einen Jüngling erscheinen ließen.

Als Geruck in den Kulturverein eintrat, war ich auf Reisen, die mich längere Zeit von ihm getrennt hielten. Als ich ihn nach meiner Rückkehr wiedersah, erschien er mir wie ein anderer Mensch. Sein Gang war freier und munterer, sein Gesicht frischer und fröhlicher und der Blick seiner Augen heller und heiterer. Auch seine Kleidung war sorgfältiger und gewählter. Es lag etwas Sonniges und Festliches über seiner ganzen Person. Als ich ihm meine Verwunderung darüber aussprach, sagte er: „Ja, lieber Freund, jetzt ist es eine Lust zu leben. Es war Nacht um mich, und es ist Tag geworden, ich lag in Ketten, und Fry brach sie; er gab mir das Brot des Lebens und den Wein der Freude, und der ich bald vor Gram und Leid in die Grube gefahren wäre, ward wiedergeboren, und in meinem Geiste sprangen frische Quellen und blühten fruchtbare Gärten."

So blieb er bis zum Tode. Der Ernst und die Schwermütigkeit, die ihn früher drückten, waren ganz von ihm abgefallen, ja zeitweilig konnte er übermütig sein wie ein ausgelassenes Kind, wie überhaupt eine große Kindlichkeit und Natürlichkeit der Grundzug seines Wesens war, der in der ersten Hälfte seines Mannesalters leider unterdrückt war. Wer ihm nahe gestanden, wird sich seiner Persönlichkeit stets mit dankbarem Gefühle freudig erinnern.

Dr M. Dronger.

Wahrheit und Recht.

Der Bankier Ludwig Aron ist zum Fry-König von Berlin gewählt worden. Das ist das Ereignis dieser Tage.

So viel Gutes wir auch in den Absichten Richard Frys anerkannt haben, eine Kulturorganisation, die eine solche Auszeichnung ermöglicht, ist ein Werk gegen die Kultur. Man stelle sich nur als Deutscher mit gesundem völkischem Empfinden vor, daß ein Jude — und noch dazu ein Bankier — ein Kulturfürst sein soll, ein Mitglied des Rates, der unter Frys Leitung mit dem hinter ihm stehenden Vermögen auf die öffentliche Meinung von ganz Europa unverkennbaren Einfluß hat! Wenn die Juden auch in diesem Rate maßgebende Herrschaft erhalten haben werden, dann kann ihre zersetzende Macht erst ganz ins Große wirken. Sie fangen ja überall en détail an und hören en gros auf. Und die Herrn Aron gewählt haben, sind freie deutsche Männer! Schämen sie sich nicht ins Innerste ihrer Seele hinein, daß sie aus ihrer Mitte keinen fanden, den sie über Herrn Aron stellen konnten? Ihr Verantwortlichkeitsgefühl dem Deutschtum gegenüber muß sehr schwach entwickelt sein.

Herr Aron mag ein braver Mensch sein, und wenn er sich nicht persönlich großer Beliebtheit erfreute, würde er ja nicht annähernd so hoch gestiegen sein. Aber es kommt ja nicht auf die einzelne Persönlichkeit an; Herr Aron gehört zu einer Rasse, deren sich die Kulturvölker wie schädlicher Fremdkörper erwehren müssen. Wenn der einzelne darunter leidet, so ist das sein persönliches Mißgeschick. Hat er Ehrgefühl im Leibe, so drängt er sich nicht bei denen hervor, denen seine Rasse zuwider ist.

Aber man spricht nicht umsonst von einer jüdischen

Frechheit, die eben darin besteht, sich ohne Rücksicht auf die Gefühle anderer hartnäckig durchzusetzen. Mit der Verschlagenheit des orientalischen Geistes oder der Macht des erschacherten Geldes erobern sie sich schrittweise die Herrschaft, die sie erstreben. Ja, wären sie Eroberer wie Friedrich der Große oder Napoleon, Kraftnaturen wie Bismarck, dann würde man sich ihrer Stärke beugen, aber nicht einen solchen Mann haben sie in Jahrtausenden hervorgebracht, nicht einen, der sie nach der Zertrümmerung ihres Reiches zur Einheit und Selbständigkeit geführt hätte. Als Schmarotzer nisten sie sich bei fremden Völkern ein und gedeihen wie das Unkraut unter der Edelfrucht. Und jetzt fängt man sogar an, sie zu Königen zu krönen, und seien es nur Könige von Frys Gnaden!

Wir bitten deshalb alle unsere Abonnenten, treu zu uns zu halten, und die vielen Leser unserer Zeitung, die nicht Abonnenten sind, uns durch ihr Abonnement zu unterstützen. Die wackere Schar, die mit uns den Kampf gegen das Judentum weiter kämpft, darf nicht kleiner werden.

Freie Presse.

Die Wahl des Herrn Aron zum Frykönig von Berlin hat die Pächterin des Deutschtums „Wahrheit und Recht" in große Aufregung versetzt. Sie sieht den Untergang Europas voraus und bittet deshalb ihre Leser um eifrige Unterstützung durch Abonnement auf ihr Blatt. Wir würden es auch bedauern, wenn die Zeitung einginge; denn sie verschafft uns doch manchen Augenblick der Heiterkeit, wenn sie auf das Judentum losstürzt wie der Stier auf das rote Tuch.

Was das Fry'sche Kulturreich will, hat sie noch immer

nicht verstanden. Daß jemand Jude und doch ein guter Mensch sein kann, gibt sie zwar zu, übersieht aber, daß es hier lediglich auf den Menschen ankommt, und daß in dem Rate der Fry-Könige, in dem ja Vertreter der verschiedensten Abstammung sind, nur solche Angelegenheiten geregelt werden, die alle Menschen europäischer Kultur in gleicher Weise angehen. Sie übersieht ferner, daß Fry gerade gegen das Überwuchern des Geschäftsgeistes ankämpft, der bei den Juden besonders stark entwickelt ist und sie allen denen verhaßt gemacht hat, die ihnen wirtschaftlich unterlegen sind. Wenn sich nun ein gebildeter und reicher Jude in die erste Reihe von Frys Mitkämpfern stellt, so trifft doch gerade das Gegenteil von dem zu, was „Wahrheit und Recht" fürchtet.

Außerdem hat das Fry'sche Unternehmen eine so bedeutende wirtschaftliche Grundlage, daß Männer mit Geschäftssinn und geschäftlichen Erfahrungen bei der Verwaltung des der Kultur gewidmeten Vermögens nötig sind, und Fry hat bewiesen, daß man auch mit vornehmem Charakter Geschäfte machen kann.

„Wahrheit und Recht" scheint den Grafen von Beaconsfield nicht zu kennen, der jahrelang an der Spitze der englischen Regierung gestanden hat und nicht nur in Friedenszeiten, sondern auch in recht schwierigen Kriegsjahren. Das mächtige auf sein Germanentum stolze England hat diesen aus Spanien stammenden Juden Benjamin Disraeli zu seinem ersten Führer erwählt, hat ihn zum Peer und Grafen gemacht und ihn in der Westminster-Abtei beigesetzt.

Wären nicht die Juden in jahrtausendelanger Knechtschaft und Zersplitterung fast nur auf ihr hauptsächlichstes Machtmittel, das Geld, angewiesen gewesen, hätten sie die Mannestugenden entwickeln können, die nur in der Freiheit gedeihen, —

wer weiß, ob nicht auch sie ihren Friedrich den Großen und ihren Bismarck hervorgebracht hätten. Gerade die Geschichte des Judentums zeigt, wie sehr Richard Fry recht hat, wenn er den Fortschritt des Menschengeschlechtes in einem Reiche der Freiheit sieht, in dem nicht der Schachergeist die besten Persönlichkeiten verkrüppeln läßt.

Deutsche Kulturzeitung.

Es sind uns mehrere Zuschriften zugegangen, die es nicht recht finden, daß ein so reicher Mann wie Herr Aron zum Fry-König gewählt worden ist und nun während seiner Amtsdauer jährlich eine Million Frank erhalte. Fry wolle doch armen Menschen von hervorragender Persönlichkeit Gelegenheit geben, emporzusteigen und zu Vermögen zu kommen.

Das ist in der Tat seine Absicht, aber nicht jeder kann Fry-König werden, noch braucht er es, um die wünschenswerte Unabhängigkeit zu gewinnen. Der von Fry erstrebte Persönlichkeitsadel soll nur den Menschen als solchen auszeichnen; für ihn darf weder Armut noch Reichtum ein Hindernis sein. Herr Aron ist von neun Fry-Fürsten gewählt worden, die sich sämtlich einer genügenden wirtschaftlichen Unabhängigkeit erfreuen, auch wenn sie nicht reich sind, und es ist ein gutes Zeichen für ihr Kulturgewissen, daß sie nicht einen andern deshalb gewählt haben, weil er den geringsten Wohlstand hatte, auch wenn er als Mensch nicht der bedeutendste war, sondern den wirklich besten, obwohl er der reichste war. Sollte es vorkommen, was wohl möglich ist, daß jemand es bis zum Fry-Fürsten gebracht hat, ohne ein Vermögen erworben zu haben oder eine Stellung zu bekleiden, die ihn

vor wirtschaftlicher Not sichert, so wird es ganz auf seine Persönlichkeit ankommen und die der anderen Fry-Fürsten seiner Gruppe, ob man ihn für würdig genug hält, Fry-König zu werden.

Es wird oft schwer sein, zu sagen, wer unter den zehn so hervorragt, daß man ihm unbedingt die Palme reichen muß. Alle zehn sind schon auserwählte Männer, und sie werden bei sonst annähernd gleich bedeutenden Persönlichkeiten denjenigen wählen, von dem sie wissen, daß durch die Wahl ihm und damit dem ganzen Kulturreiche am meisten genützt wird. Daß auch hier manches von zufälligen Umständen, persönlicher Gunst und Meinung abhängt, ist nicht zu vermeiden. Aber es ist ein großer Unterschied, ob Zufall und menschliche Unvollkommenheiten auf einen Kreis von zehn ungefähr gleichwertigen Persönlichkeiten beschränkt sind oder ihr Spiel unter Millionen treiben können, in denen wenig Gute und viel Schlechte durcheinander gemischt sind.

Die Fry-Fürsten werden ferner nicht nur deshalb gewählt, um für ihre Person Auszeichnung und Vermögen zu erhalten, sondern auch, um andern helfen zu können. Sie nehmen an der Verwaltung des Kulturvermögens teil und sollen dafür sorgen, daß niemand an der Entfaltung seiner Persönlichkeit durch wirtschaftliche Abhängigkeit gehindert werde. Die vornehmen, sich still zurückhaltenden Naturen, denen nichts an Ehrenstellen oder sonstigen Auszeichnungen liegt, können also auch gefördert werden, ohne ein Einkommen als Fry-Fürst zu beziehen.

Auf der andern Seite gibt es viele reiche Leute, die eben gerade deshalb, weil sie alles haben, was sich kaufen läßt, danach streben, das zu gewinnen, was sich nicht kaufen läßt: Ansehen und Wirkung durch die Persönlichkeit. So wie

mancher Reiche oder Hochgeborene nicht zum vollen Glück in der Liebe kommt, solange er nicht sicher ist, daß er nur um seiner selbst willen geliebt wird. Wäre also Reichtum ein Hindernis für das Aufsteigen zu den höchsten Ehren des Kulturreiches, so würden sich viele Reiche von ihm fern halten und auf anderen Gebieten Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihres Machtbedürfnisses suchen.

Ehrgeiz und Machtbedürfnis sind aber an sich keine mit einer vornehmen Persönlichkeit unvereinbaren Eigenschaften, sie können von hohem Kulturwerte sein, wenn sie sich auf den richtigen Bahnen betätigen. Und es war, wie Richard Fry selbst hervorgehoben hat, ein sehr wesentlicher Zweck für ihn, gerade den Reichen und Reichsten ein Feld zu eröffnen, auf dem sie höheres Ansehen gewinnen und ihre Persönlichkeit mehr wirken lassen können als auf dem beschränkten und vielfach so unsauberen Gebiete des Geschäftslebens.

Was Herrn Aron betrifft, so ist es bekannt, wie sehr er dem Werke Frys von Anfang an sein ganzes Interesse zugewandt hat. Sein Bankgeschäft dient in der Hauptsache nur noch der Verwaltung seines eigenen Vermögens und der Anlagen von Verwandten und Freunden, die auf seinen Rat und seine Redlichkeit vertrauen. Die Sucht, sein Vermögen durchaus zu vergrößern, liegt ihm fern. Er hat sich immer Zeit genug gelassen, an seiner Bildung zu arbeiten, und da er hervorragend klug und begabt ist, gehört er zu den feinsten Köpfen unserer Zeit. Nie ist jemand an ihm ein unangenehmer Zug jüdischen Wesens aufgefallen.

Für Europa und seinen engeren Kulturbezirk wird er in seiner jetzigen Stellung fruchtbarer wirken, als er es außerhalb ihrer selbst bei größerem Reichtum könnte. Der

Fry-Palast, den er nun bezieht, wird zu einer glänzenden Stätte hohen Kulturlebens werden, und wir sind überzeugt, daß er trotzdem einst dem Kulturreiche mehr hinterlassen wird, als er von ihm bekommen hat.

Deutsche Kulturzeitung.

Der Fry-König von Berlin.

I.

Hans Walther, der Fry-König von Berlin, vollendet morgen sein 50. Lebensjahr. Die Fülle von Glückwünschen, die ihm zufließen wird, wird ihm ein Beweis der Liebe und Verehrung sein, die ihm von allen Seiten dargebracht werden. Möge er sich noch lange der sonnigen Höhe seines Lebens erfreuen!

Sein Vater war ein geschickter und fleißiger Handwerker, ein Kunstschlosser, der in Charlottenburg eine kleine Werkstatt besaß. Er schickte seinen Sohn zuerst auf die Volksschule, da er damals noch nicht die Mittel hatte, ihn eine höhere Schule besuchen zu lassen. Mit zehn Jahren sandte er ihn auf das Gymnasium, in der Hoffnung, daß er würde studieren können.

Hans hatte eine besondere Begabung für Mathematik und Geschichte, dagegen fielen ihm anscheinend die alten Sprachen sehr schwer, so daß er große Mühe hatte, mitzukommen. In Untersekunda blieb er wegen mangelhafter Leistungen in Latein und Griechisch sitzen, zum großen Schmerze seines Vaters, der nicht begreifen konnte, daß ein so aufgeweckter, fähiger und fleißiger Junge den Anforderungen der Schule nicht entsprechen sollte.

Als Hans in der Prima war, starb sein Vater nach langer Krankheit. Während dieser Krankheit war das Geschäft zurückgegangen, und die geringen Ersparnisse reichten nicht weit. So verließ Hans das Gymnasium ohne das Zeugnis der Reife. Für das Geschäft des Vaters, das die Mutter mit zwei Gesellen fortführte, taugte er nicht. Er trat als Lehrling in ein kleines Bankgeschäft ein, weil er glaubte, wegen seiner mathematischen Fähigkeiten hier am besten vorwärts kommen zu können. Nach Beendigung seiner Lehrzeit erhielt er beim Preußischen Bankverein eine Stellung als Buchhalter und betrachtete es als ein großes Glück, daß er bald darauf ins Sekretariat versetzt wurde, um hier an der Aufstellung von Tabellen, Amortisationslisten und dergleichen zu helfen.

Von seinem Einkommen unterhielt er seine Mutter, die das Geschäft hatte ganz eingehen lassen, und drei Schwestern.

Dennoch fand er keine Befriedigung. Seine Tätigkeit blieb immer dieselbe. Er war die Rechenmaschine, von der die Direktoren die Zahlen ablasen, die sie für ihre Geschäfte brauchten; an den Geschäften selbst, an ihrem Entwurf und ihrem Aufbau hatte er keinen Anteil; er wußte oft gar nicht, welchem Zweck die Zahlen dienen sollten. Er ging zu seinem Direktor und bat ihn um eine andere Beschäftigung, um mehr Gelegenheit zu haben, sich zu entwickeln und vorwärts zu kommen. Der Direktor vertröstete ihn auf später, er möge sich nur gedulden, man würde schon an ihn denken. Er wartete, aber es blieb in der Hauptsache beim alten. Er sah, daß Leute, die geschmeidiger waren als er, ihm vorgezogen wurden, und merkte, daß sein natürliches Wesen, das so freimütig wie selbstbewußt war, ihm schadete. Er hätte sich gern eine andere Stellung gesucht, wenn er bei der Überfüllung in seinem Berufe hätte hoffen können, ohne besondere Emp-

fehlungen etwas annähernd Ähnliches zu finden. Mutter und Schwestern durfte er nicht im Stiche lassen.

Als die Ligilo gegründet war, fand er durch ihre Vermittlung Anstellung bei der Allgemeinen Versicherungs-Union, bei der er es dann allmählich bis zum Direktor brachte, hauptsächlich infolge seines Organisationstalentes und seiner Geschicklichkeit im Verhandeln, — Fähigkeiten, die zu zeigen er beim Preußischen Bankverein nie Gelegenheit hatte. Er trat einem Kulturverein bei und wurde bald zum Vorsitzenden gewählt; nach vier Jahren wurde er Fry-Graf, acht Jahre darauf Fry-Fürst und wieder nach vier Jahren Fry-König.

Worin besteht das Verdienst, das ihn so hoch steigen ließ? Es zeigt sich in keinem großen Gedanken, in keiner großen Tat, die er der Welt hinterließe, kein Buch, kein Kunstwerk trägt seinen Schöpfernamen, und auch politisch ist er nie hervorgetreten. Ohne Richard Fry säße er vielleicht noch heute als einflußloser, wenn auch gut bezahlter Beamter beim Preußischen Bankverein. Selbst seine Erfolge bei der Allgemeinen Versicherungs-Union, die ihn in gewissen Kreisen des Wirtschaftslebens bekannt gemacht haben, haben mit seiner Bedeutung nichts zu tun. Ähnliche und größere Erfolge haben viele Finanzmänner, die im Kulturreiche nicht über die unterste Stufe hinauskommen würden. Walthers Leben hätte nur in dem engen Kreise seiner Bekannten und seines Berufes gewirkt und wäre ruhig dahingeflossen, wie einer der vielen Bäche, die ein paar Wiesen und Äcker befruchten, aber auf keiner Landkarte verzeichnet sind.

Jetzt gehört er zu den fünfzig Auserwählten, die an der Spitze des europäischen Kulturreichs stehen. Mit den auserlesensten Geistern Europas, ja der Erde, ist er verbunden, und sein Wort wird von Millionen von Menschen beachtet.

Das alles verdankt er lediglich seiner Persönlichkeit, der Fry die Möglichkeit gegeben hat, sich in voller Blüte zu entfalten.

Mit einer einfachen Erscheinung verbindet er einen vielseitig gebildeten Geist mit immer regem Interesse; Klugheit und Scharfsinn paaren sich mit Güte und Milde des Herzens. Sein ganzes Wesen atmet Freiheit und Natürlichkeit, so daß ähnliche Naturen in seiner Nähe sich gehoben, anders geartete sich bedrückt und beschämt fühlen. Die Menschen guten Willens gewinnen den Eindruck, er schätze nur ihre Vorzüge, die selbstsüchtigen und eingebildeten Menschen, er durchschaue alle ihre Schwächen. Darin liegt das große Geheimnis seiner Macht. Folgende Äußerungen von ihm mögen sein Wesen weiter beleuchten.

„In der Schule kam ich in den alten Sprachen schlecht mit, nicht aus Mangel an Fähigkeit, sondern aus Mangel an Interesse. Die Art und Weise unserer grammatischen Übungen, das Lesen der alten Schriftsteller, nicht um ihren Geist zu erfassen, sondern die Schwierigkeiten und Feinheiten der Sprache zu analysieren, waren mir zuwider. Die aufzuwendende Mühe für die Unmenge von Nebensächlichkeiten schien mir unfruchtbar. Mein mathematischer Kopf stieß sich an den Unregelmäßigkeiten, sinnlosen Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten der Sprache, die wir wie heilige Offenbarungen lernen mußten, wobei alles ohne Rücksicht auf den Zweck gleich ernst und gleich wichtig genommen wurde. In meiner Natürlichkeit machte ich keinen Hehl aus meinen Ansichten; die Lehrer fühlten sich verletzt, erklärten mich für faul und moralisch unreif und ließen mich sitzen. Dabei beschäftigte ich mich nebenbei mit Englisch, Spanisch und Russisch, worin ich nach kurzem Überblick über die Grammatik zu lesen anfing.

Beim Preußischen Bankverein fühlte ich mich unfrei. Daß ich immer dasselbe tun mußte, immer nur Kärrner war, wenn Könige bauten, paßte mir auf die Dauer nicht. Aber ich war auf meine Stellung angewiesen. Heucheln, mein inneres Wünschen und Wollen verbergen, konnte ich nicht, und so wurde ich als unbequem empfunden und kalt gestellt.

Als ich dann das Glück hatte, bei der Versicherungs-Union eine selbständige Stellung zu erhalten und auch der wirtschaftlichen Sorge enthoben war, da atmete ich auf wie nach einem schweren Druck. Die Arbeit machte mir Freude und ließ mir genug freie Zeit für mich selber. Jetzt begann ich erst eigentlich zu leben, Mensch zu sein. An ängstliches Sparen für die Zukunft dachte ich nicht. Was konnte mir passieren? Als ich inzwischen auch Fry-Graf geworden war, hatte ich nicht nur ein kleines Vermögen hinter mir, sondern vor allem das ganze Kulturreich vor mir, von dem ich wußte, daß es mich nicht im Stiche lassen würde.

Ich trat ganz aus mir heraus, sprach und schrieb, wie ich fühlte, und gewann mir dadurch viele Freunde und viele Feinde. Ich habe nie etwas geäußert oder getan, um jemand absichtlich zu kränken. Aber viele Menschen sind nun einmal so, namentlich einseitige, unfreie oder eitele Seelen, daß sie sich leicht persönlich verletzt fühlen, ohne die Schuld in sich selber zu erkennen."

Schon als Fry-Graf, und als Fry-Fürst noch mehr genoß Walther ein Ansehen, das weit über den Kreis seiner Gemeinde hinausreichte. Er besuchte die verschiedensten Kulturvereine seines Bezirkes und hatte stets ein offenes Ohr für alle Anregungen, die ihm gebracht wurden. Junger aufstrebender Persönlichkeiten nahm er sich an, wo er nur konnte. Besonders trat er für diejenigen ein, die wegen wirtschaftlicher Ab-

hängigkeit sich nicht so regen konnten, wie es ihrer Natur entsprochen hätte.

II.

Bekannt ist, wie er vor drei Jahren als Fry-Fürst den Geheimen Kommerzienrat Finkelsand, Generaldirektor der Maschinen-Aktiengesellschaft Finkelsand & Co. gezwungen hat, seine Willkürherrschaft und Vetternwirtschaft einzustellen. In unserer schnellebenden Zeit kann die Auffrischung der Erinnerung daran nur von Nutzen sein.

Herr Finkelsand hatte mit einem Freunde zusammen aus einer kleinen Maschinenfabrik ein großes Werk geschaffen. Eigene Tüchtigkeit, geschickte Mitarbeiter und die damals besonders günstige Wirtschaftslage hatten zusammengewirkt. Nach dem Tode seines Gesellschafters verwandelte er das Werk in eine Aktiengesellschaft, deren Leitung er behielt. Mit seinem ruhigen, bescheidenen, allgemein beliebten Freunde schien aber der gute Geist von ihm gewichen zu sein. Er schaltete wie ein allmächtiger, hartherziger Tyrann; zwei Neffen und einige Günstlinge, die er zu stellvertretenden Direktoren gemacht hatte, standen ihm nicht viel nach. Die Prokuristen und Abteilungsvorsteher, welche die Hauptarbeit zu machen hatten, waren schlecht bezahlt und hatten stets mit ihrer Kündigung zu rechnen, falls sie sich nicht widerspruchslos ihren Vorgesetzten fügten.

Einer von ihnen besuchte Walther und schilderte ihm die Mißstände der Gesellschaft. Der Fry-Fürst zog unauffällig weitere Erkundigungen ein und fand Unzufriedenheit, ja Erbitterung gegen den Generaldirektor bis zu der Arbeiterschaft hinunter.

Eines Tages begab er sich zu dem Herrn Geheimrat und wurde seinem Ansehen und seiner Stellung entsprechend sehr höflich empfangen. Walther begann mit einer freundlichen Anerkennung der Verdienste Finkelsands um die Entwicklung der Gesellschaft und kam dann auf die Pflichten zu sprechen, die mit Reichtum und Macht verbunden sind. Die Vertreter des Kulturreiches hätten die Aufgabe, über diese Pflichten zu wachen, und er käme deshalb als Fry-Fürst, um ihn zu bitten, seine Untergebenen anders zu behandeln als bisher. Der überraschte Geheimrat verbat sich jede Einmischung in seine Geschäftsführung, er begreife überhaupt nicht, wie eiu Mann wie Walther etwas auf Angestelltenklatsch geben könne. Walther nahm seine Akten vor und begann einige Tatsachen vorzutragen, bis Finkelsand ihn unterbrach und ihn aufgeregt anfuhr:

„Herr, eine derartige Inquisition verbitte ich mir! Das ist eine Unverschämtheit! Bitte, verlassen Sie mich!"

Walther blieb ruhig sitzen und sagte: „Beruhigen Sie sich! Sie können mich hinauswerfen, aber nicht die Kultur, die ich vertrete. Wenn es Ihnen lieber ist, werde ich mit Ihrem Aufsichtsrate sprechen."

Finkelsand: „Bitte!" und machte dabei eine verächtliche Bewegung, die Walther wohl verstand.

Walther: „Oder zu Ihrer Generalversammlung."

Finkelsand: „Die Generalversammlung bin ich!"

Walther: „Nun gut, hier habe ich aus den Wünschen der Angestellten diejenigen zusammengestellt, deren Erfüllung ich für durchaus notwendig halte. Erklären Sie sich nicht innerhalb 14 Tagen zu ihrer Erfüllung bereit, so werden Sie weiter von mir hören."

Da Finkelsand keine Änderung eintreten ließ, lud Walther alle Angestellten und Arbeiter der Gesellschaft zu einer Versammlung ein. Hier trug er die Hauptbeschwerdefälle und seine Unterredung mit Finkelsand vor. Dann erklärte er, daß der Fry-Fürstenrat auf seinen Antrag von dem Fry-König aus dessen Dispositionsfonds die Mittel bewilligt erhalten hätte, jeden von den Angestellten und Arbeitern solange zu unterstützen, bis er eine andere Stellung gefunden hätte, falls die Gesellschaft ihn nicht nach Erfüllung der gesetzten Bedingungen wieder einstellte. Durch die Ligilo hätte er sich auch mit den Konkurrenzfirmen in Verbindung gesetzt, bei denen eine große Zahl der Angestellten und Arbeiter untergebracht werden könnten. Die Konkurrenz hätte ja ein großes Interesse an der Schwächung Finkelsands. Vorläufig sollten alle den Dienst einstellen; Lohn und Gehalt würden sie bis auf weiteres in seinem Bureau erhalten. Er wolle dem hochmütigen Geheimrat zeigen, daß, wo Geld gegen Geld stehe, nicht Willkür und Unkultur, sondern Ordnung und Kultur siegen müsse. Er solle sehen, wie machtlos er ohne seine Arbeiter wäre. Auch wenn er versuchen sollte, gegen hohen Lohn andere Arbeiter einzustellen, so könnten diese doch ohne die höheren Beamten nichts leisten. Den Aktionären gäbe er den dringenden Rat, ihre Aktien nicht zu verkaufen. Wenn durch den Starrsinn Finkelsands der Gesellschaft größere Verluste entständen, so sollten sie ihn und den Aufsichtsrat haftbar machen.

Die Erklärungen Walthers wurden mit großem Beifall aufgenommen, und die Versammlung schloß mit einem Hoch auf Richard Fry.

Am andern Tage lagen die Bureaus und Werke der Gesellschaft still. Kein Arbeiter, kein Meister, kein Laufbursche,

kein Schreiber, kein Buchhalter, kein Abteilungsvorsteher war erschienen. Herr Finkelsand war mit seinen Neffen und noch zwei stellvertretenden Direktoren allein. Zwei andere Direktoren, die es nur dem Titel nach waren und unter dem Generaldirektor und seinen Neffen sehr zu leiden hatten, fehlten ebenfalls.

Die offenen Worte, die Walther gegen Finkelsand gesprochen, und die Fälle der persönlichen Mißwirtschaft, die er aufgedeckt hatte, wurden in der Presse viel besprochen. Finkelsand war in ganz Deutschland bloßgestellt. Allgemein, mit sehr wenigen Ausnahmen, wurde gegen ihn Partei genommen. Von allen Seiten erhielten die Zeitungen Zuschriften, in denen auch auf andere Gesellschaften hingewiesen wurde, wo ähnliche Mißstände herrschten, man solle sich den Fall Finkelsand zur Warnung dienen lassen. Einige Stimmen, die zwar Finkelsand persönlich nicht in Schutz nehmen wollten, sprachen Walther das Recht ab, auf diese Weise sich in fremde Angelegenheiten zu mischen; wohin sollte es führen, wenn die Vertreter des Kulturreiches sich anmaßten, durch Androhung von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Nachteilen jedermann zu verhindern, Herr im eigenen Hause zu bleiben! Walther blieb ihnen die Antwort nicht schuldig.

Finkelsand kam in die größte Verlegenheit. Die laufenden Verträge mußten ausgeführt werden, große Verluste drohten ihm aus Schadenersatzansprüchen, Vertragsstrafen, ausbleibenden Aufträgen usw. Und er konnte sich nicht auf den Streik als höhere Gewalt berufen, da allgemein anerkannt wurde, daß die Schuld ihn allein traf.

So gab er nach einigen Tagen nach und erfüllte die ihm gesetzten Bedingungen, zu denen hinzukam, daß er aus seiner Tasche die Auslagen erstatten mußte, die aus dem Fry-Ver-

mögen für die Unterstützung der Angestellten und Arbeiter in der Zwischenzeit aufgewendet waren.

Die erlittene Demütigung ging ihm sehr nahe, und ein Jahr darauf legte er die Generaldirektion nieder und zog sich ganz von den Geschäften zurück.

Besonders komisch wirkte, daß Geheimrat Finkelsand den Fry-Fürsten nach seinem Vortrage in der Angestelltenversammlung zum Duell forderte.

III.

Als Walther Fry-König wurde, schied er aus der Direktion der Allgemeinen Versicherungs-Union aus und widmete sich ganz den Aufgaben des Kulturreiches. Er reist regelmäßig zu den von Fry berufenen Sitzungen des europäischen Königsrates, und um gut vorbereitet zu sein, steht er in regem Verkehr mit den ihm unterstellten Fry-Fürsten und nimmt hier und da an den Verhandlungen eines Grafenrates teil.

Die eingehende Post wird in seiner Kanzlei geöffnet und je nach den Gegenständen unter sechs Sekretären zur Bearbeitung verteilt. Das meiste, was nach feststehenden Grundsätzen oder allgemeinen Anweisungen Walthers erledigt werden kann, wird von den Sekretären nur mit den beiden Obersekretären besprochen, die gleichzeitig darauf zu achten haben, daß dem Fry-Könige nichts vorenthalten wird, was von Bedeutung für ihn sein könnte. Eine gut eingerichtete Registratur sorgt dafür, daß alle Eingänge und Kopien der Ausgänge in übersichtliche Akten kommen. Jeden Tag läßt sich Walther ein paar aus dem Aktenverzeichnis beliebig herausgegriffene Akten geben, um sich zu überzeugen, daß nicht etwas anders erledigt worden ist als seinen Anweisungen entspricht. Für die wichtigeren Sachen hält er regelmäßige

Besprechungen mit sämtlichen Sekretären ab oder läßt sich nur von den Obersekretären Vortrag halten.

Für die Zulassung zu einer persönlichen Besprechung mit dem Fry-Könige hat Walther folgende Bestimmung getroffen. Er ist grundsätzlich zu den angegebenen Zeiten für jedermann zu sprechen, auch ohne vorherige Anfrage. Bei großem Andrange wird der Besucher zu einem der Sekretäre geführt. Ist das Anliegen derart, daß es ohne den Fry-König erledigt werden kann, so erledigt es der Sekretär. Gibt sich der Besucher damit nicht zufrieden, so wird er an einen der Obersekretäre gewiesen, der ihn entweder bei dem Fry-Könige melden läßt oder ihm erklärt, daß er schriftlich die Entscheidung des Fry-Königs beantragen möchte, ob er ihn empfangen will oder nicht.

Der schöne Palast des Fry-Königs ist zu einem Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens geworden, wie es Berlin seit der Blütezeit des Salons nicht mehr kannte. Hier treffen sich die besten Geister aller Stände, kluge Männer und schöne und geistvolle Frauen, zu einfachen Unterhaltungen und zu glänzenden Festen. Walther versteht es, alle Steifheit fernzuhalten. Die Verschiedenheit der Charaktere vereint eine durch Geist geläuterte Lebensfreude; der Verkehr ist natürlich, wie unter guten Freunden. Wer ein freies Wort übel nimmt, oder durch abweisendes Benehmen stört, wird nicht wieder eingeladen. Und man hat es gelernt, sich danach zu richten.

Besonders beliebt sind die Sommerfeste, die der Fry-König in seinem parkähnlichen Garten gibt. Es wird vorausgesetzt, daß man nicht des Essens oder Trinkens wegen kommt. Nur ein kleiner Imbiß, Früchte und einfaches Gebäck werde gereicht und leichte Erfrischungsgetränke. Und doch herrscht

von Anfang an allgemeine Fröhlichkeit mit lustigen Neckereien, Scherz und Spiel.

Als Walther Fry-König wurde, fragte ihn ein Freund, was er mit der Million machen werde, die er während seiner Amtsdauer jährlich aus dem Fry-Vermögen erhalte. Er erwiderte ungefähr folgendes:

„Ich bin weder ein Verschwender noch ein Knicker. Solange ich dieses fürstliche Haus bewohne, werde ich auch wie ein Fürst leben. Da ich aber viele Ausgaben nicht habe, die sich die meisten Fürsten, ja viele reiche Privatleute machen, keinen Troß von Lakaien habe, keine Menge von Wagen und Pferden, keine Mehrzahl von Schlössern, keine kostspielige Jacht oder sonstige ebenso teuere, wie für das Glück entbehrliche Liebhabereien, so werde ich nach den vier Jahren eine hübsche Summe übrig behalten, die, zusammen mit meinem bisherigen Vermögen, ein paar Millionen ausmachen wird, so daß ich weiter als reicher Mann leben kann. Das will ich, und das will auch Fry. Denn ich behalte ja den Titel Fry-König und die damit verbundenen Pflichten. Vieles, was man für die Kultur tun möchte, kann man nur als unabhängiger und vermögender Mann. In unserer Zeit gibt nun einmal noch immer das Geld die meiste Macht.

Meinen Kindern habe ich das beste Kapital in ihrer Erziehung gegeben. Für den Fall, daß es nötig sein sollte, werde ich ihnen so viel hinterlassen, wie sie zu ihrer Unabhängigkeit brauchen, den Rest vermache ich dem Kulturreich."

Deutsche Kulturzeitung.

Zur Feier des Geburtstages Richard Frys hat der Berliner Fry-König Dr Günther im Fry-Palaste ein glänzendes Fest

gegeben, zu dem die Fry-Fürsten und -Grafen seines Bezirkes erschienen waren. Auch der Deutsche Kaiser und die meisten Staatssekretäre und Minister waren der Einladung gefolgt.

Bei der Tafel begrüßte Dr Günther den Kaiser mit folgender Ansprache:

„Eure Majestät bitte ich, meinen und der Vertreter des Kulturreiches herzlichen Dank für Ihr Erscheinen bei dieser Feier entgegennehmen zu wollen. Eure Majestät haben von den europäischen Monarchen als einer der ersten die Bedeutung der Bestrebungen Richard Frys erkannt und sie den mancherlei Gegenströmungen zum Trotz mit mächtiger Hand geschützt und gefördert. Nicht zum wenigsten verdankt das Kulturreich seine kräftige Entwicklung den erfolgreichen Bemühungen Eurer Majestät, den Frieden unter den Staaten Europas aufrecht zu erhalten. Als wahrer Fürst nicht nur des Geblütes, sondern auch edelen Menschentums haben Eure Majestät die ererbte Krone mit jedem Tage neu verdient, in unablässiger Sorge für das Beste unseres Vaterlandes, glücklich, Ihr Volk freier und freier machen zu können und die Kultur über die Mächte der Beschränktheit und des Eigennutzes triumphieren zu lassen. Die Worte Eurer Majestät: „Ich will aufrechte Männer um mich sehen, die mir freien Mutes die Wahrheit sagen," sind auf dem ganzen Erdkreis besprochen worden, nicht bloß, weil sie leider so selten aus dem Munde der staatlichen Fürsten kommen, sondern weil man weiß, daß Eure Majestät auch danach handeln. So betrachten wir denn Eure Majestät mit Stolz als einen der Unseren und blicken in dankbarer Verehrung zu Ihnen auf. Und alle deutschen Kulturfreunde stimmen mit mir ein in den Ruf: Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König von Preußen, lebe hoch, hoch, hoch!"

Die Antwort des Kaisers lautete:

„Mein lieber Dr Günther, ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Worte.

So oft ich in diesem schönen Hause, das echtes Kulturstreben zu einer Residenz des Geistes geweiht hat, erscheinen durfte, habe ich mich wohlgefühlt unter Männern, deren große und freie Persönlichkeit nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz gefangen nimmt, die ich schätze, auch wo ich ihre Ansichten nicht teilen kann. Wenn mir etwas von den Lehren Frys und seiner Anhänger von Anfang an gefallen hat, so ist es der stete Hinweis auf die Verschiedenheit der Menschen, ohne die es keine Kultur gäbe und ohne deren ins Gefühl übergegangene Beachtung keine persönliche Kultur, keine wahre Bildung möglich ist. Die Geschichte wird die Gründung Frys einst zu den bedeutendsten Taten des menschlichen Geistes rechnen, von ihr aus vielleicht einen neuen Kulturabschnitt beginnen lassen, und ich schätze mich glücklich, daß meine Regierungszeit damit gesegnet wird. Ich hielt es deshalb für eine freudige Pflicht, zu dieser Feier zu kommen, um an der Ehrung teilzunehmen; die Herr Fry in so reichem Maße verdient. Sie alle, die Sie sich seiner Sache gewidmet haben, beglückwünsche ich zu diesem Manne und sage Ihnen für Ihr fruchtbares Wirken meinen Kaiserlichen Dank.

Es ist nicht immer leicht für die Fürsten, geeignete und würdige Ratgeber zu finden. Strebertum und Klüngelwirtschaft drängen sich in ihre Nähe, und geschickte Heuchelei kann auch den klarsten Blick eine Zeitlang blenden. Das Schlimmste ist das selbstsüchtige Interesse, das die meisten für sich und ihre Familien verfolgen, bis hinauf zu den höchsten Stellen der Regierung. Da ist es ein wirkliches Verdienst

des Fry'schen Kulturwerkes, daß es Menschen ans Licht bringt, die, wirtschaftlich und geistig, unabhängig, mit ihrer ganzen Persönlichkeit dem allgemeinen Wohle dienen, und ich freue mich, sagen zu können, daß ich mit den Männern, die ich aus Ihren Kreisen in Staatsämter berufen habe, die besten Erfahrungen gemacht habe. Und wenn auch die Kulturpartei immer mehr Sitze in den Parlamenten erobert, dann wird es eine Lust sein, zu regieren. Sorgen Sie also weiter für freie Menschen!

Ich selbst verspreche Ihnen, lieber Dr Günther, daß ich das Werk Richard Frys nach Kräften unterstützen werde. Die Männer, die Ihren Grad des Kulturadels einnehmen, sind an ihrer Stelle, was die Exzellenzen des Staates und die Eminenzen der Kirche innerhalb ihrer Verbände sind, ja, sie leuchten über sie hinaus, weil sie ihren Rang nicht nur einer besonderen Amtstüchtigkeit verdanken, sondern den Vorzügen ihrer ganzen Persönlichkeit. Das möchte ich auch äußerlich erkennbar machen, und um die Verschiedenheit der drei Reiche hervortreten zu lassen, einen neuen Titel schaffen.

Ich bestimme deshalb, daß die sogenannten Fry-Könige den Titel Eluzenz erhalten und an meinem Hofe den Rang einnehmen, der den Kardinälen an den katholischen Höfen eingeräumt ist.

Ich freue mich, Eure Eluzenz zuerst damit begrüßen zu können. Seine Eluzenz, Dr. Günther, lebe hoch, hoch, hoch!"

Deutsche Kulturzeitung.

Eduard Werthner.

Der Philosoph, der durch seine Grobheit und Menschen-

verachtung nicht minder bekannt geworden ist als durch seine gelehrten Werke, hat dem „Unsinn des Lebens" für immer den Rücken gewandt. Nicht gern. Auf seinem Krankenbette sprach er noch von dem Plane zu einem neuen Werke; seine siebzig Jahre trage er ja nur äußerlich, nach seiner Genesung würde er sich wieder als Fünfziger fühlen.

Das Kulturreich erleidet in dieser Persönlichkeit einen großen Verlust. Denn er gehörte zu uns, obwohl er nie Mitglied eines Kulturvereins war. Nach Begründung unserer Organisation bedauerte er Richard Fry als einen Idealisten, der sein schönes Geld in einen Sumpf werfen wolle. In seinen Schriften konnte er sich nicht genug darin tun, die Menschen in ihrer Mehrheit als dumm und schlecht zu geißeln, als unwürdig jeder Bemühung, ihr Los auf Erden zu bessern. Mancher seiner Aufsätze war nichts als ein Fluch auf die Menschheit, die in jahrtausendelanger Entwicklung kaum über die Tierheit hinausgekommen sei.

Als er seine Professur niedergelegt hatte, nahm er in den bekannten Feuilletons in der „Freien Presse" nicht nur zu den großen „Fällen" Stellung, die gerade die Öffentlichkeit beschäftigten, sondern knüpfte auch oft an eine der häufigen kleinen Nachrichten aus dem alltäglichen Leben an, die von Torheiten oder Gemeinheiten der Menschen Zeugnis gaben. Wenn er irgend eine Zeitungsnummer herausgriff und zusammenstellte, was sie vom Leitartikel bis zur letzten Geschäftsanzeige an großen Verbrechen und kleinen Vergehen, an Schmutz im politischen und gesellschaftlichen Leben, an Roheit, Eitelkeit und Kleinlichkeit enthielt, so war jeder Kulturfreund erschüttert und mußte dem Verfasser recht geben, wenn er immer wieder auf die jämmerlichen Schwächen der Menschen hinwies, zu denen nicht am wenigsten ihr kurzes Gedächtnis gehört.

Sie mögen neunundneunzigmal dasselbe gelesen oder gehört haben, in einem ähnlichen Falle handeln sie genau so, als wenn es nicht die hundertste, sondern die erste Erfahrung wäre. Die Gelehrten erforschen die Geschichte der Völker, aber Könige, Minister und Volksvertreter lernen nichts daraus. Die Zeitungen schreiben auf der einen Seite von den bedauerlichen Widerständen, die eine endlich durchgedrungene Idee früher bei den kurzsichtigen Zeitgenossen gefunden hat, und bekämpfen auf einer andern Seite genau so kurzsichtig und töricht eine neue Idee. Die Philister schimpfen über die Rückständigkeiten des Lebens und machen sich über die Toren lustig, die sich um den Fortschritt bemühen. Der Reiche gaunert, um noch mehr Geld zu haben, der Arme stiehlt, um ein paar Groschen mehr in der Kneipe ausgeben zu können. Überall legte Werthner die Erbärmlichkeit der menschlichen Natur bloß und wies nach, daß die Masse erbärmlich bleiben würde, auch wenn alle körperliche Not von der Erde verschwunden wäre. Wie recht er hatte, wissen alle, die Frys Gedanken richtig verstanden haben.

Werthner selbst hat sie später anders beurteilt als zuerst. Seine große Verachtung der Menschen stammte ja aus einem Herzen voll Sehnsucht nach dem Menschen, und als er sah, daß Fry nichts anderes wollte, als die wenigen zusammenzuschließen, die nicht zur Masse gehören, um ihnen die Herrschaft über das Leben zu verschaffen, als er sah, daß sich wirklich Menschen fanden, die nicht nur mit schönen Worten, sondern durch ihr lebendiges Beispiel für Freiheit und Reinheit zeugten, da gab er zu, daß Fry mit seinem Gelde eine fruchtbare Saat gelegt habe. Er sprach es zuletzt aus, als der Berliner Fry-Fürst Walther den Geheimen Kommerzienrat Finkelsand zwang, den Wünschen seiner Angestellten

nach einer menschenwürdigen Behandlung Rechnung zu tragen.

Über solche Taten freute er sich jedesmal, und mehr als einmal hat er erklärt, wenn er jünger wäre, hätte er auch Fry-Fürst sein mögen, um zu zeigen, was eine freie und starke Persönlichkeit in hoher gesellschaftlicher Stellung mit der „Menschenbande" machen könne.

Er hat es auch so bewiesen, und darin zeigt sich der große Segen der Fry-Fürsten-Stellen, daß sie weit über den Kreis der Persönlichkeiten hinauswirken, die eine solche Stelle gerade inne haben. Sie sind wie Magneten, die aus der bunt gemischten Masse von allerlei Stoffen die Eisenstücke herausziehen.

Werthner war nicht der einzige Mann, der ohne an dem Leben des Kulturbandes im engeren Sinne teilzunehmen, durch das Beispiel der Fry-Fürsten angeregt, durch die Macht der hinter ihnen stehenden Organisation gestärkt, ganz anders aus sich heraustrat, als es vorher möglich oder üblich war.

Unser Philosoph war sein Leben lang ein Einspänner, wie er ja auch als Junggeselle gestorben ist. Und so wenig die Tatsache, daß es Junggesellen gibt (und zwar nicht nur aus Not, sondern auch aus Neigung), die Ehe unmöglich macht, so wenig haben die recht behalten, die beim ersten Bekanntwerden der Pläne Frys geweissagt haben, er würde seine Absichten nie erreichen, weil die geistig bedeutenden Männer in der Regel Einspänner seien, sich nicht einer Organisation anschließen würden, in der sie neben Menschen von gleicher oder gar höherer Bedeutung stehen müßten. Sie haben nicht bedacht, daß die Menschen verschieden sind, nicht bedacht, daß viele nicht Einspänner geworden wären, wenn sie recht-

zeitig den Anschluß gefunden hätten, der ihrer Persönlichkeit erst die richtige Entfaltung ermöglicht.

Ein Mensch, der nicht durch Enttäuschungen verbittert ist, zieht sich nicht auf sein eigenes Selbst zurück. Und wer so kleinlich ist, so eitel und eingebildet, daß er keinen Menschen neben oder über sich anerkennen mag, wie wir ja schmähliche Beispiele von Zänkereien unter Trägern berühmter Namen auf allen Gebieten des geistigen Wirkens erlebt haben, der paßt nicht ins Kulturreich, das ja kein Reich der bloßen Intelligenz, des Talentes oder Genies ist, sondern ein Reich des Charakters, der freien und edlen Persönlichkeit. Diese aber ist für die Kultur wichtiger als die bloße geistige Größe im übrigen recht kleiner Menschen.

Der Diogenes Werthner hat seine Laterne ausgelöscht, als die Sonne Frys die Menschen, die er suchte, ans Licht brachte.

VII.

Eine Kultursteuer

Wahrheit und Recht.

Eine Kultursteuer.

Die Stiftung, die Richard Fry mit seinem Vermögen für Kulturzwecke gemacht hat, ist, wie wir rückhaltlos anerkennen, gut gemeint und hat auch ohne Zweifel viel segensreiche Folgen gehabt. Der jüdische Geist, den wir zuerst in seinen geschäftlichen Gründungen vermuteten, ist nicht zum Durchbruch gekommen; vielmehr scheint bei Fry und seinen Hauptmitarbeitern ein echt germanischer Idealismus vorzuwalten, der leider seine kosmopolitische Schwäche hat. Immerhin können wir von Fry und seinem Werke viel lernen, und wir können, wenn wir die richtigen Schlüsse daraus ziehen, großen Nutzen daraus für unser Vaterland gewinnen.

Wie steht es jetzt? Ein Riesenvermögen mit immer wachsenden Einnahmen, nicht nur aus großen wirtschaftlichen Unternehmungen, sondern auch aus freiwilligen Zuwendungen aller Art, wird von einem international zusammengesetzten Rate von fünfzig „Fry-Königen" für internationale Zwecke verwaltet und verwendet. Die Zuwendungen daraus werden unter die einzelnen Staaten nicht nach ihrer politischen Bedeutung, nicht nach ihrer Größe oder Bevölkerungszahl verteilt, sondern nach dem sogenannten Kulturbedürfnis. Also je höher die Kultur in einem Lande ist, umso weniger Unterstützung erhält es, je weniger entwickelt ein Land ist, umsomehr Geld wird ihm zugewendet. Und es handelt sich nicht nur um Geld, sondern vor allem auch um die Frei-

machung und Heranzüchtung wertvoller Persönlichkeiten, die ihr Land vorwärts bringen können. Vergleichen wir Deutschland mit Rußland, so ist es klar, daß entsprechend dem Unterschiede in der Kultur das tiefer stehende Rußland mehr von dem Werke Frys hat als Deutschland und so zum Nachteile Deutschland in seiner Entwicklung bestärkt wird. Wenn nun auch noch Frankreich, das zwar in der Kultur Rußland überlegen ist, aber doch noch immer hinter Deutschland zurücksteht, wie im allgemeinen der welsche Geist hinter dem germanischen, — wenn nun auch noch Frankreich zum Nachteile Deutschlands entwickelt und gekräftigt wird, so ist das Werk Frys trotz seiner besten Absichten eine Gefahr für uns, wenn nicht rechtzeitig für einen Ausgleich gesorgt wird.

Wir schlagen deshalb die Einführung einer Kultursteuer vor, ob auf dem Wege der Reichsgesetzgebung oder durch die einzelnen Bundesstaaten, wird von taktischen Erwägungen abhängen.

Eine Zentralbehörde erhält die Eingänge zur Verwendung nach dem Muster Frys. Es werden nationalistische Vereine gebildet, deren Vorsitzende ein staatlich anerkanntes Abzeichen erhalten, das mit Stolz getragen werden und zur Hebung des völkischen Gedankens dienen wird. Aus den Vorsitzenden ersten Grades werden die des zweiten Grades mit entsprechend höherem Abzeichen gewählt, und so weiter bis zu einer Auswahl von etwa 20 Personen, die als Geheimräte der Kultur-Zentralbehörde den höchsten Grad einnehmen. Vom zweiten oder dritten Grade ab erhalten die amtierenden Inhaber ein angemessenes Gehalt.

Die Kultursteuer wird in der Hauptsache dazu verwendet, Persönlichkeiten heranzuziehen und auszubilden, die in

Treue zu Thron und Altar olle Kräfte für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes einsetzen.

So schaffen wir ein kräftiges Gegengewicht gegen alle internationalen Bestrebungen und bilden im Laufe der Zeit eine Schaar von Rittern des Deutschtums heran, die uns von unschätzbarem Werte sein können, eine auf breitester Grundlage beruhende Aristokratie deutschen Blutes und deutschen Geistes.

Da die Steuer dem ganzen deutschen Volke zugutekommen würde, müßte auch jedermann dazu beitragen. Wenn eine Mark auf den Kopf der Bevölkerung entfiele, so ergebe das schon siebzig Millionen Mark in jedem Jahre; sie kann aber viel, viel mehr einbringen, wenn die Wohlhabenden und die Reichen nach Gebühr herangezogen würden. Von einem mittleren Vermögen ab muß die Steuer in starker Progression steigen. Wollte man sich nur an den idealen Sinn des Volkes wenden, um durch freiwillige Spenden ein Vermögen zusammenzubringen, so würde es zu klein ausfallen. Für unsern Zweck sind aber sehr große Summen nötig. Nur durch Zwang kann man die große Menge derer, die aus Eigennutz oder Gleichgültigkeit nichts tun, dahin bringen, der Allgemeinheit zuzuwenden, was sie ohne Beeinträchtigung ihres Lebensgenusses entbehren können.

Wir hoffen, daß der Herr Reichskanzler unserer Anregung recht bald Folge geben wird.

Preußische Post.

Die Ausführungen von „Wahrheit und Recht" über eine Kultursteuer verdienen die ernsteste Beachtung. Was

man mit einem großen Vermögen und einer zweckmäßigen Organisation für die Heranbildung tüchtiger Menschen leisten kann, hat Richard Fry bewiesen. Ohne Zweifel schlummern in unserm Volke noch viele Kräfte, die, in der richtigen Weise frei gemacht, dem Vaterlande große Dienste leisten könnten. Und ebenso zweifellos steht es fest, daß unser Nationalvermögen groß genug ist, um eine gerecht verteilte Kultursteuer tragen zu können. Es werden jetzt schon recht erhebliche Summen für allerlei nationale Zwecke freiwillig aufgebracht, aber es ist hier so wie mit der ganzen privaten Wohltätigkeit vor Fry: das Beste geht in der Zersplitterung verloren. Es ist ein großes Verdienst Richard Frys, den rechten Weg gewiesen zu haben, Vermögen und geistige Kraft fruchtbar zu machen.

Wo es sich um das Allgemeinwohl handelt und die einzelnen nichts ausrichten können, muß der Staat eingreifen. Eine Zentralstelle für deutsche Kulturzwecke würde sich schon deshalb empfehlen, um das Geld, das jetzt freiwillig aufgewendet wird, zu sammeln und einheitlich am zweckmäßigsten zu verwerten. Sicherlich würden die Spenden dann auch reichlicher fließen. Um nun auch wirklich etwas Größeres zu leisten, müßten auch die herangezogen werden, die freiwillig nichts geben, obwohl sie in der Lage dazu sind. Bei den immer mehr um sich greifenden internationalen Bestrebungen kann nicht kräftig genug darauf hingearbeitet werden, Deutschland in seiner Unabhängigkeit und Größe zu erhalten und zu stärken. Ein starkes Deutschland ist die beste Garantie für den Frieden und die Wohlfahrt des Volkes.

Katholische Volkszeitung.

Die von „Wahrheit und Recht" angeregte Kulturstueer

würde unsern vollen Beifall finden, wenn dabei die Rücksicht auf die katholischen Mitbürger in jeder Hinsicht gewahrt würde. Leider ist ja noch immer nicht bei der Besetzung der höheren Ämter im Reiche und in Preußen der Parität Rechnung getragen. Ferner sind unsere berechtigten Forderungen betreffend die Aufsicht der Kirche über die Schule, Einrichtung von katholischen Fakultäten an den Universitäten usw. noch immer unerfüllt.

Trotzdem man uns ultramontan nennt, sind wir treue Deutsche, und wir würden es daher freudig begrüßen, wenn durch eine Kultursteuer dem Deutschtum genützt werden könnte. Nach den Ideen von „Wahrheit und Recht" glauben wir aber, daß es nur auf eine stärkere Pflege des Hurrapatriotismus und des Chauvinismus hinauslaufen würde. Wir könnten eine neue Klasse von Patrioten entstehen sehen, die im gesamten Staatsleben so bevorzugt würden, wie jetzt das Militär gegenüber dem Zivil. Mit dem nationalistischen Abzeichen würde sich jeder mindestens wie ein Leutnant vorkommen; ohne kriegerischen Geist können sich ja die meisten nationales Gefühl nicht vorstellen. Diese Anschauung aber durch eine besondere Förderung zu verstärken, scheint uns mindestens bedenklich. Viel wichtiger ist eine kräftige Pflege der Religion. Die Kirche predigt Treue gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit, und ein frommer Christ ist von selbst ein guter Patriot.

Wenn demnach dafür gesorgt würde, daß die Kultursteuer in der Hauptsache für bessere religiöse Erziehung des Volkes verwendet würde, so ließe sich darüber reden.

Der Sozialdemokrat.

Die von „Wahrheit und Recht" vorgeschlagene Kultur-

steuer soll dem ganzen Volke zugute kommen und deshalb auch vom ganzen Volke getragen werden. Also neue Lasten auf die Schultern der Armen!

Für wen? Für die regierende Klasse, die durch Zuführung besonders tüchtiger Menschen verstärkt werden soll. Neben dem Geburtsadel soll ein Orden der „Ritter des Deutschtums" gegründet werden, der möglichst jede internationale Bestrebung unterdrücken soll. Daß natürlich in erster Reihe die internationale Bewegung der Sozialdemokratie gemeint ist, ergibt sich von selbst, wenn Blätter wie die „Preußische Post" dafür eintreten, auch wenn sie es nicht ausdrücklich erwähnen.

Der Gedanke ist, vom Standpunkt der herrschenden Klassen aus, recht klug. Wenn jährlich ein paar hundert Millionen Mark dafür verwendet werden, begabte Kinder auf Staatskosten zu gesinnungstüchtigen Menschen zu erziehen und sie in einflußreiche Stellungen zu bringen, daneben alle die Unternehmungen zu unterstützen, welche für Thron und Altar gegen die vaterlandslosen Gesellen kämpfen, so kann in der Tat die Macht des Staates erheblich gestärkt werden.

Kämen wirklich tüchtige Menschen in die höheren Staatsstellen und nicht bloß Leute, deren Verdienst lediglich in einem alten Namen oder in einem reichen Vater besteht, so könnte die Sozialdemokratie schon deshalb geschwächt werden, weil dann manche der Dummheiten der Regierung unterbleiben würde, die uns bisher am meisten genützt haben, ja vielleicht würde durch sie unsere ganze Partei überflüssig gemacht werden, weil sie dafür sorgen würden, daß unsere Wünsche erfüllt werden. Aber man wird sich hüten, freie Geister unabhängig zu machen. Die besten „Ritter des Deutschtums" werden diejenigen sein, die am lautesten Hurra schreien, sich am tiefsten vor den Gesalbten des Herrn verneigen können. Solche

Kreaturen haben wir aber schon genug, wir brauchen sie nicht noch in verstärktem Maße zu züchten. Wir verbitten uns daher energisch diese sogenannte Kultursteuer. Selbst wenn sie nur von den besitzenden Klassen getragen werden sollte, würden wir sie für schädlich halten.

Freie Presse.

Die von einer antisemitischen Zeitung vorgeschlagene Kultursteuer wird anscheinend auf konservativer und klerikaler Seite ernst genommen. Es ist schwer, keine Satire darüber zu schreiben. Die Herren, die Vaterlandsliebe und Deutschtum in Erbpacht genommen haben, glauben, dem sich immer mehr entwickelnden europäischen Geiste Zügel anlegen zu müssen. Sie sagen Kultur und meinen Chauvinismus, das gerade Gegenteil der Kultur. Wenn man Prämien auf besonders tüchtige nationale Gesinnung setzen will, wenn man durch Auszeichnungen und gute Bezahlung zur Arbeit für die Stärkung des Deutschtums anlocken will, dann muß es um den vaterländischen Geist des deutschen Volkes schlecht bestellt sein.

Wie stellt man sich wohl die zu gründenden nationalistischen Vereine in der Wirklichkeit vor? Jeder anständige Bürger müßte schon deshalb Mitglied sein, weil er sonst des Mangels an patriotischer Gesinnung bezichtigt, zu einem Bürger zweiter Klasse gestempelt werden würde. Heuchelei und Strebertum würden recht gedeihlich wachsen. Das große Wort würden die nationalen Helden führen, welche die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf sich lenken möchten; die vornehmeren Naturen würden sich still zurückhalten. Die Vaterlandsliebe ist eine Liebe wie

jede andere; sie kann nicht erzwungen werden, sie betätigt sich freiwillig und prostituiert sich nicht.

Dennoch steckt in dem Grundgedanken der Steuer ein gesunder Kern. Je mehr in einem Staate die wertvollen Menschen Gelegenheit haben, sich zu entfalten und an einflußreiche Stellen zu kommen, um so besser für den Staat und das Volk. Nicht der Staat ist der mächtigste, der die meisten Soldaten hat, sondern der in der Beamtenschaft und im Volke die meisten tüchtigen Menschen hat. Eine Steuer, die dazu dienen würde, ohne Rücksicht auf Namen, Glauben, politische Gesinnung, hervorragend tüchtige Menschen frei zu machen und hoch zu bringen, das Feld zu ebnen für ein wirklich freies Spiel der Kräfte, eine solche Steuer könnte in der Tat von großem Nutzen sein. Sie könnte zu einem friedlichen Wettbewerb der Nationen führen, zu einem geistigen Wettrüsten, das dem unsinnigen Kriegsrüsten mit den besten Panzern und den besten Kanonen unendlich weit überlegen wäre. Man stelle sich vor, Deutschland könnte von seinen Ausgaben für Rüstungszwecke jährlich eine Milliarde Mark streichen und das Geld für eine planmäßige Kultur wertvoller Menschen anlegen. Rechnet man nur, daß unter tausend Menschen immer einer ist, der unter den jetzigen Verhältnissen ungenützt verkümmert, und der es reichlich lohnen würde, wenn er an die richtige Stelle gebracht würde, so gäbe das bei der jetzigen Bevölkerung Deutschlands 70000 Menschen, die freigemacht werden könnten und müßten. Von der Milliarde ständen also für jeden von ihnen alljährlich rund 14000 Mark im Durchschnitt zur Verfügung. Wie vielen wäre aber schon geholfen, wenn ihnen nur ein einziges Mal ein solcher Betrag zugewendet werden würde, wieviel bliebe also für allgemeine Kultur- und Wohlfahrtspflege noch übrig!

Das wären wirklich produktive Ausgaben, denen gegenüber die Unproduktivität und Schädlichkeit der Kriegsrüstungen greifbar deutlich hervortritt. Freilich, solange ein Volk noch mit einigermaßen begründeter Furcht damit rechnen muß, bei Einstellung der Rüstungen von seinem guten Nachbar überrannt zu werden, solange wird es auch die Versicherungsprämie gegen einen unglücklichen Krieg bezahlen müssen und unter dieser Last die Kultur leiden lassen.

Deutsche Kulturzeitung.

„Wahrheit und Recht" hat mit ihrem Vorschlage einer Kultursteuer dem Werke Richard Frys die größte Anerkennung gezollt. Man ahmt nur nach, was man für gut hält. Allein wer nur die Äußerlichkeiten nachmachen will, den hinter ihnen lebenden Geist aber nicht erfaßt, der wird nicht weit kommen.

Die Kultur ist weder international noch national, sondern menschlich. Da der Mensch aber ein Gesellschaftswesen ist, so kommt es sehr darauf an, in welcher Gemeinschaft er lebt, und von welcher er sich abschließt. Das Volk, zu dem er gehört, ist das Erdreich, in dem er wurzelt, und je fester er seine Wurzeln schlägt, je nahrhafter der Boden ist, um so bessere Früchte wird er tragen. Aber Wind und Regen und Sonne hat nicht jeder Boden für sich besonders. Auch über den Völkern spannt sich ein gemeinsamer Himmel, der sich nicht in Stücke teilen läßt, die voneinander unabhängig sind. Von der Familie angefangen, wirken immer größere Zusammenhänge auf den Menschen, und je reicher seine Natur ist, um so weniger kann er sich abschließen, um so mehr braucht er die Berührung mit allen für seine eigenen Bedürfnisse. So wenig jemand nur Mensch sein kann, so wenig kann er nur Deutscher oder

nur international sein, und die einseitige Pflege der einen oder der anderen Eigenschaft schadet dem Einzelnen wie der Gemeinschaft. Die Kräfte der meisten Menschen betätigen und erschöpfen sich nur in einem kleinen Bezirk; derer, die auf ihr ganzes Volk und darüber hinaus wirken, gibt es nur wenige. Daraus folgt von selbst, daß das Schwergewicht aller Kultur in der engeren Volksgemeinschaft ruht, und daß innerhalb dieser das Leben um so reicher und fruchtbarer ist, je freier die Einzelnen ihre Gaben entwickeln können. Eine planmäßige Förderung der Persönlichkeit muß also mit dem Menschen als solchem, in der Allgemeinheit seiner Eigenschaften, beginnen nnd ihn nicht auf die Pflege von Einseitigkeiten beschränken, sondern frei machen zur Entwicklung seiner ganzen Persönlichkeit.

Das ist der Grundgedanke des Fry'schen Kulturreichs. Will man ihm durch eine Kultursteuer noch wirksamer zum Durchbruch helfen, so sind wir die ersten, die es dankbar begrüßen und alle unsere Kräfte dafür einsetzen würden. Aber man schaffe keine staatliche Kulturbehörde. Der Staat soll nur die ihm verliehenen Machtmittel anwenden, um die Steuer aufzubringen; ihre Verwertung darf nicht staatlichen Organen überlassen werden, sondern nur freien Menschen, die keine andere Rücksicht kennen als die auf die Kultur. Die gegebenen Personen dafür sind die Fry-Fürsten. Man lasse die Eingänge der Steuer in die Fonds der deutschen Fry-Könige fließen, mit der Auflage, daß sie nur für deutsche Reichsangehörige verwendet werden dürfen. Damit würde man den Anteil verstärken, den Deutschland an dem Vermögen des Kulturreiches hat, und Deutschland würde dadurch allen anderen Völkern in der Kulturpflege und in der Kräftigung seines eigenen Volkstums überlegen sein.

VIII.

Der Bibelchrist

Gerichts-Zeitung.

Heute begann unter dem Vorsitz des Landgerichts-Direktors Lettenau vor dem Schwurgerichte die Verhandlung gegen den Schuhmacher Johannes Melcher aus Prenzlau wegen Mordversuchs gegen Herrn Richard Fry. Der Andrang des Publikums war außergewöhnlich groß.

Wie bekannt, erregte es großes Aufsehen in ganz Europa, als vor einem halben Jahre Richard Fry bei einem vorübergehenden Aufenthalte in Berlin Gegenstand eines Mordanschlags wurde. Als er eines Abends das Hotel verließ, gab der Angeklagte zwei Schüsse auf ihn ab, von denen einer ihn am linken Arme verwundete. Der Angeklagte wurde, ehe er weiteres Unheil anrichten konnte, überwältigt und verhaftet. Man glaubte, es mit einem Geisteskranken zu tun zu haben, da er erklärte, daß er auf Befehl Gottes Richard Fry habe töten wollen. Die Untersuchung seines Geisteszustandes ergab aber keinen die Strafbarkeit ausschließenden Grund, und so wurde die Anklage wegen Mordversuchs erhoben.

Vorsitzender: Angeklagter, Sie heißen Johannes Melcher, sind 52 Jahre alt, bisher unbestraft?

Angeklagter: Ja.

Vorsitzender: Ihre Religion?

Angeklagter: Ich bin Bibelchrist.

Vorsitzender: Was heißt das?

Angeklagter: Christus sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Und die Wahrheit ist das Wort der Bibel, von dem Johannes sagt: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Die Christen, die nicht nach der Bibel leben, sind keine Christen. Von ihnen gilt, was im letzten Kapitel der Bibel steht: So jemand dazusetzet, so wird Gott zusetzen auf ihn die Plagen, die in diesem Buche geschrieben stehen, und so jemand davontut von den Worten des Buches dieser Weissagung, so wird Gott abtun sein Teil vom Holze des Lebens.

Vorsitzender: Sie glauben also nur das, was in der Bibel steht, und so, wie Sie es sich zurecht legen?

Angeklagter: Der Psalmist sagt: Das Gesetz des Herrn ist vollkommen und erquickt die Seele, das Zeugnis des Herrn ist gewiß und macht die Unverständigen weise. Und Christus sagt: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Vorsitzender: Wenn Sie so fest in der Bibel sind, so wissen Sie doch auch, daß Gott gesagt hat: Du sollst nicht töten!

Angeklagter: Wer wider Gottes Verbot tötet, der sündigt. So aber jemand auf Gottes Geheiß tötet, so erfüllt er den Willen des Herrn, der da spricht: Ich kann töten und lebendig machen, ich kann schlagen und kann heilen.

Vorsitzender: Sie wollen also sagen, daß Sie auf Gottes Geheiß handelten? Erzählen Sie, wie Sie dazu gekommen sind.

Angeklagter: Ich las in der Zeitung, daß Richard

Fry in Berlin wäre, dieser Gotteslästerer und Volksverderber. Denn er hat gesagt, es sei nicht wahr, daß der liebe Gott den Menschen Not und Elend schickt, weil er sonst kein allmächtiger, kein allgütiger und kein gerechter Gott wäre. Und die größte Sünde wäre nicht der Unglaube, sondern die Dummheit der Menschen, die mehr für das Leben nach dem Tode sorgten, als für ein glückliches Leben auf Erden. Und er leugnet, daß Gott die Menschen alle gleich geschaffen hat, und er sagt, die Menschen haben sich ihren Gott geschaffen und jeder Mensch einen andern Gott, weil alle Menschen verschieden wären. Und noch mehr solch sündhaftes und frevelhaftes Gerede.

Und in der Nacht darauf erschien mir Gott der Herr im Traum. Ich stand vor einem hohen Berge, und mir war es, als wenn es der Berg Sinai wäre, und aus einer flammenden Wolke tönte eine Stimme zu mir: Ich bin der Herr dein Gott und habe Wohlgefallen an deinem Glauben. Darum habe ich dich auserſehen zu meinem Werkzeuge. Gehe hin und töte Richard Fry, der gesagt hat, ich sei kein allgütiger und kein gerechter Gott.

Dann hörte ich Harfen spielen und die Engel lobsingen mit dem Psalm: Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusaget, das hält er gewiß. Er liebet Gerechtigkeit und Gericht. Die Erde ist voll der Güte des Herrn.

Und als ich erwachte, hörte ich noch den Psalm in meinem Ohr, und um mich zu überzeugen, daß wirklich Gott zu mir gesprochen hatte, machte ich die Bibelprobe. Bei geschlossenen Augen öffnete ich die Bibel und legte den Zeigefinger der rechten Hand dorthin, wohin der Geist mich trieb. Und siehe, mein Finger wies auf die Worte im zweiten Buche Samuelis:

Tötet ihn, daß ihr euch nicht fürchtet, denn ich hab's euch geheißen; seid getrost und frisch dran.

Nun wußte ich, daß der Herr wahr und wahrhaftig zu mir gesprochen hatte, und wie er mir geheißen, machte ich mich getrost ans Werk. Ich fuhr nach Berlin, kaufte mir einen Revolver und ging in das Hotel, wo Richard Fry wohnte. Ich wollte ihn in seinem Zimmer töten, ihm aber erst sagen, daß ich als Werkzeug Gottes käme, weil er Gott gelästert habe, und weil er so groß in der Welt dasteht und so viele Menschen auf ihn hören, daß deshalb Gott ein Strafgericht an ihm vollziehen wolle, damit die Herrlichkeit seines Namens offenbar werde.

Ich wurde aber nicht vorgelassen. Ich wurde an einen Sekretär gewiesen, der mich fragte, was ich von Herrn Fry wollte. Und als ich antwortete, daß ich das nur Herrn Fry selber sagen könne, wurde mir gesagt, daß Herr Fry keine Zeit für mich habe. O, Torheit der Menschen, sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Augen und sehen nicht. Sie haben keine Zeit, wenn der Herr sie zum Hochzeitsmahl ladet, und wie die törichten Jungfrauen haben sie ihre Lampen, aber kein Öl, und sie denken nicht der Worte des Herrn, der da sagt: wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird. Und da ich Herrn Fry nicht sprechen konnte, so wartete ich vor dem Hotel, bis er ausging, und als ich ihn kommen sah, schoß ich auf ihn. Aber Gott der Herr sandte keine tödliche Kugel. Des Herrn Wege sind unerforschlich. Vielleicht wollte er nur meinen Gehorsam prüfen wie bei Abraham, als er seinen Sohn schlachten sollte. Der Name des Herrn sei gepriesen! Und weiter habe ich nichts zu sagen.

Vorsitzender: Sie geben also zu, daß Sie mit voller Überlegung Herrn Fry töten wollten?

Angeklagter: Ja, ich hatte doch den Auftrag dazu von Gott, dem Allgütigen und Gerechten.

Vorsitzender: Dachten Sie nicht daran, daß eine solche Tötung ein Mord sein würde, auf den das Gesetz die Todesstrafe setzt?

Angeklagter: Ja, aber Christus sagt: Wer sein Leben verlieret um meinet- und des Evangeliums willen, der wird's erhalten.

Vorsitzender: Das Gesetz ist doch aber von der rechtmäßigen Obrigkeit erlassen, und Sie wissen doch, es gibt keine Obrigkeit, sie sei denn von Gott.

Angeklagter: Wo Gott selbst spricht, haben die Menschen zu schweigen. Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. —

Darauf wurde in die Beweisaufnahme eingetreten. Die Zeugenvernehmung war, da der Angeklagte geständig war, nur kurz. Sie bestätigte die bereits bekannten Tatsachen.

Als Herr Fry aufgerufen wurde, ging eine Bewegung durch den Saal. Bei seinem Eintritt erhoben sich die Richter; die Geschworenen und die Zuhörer folgten ihrem Beispiel, eine Ehrung, wie sie wohl kaum zuvor je einem Privatmanne zuteil geworden ist. Herr Fry sagte folgendes aus:

„Ich habe beim Verlassen des Hotels auf dem Wege zu meinem Wagen kurz hintereinander zwei Schüsse gehört. Daß ich verwundet worden war, habe ich im ersten Augenblicke nicht gespürt. Die Kugel hat nur den linken Oberarm gestreift, ohne den Knochen zu berühren. Erst als ich in den Wagen steigen wollte, habe ich die Verwundung bemerkn und bin darauf umgekehrt, um mich verbinden zu lassen. Ich sah, wie man über den Angeklagten herfiel, um ihn zu

entwaffnen und festzunehmen. Wegen der großen Menschenansammlung, die sich inzwischen gebildet, konnte ich mit dem Angeklagten auf der Straße nicht sprechen. Ich ließ ihn deshalb in das Hotel führen und habe mich dort einige Zeit mit ihm unterhalten. Der Angeklagte hat mir seinen Traum erzählt und mir erklärt, weshalb er mich für einen bösen Gotteslästerer halte. Dabei machte er einen sehr ruhigen, gottergebenen Eindruck und zeigte weder das Gefühl eines Bedauerns über seine Tat noch einer Enttäuschung über das Mißlingen seines Plans. Ich habe durchaus den Eindruck gewonnen, daß der Angeklagte sich eins mit dem Gott seiner Bibel fühle, daß er in seinem kindlichen Glauben überzeugt gewesen ist, eine gute Tat zu vollbringen, und so reinen Herzens sei, wie man nur wünschen könne, daß es alle Menschen wären. Es würde mir herzlich leid tun, wenn der Angeklagte bestraft werden würde."

Die Leumundszeugen bekundeten, daß der Angeklagte ein sehr frommer und guter Mensch sei, arbeitsam und jedermann gern gefällig. So weit er Zeit habe, beschäftige er sich mit der Bibel, von der er auch oft und viel spreche. Er gilt bei seinen Bekannten als kluger und geschickter Mensch; keiner hat ihn bisher für geisteskrank gehalten, niemand hätte ihm je ein Verbrechen zugetraut.

Die Frau des Angeklagten sagte unter vielen Tränen folgendes aus:

„Mein Mann hat noch nie einem Menschen etwas zuleide getan. Wie er zu dieser Tat gekommen ist, kann ich mir nicht erklären. Mir ist nur aufgefallen, daß er in den letzten Tagen vor seiner Reise nach Berlin besonders heiter war, als wenn er eine große Freude erlebt hätte. Er sagte

mir wiederholt, Gott habe ihn vor vielen Menschen mit einer großen Gnade ausgezeichnet, und ich sollte doppelt eifrig beten, um dem Herrn zu danken, und ihn um seinen weiteren Schutz bitten. Weshalb er nach Berlin ging, sagte er mir nicht. Er sagte nur geheimnisvoll, er ginge zu einem Opferfest, um dem Herrn zu dienen, und dabei leuchteten seine Augen, daß ich ganz ergriffen war. Ich habe meinen Mann nie nach seinen Wegen gefragt und dachte, er wolle an irgend einem besonderen Gottesdienste teilnehmen. Hätte ich geahnt, was er vorhatte, so hätte ich ihn ja nicht gehen lassen. Ach, meine Herren Richter, seien Sie barmherzig und machen Sie uns nicht unglücklich! Wovon soll ich mit den Kindern leben, wenn mein Mann nicht mehr verdienen kann? Mein Mann hat ja nichts erspart, er hat immer alles, was wir nicht nötig brauchten, den Armen gegeben. Erbarmen Sie sich! Mein Mann ist doch kein Verbrecher!"

Hierauf kamen die Sachverständigen zu Worte.

Gerichtlicher Sachverständiger Prof. Dr Norden:

„Ich habe den Angeklagten während der Voruntersuchung sechs Wochen lang in der städtischen Irrenanstalt beobachtet und beobachten lassen. Wie er körperlich ein gesunder, normal gebauter Mensch ist, so macht er auch geistig einen durchaus normalen Eindruck, jedenfalls so lange nicht religiöses Gebiet berührt wird. Seine Intelligenz und Bildung überragen die des Durchschnitts seiner Standesgenossen, gehen aber doch nicht weit genug, um ihn vor seiner fehlerhaften Stellung zur Bibel zu bewahren. Die Bibel ist ihm das Wort Gottes im buchstäblichen Sinne. Ihre Widersprüche mit den Tatsachen der Natur sind für ihn keine Widersprüche. Für alles hat

er eine Erklärung, und liefe sie auch schließlich nur darauf hinaus, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei.

Unter Gott stellt er sich den patriarchalischen Vater vor, der für seine Kinder auf der Erde sorgt, sie in Versuchung führt, um ihren Gehorsam zu erproben, sie für ihre Sünden züchtigt und für ihre guten Taten belohnt. Das Verständnis dafür, daß das Bild des zürnenden, auf seine Ehre eifersüchtigen, blutgierigen und rachsüchtigen Jehova, wie es namentlich das alte Testament an vielen Stellen zeichnet, nur das Abbild eines orientalischen Stammeskönigs ist und mit der geläuterten Vorstellung des höchsten geistigen Wesens, selbst wenn man es sich als Persönlichkeit denken kann, unvereinbar ist; das Verständnis für die Roheit und den Unsinn, die darin liegen, daß ein allgütiger Gott, der gleichzeitig allwissend und allmächtig ist, den von ihm geschaffenen Menschen unsägliche Leiden zufügen könnte, dieses Verständnis fehlt dem Angeklagten vollständig. Das ist aber kein Zeichen einer Geisteskrankheit. Denn sonst müßten alle die Millionen und aber Millionen Menschen, die bisher an die Bibel als die höchste Offenbarung Gottes geglaubt haben und zum Teil noch glauben, zu den Geisteskranken zu rechnen sein.

Ich habe dem Angeklagten vorgehalten, daß Richard Fry zu den edelsten Menschen unserer Zeit gehört, der der Menschheit außerordentlich viel Gutes gebracht habe, der alle Schlechtigkeit bekämpfe und alles Edele freimachen wolle. Ein allwissender Gott müsse doch die Reinheit seines Willens kennen und sein Wohlgefallen an ihm haben. Was ihm in der Zeitung als Gotteslästerung nachgesagt worden sei, hätte er, der Angeklagte, mißverstanden; Fry erblicke vielmehr eine Gotteslästerung darin, daß die Menschen sich das höchste Wesen nach dem Muster ihrer Kleinheit ausmalten. Ich

habe mich bemüht, ihm dies seinem Fassungsvermögens entsprechend klar zu machen, und jeder Mensch seines Bildungsgrades hätte es verstanden, bei dem nicht wie bei ihm das folgerichtige Denken an den Stellen ausgeschaltet wird, wo der Glaube einsetzt. Immer wieder kam er mit Stellen der Bibel, als höherer Autorität als die Vernunft der Menschen. Wenn Gott wolle, daß zweimal zwei gleich fünf sei, so wäre es so.

Diese Art zu denken weicht offenbar von dem ab, was man im allgemeinen unter normalem Denken versteht; aber ist das eine krankhafte Abweichung im Sinne des Gesetzes?

Der Angeklagte hat eine sehr mangelhafte Erziehung gehabt und hat seit frühester Kindheit in Haus und Schule sich viel mit der Bibel beschäftigen müssen. Wäre ihm nicht zu einer Zeit, wo ihm das eigene Urteil noch fehlte, der Glaube an die Göttlichkeit der Bibel eingepflanzt worden, hätte er sie überhaupt nicht oder nur als irgend ein anderes von Menschen geschriebenes Buch kennen gelernt, so hätte sich sein Denken anders entwickelt. Sein Gehirn ist im physiologischen Sinne genau so gesund geblieben, wie es immer war, wie es bei der Unzahl geistig hochstehender Männer war, die auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft, des Staatslebens Hervorragendes geleistet haben, aber in Sachen des Glaubens so urteilslos und unvernünftig waren wie die Kinder oder die Wilden, kluge Männer, die Hexen verbrannten und ähnliche Scheußlichkeiten zur Ehre Gottes vollbrachten. Auch das Gehirn der Kinder und der Wilden ist gesund. Soweit sie strafrechtlich nicht für zurechnungsfähig gelten, sind andere Gründe maßgebend, als für den Angeklagten in Betracht kommen können.

Daß ein blinder Glaube, der sich allen Forderungen

der Vernunft und der Erfahrung entgegenstemmt, dieselben Wirkungen haben kann, wie ein echter Wahnsinn, ist unbestreitbar, aber weder der Glaube als solcher noch die von ihm verursachten Handlungen sind die Folgen einer krankhaften Störung im Sinne des Gesetzes. Jedenfalls nicht bei dem Angeklagten. Mein Gutachten geht dahin, daß er in vollem Maße für seine Tat verantwortlich ist.

Vorsitzender: Angeklagter, haben Sie etwas darauf zu erklären?

Angeklagter: Der Herr Sachverständige hat recht, ich bin nicht geisteskrank.

Gerichtlicher Sachverständiger Prof. Dr Heffting:

Ich kann mich den Ausführungen, die mein Herr Kollege eben über die Frage der Geisteskrankheit vorgetragen hat, durchaus anschließen, komme aber doch zu einem andern Gutachten, weil ich annehmen muß, daß der Angeklagte unter einem unwiderstehlichen Zwange gehandelt hat und deshalb straffrei ist.

Der Angeklagte hat versichert, daß er sich als Werkzeug Gottes betrachtet habe, daß er in der festen Überzeugung, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, einen an ihn ergangenen Befehl Gottes ausführen wollte. Seine Angaben hierfür sind glaubhaft nach allem, was wir von seinem sonstigen Leben wissen. Und es steht fest, daß ein Mann von der religiösen Natur des Angeklagten, dem die Anschauungen der Bibel in Fleisch und Blut übergegangen sind, unter der Einwirkung von Vorstellungen handeln kann, welche die gewöhnlichen Hemmungen eines normalen Verstandes in ähnlicher Weise ausschalten, wie es bei der Hypnose der Fall ist, bei der ja nicht der eigene, sondern ein fremder

Wille die Handlungen bestimmt. Der Traum, den der Angeklagte gehabt hat, war für ihn kein bloßer Traum; er war ein seine ganze Persönlichkeit erfassendes Erlebnis, eine Erscheinung Gottes, deren Wirklichkeit ihm durch die Bibelprobe bestätigt wurde, an die er ebenso fest glaubte, wie an die Wunder der Bibel. War er also überzeugt, daß Gott selbst ihm einen Befehl erteilt habe, so war es für ihn unmöglich, sich dagegen aufzulehnen. Gottes Wege sind wunderbar, seine Ratschlüssr sind unerforschlich, und was er tut, ist wohlgetan. Der Mensch hat also nicht zu fragen, er hat blind zu gehorchen, weder an sich noch an die übrige Welt zu denken. Und stände ihm allem Anscheine nach das größte Unglück bevor, den wirklich Gläubigen schreckt es nicht, denn der Herr verläßt die Seinen nicht, er wendet schließlich doch alles zum Guten. So hat der Angeklagte zwar gewußt, daß er im Begriffe stand, etwas zu begehen, was die Menschen Mord nennen und mit Todesstrafe bedrohen, aber es kümmerte ihn nicht, er lebte in seinem Traume, und wie ein Nachtwandler ging er seinen Weg. Das Wort Gottes hat ihn hypnotisiert und leitete ihn mit unwiderstehlicher Gewalt.

Danach kann der Angeklagte für seine Tat nicht verantwortlich gemacht werden.

Vorsitzender: Angeklagter, haben Sie etwas darauf zu erklären?

Angeklagter: Der Herr Sachverständige hat recht, was Gott tut, das ist wohlgetan. Das Wort Gottes fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist. —

Der Vorsitzende erklärte die Beweisaufnahme für geschlossen und erteilte dem Vertreter der Anklage das Wort.

Staatsanwalt Dr Jormann: Meine Herren Geschworenen! Sie stehen vor einer schweren Aufgabe.

Von Ihrem Spruche wird es abhängen, ob der Angeklagte als freier Mann zu seiner Familie zurückkehren darf oder ob er jahrelang im Zuchthause seine Tat nach den Gesetzen der weltlichen Gerechtigkeit büßen muß. Sie sind hier als Hüter der staatlichen Gesetze, und keine andere Rücksicht darf Sie leiten als die auf die Heiligkeit des Rechtes, vor dem kein Ansehen der Person gilt, kein Unterschied des Glaubens.

Der Angeklagte ist sicher kein Verbrecher im bösen Sinne des Wortes, er ist sogar ein guter Mensch, der immer rechtschaffen gelebt hat, immer das Beste gewollt hat, was ihm nach seiner Auffassung von Gottes Wort als das Beste erschienen ist. Aber Sie haben nicht über seine Persönlichkeit und nicht über seinen Glauben zu richten, sondern über seine Tat, und diejenigen unter Ihnen, die etwa ähnlich wie er von der Göttlichkeit der Bibel überzeugt sind und glauben, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, bitte ich, daran zu denken, daß dieselbe Bibel sagt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Sie sind die Vertreter der von Gott gesetzten Obrigkeit, Sie fällen Ihr Urteil im Namen des Königs nach dem von ihm verkündigten Strafgesetzbuch und nicht nach der Bibel. Glauben Sie nicht, sich damit zu Richtern über Gott zu erheben oder die Religion zu gefährden. Wenn Gott der Urheber der Tat des Angeklagten ist, so ist er auch der Urheber der Rechtsordnung, der Urheber des Antrages, den ich zu stellen habe, und wenn Sie den Angeklagten verurteilen, so ist auch Gott der Urheber Ihres Spruches, und Sie dürfen es ihm überlassen, wie er das vereinigt, was uns als Widerspruch erscheinen könnte.

Ich bitte Sie dann weiter, sich zu überlegen, wie Sie der Tat des Angeklagten gegenüber stehen würden, wenn er seine Absicht, Richard Fry zu töten, mit Erfolg ausgeführt

hätte. Versetzen Sie sich in die Empfindung aller derer, die in Richard Fry einen der größten Wohltäter der Menschheit erblicken, aller derer, die durch ihn ein menschenwürdiges Leben gefunden haben, die ihm Freiheit und Glück verdanken, und die von seinem Wirken eine Veredelung der ganzen Kultur erwarten. Glauben Sie, daß die Welt es dulden könnte, daß der Mörder eines solchen Menschen damit entschuldigt würde, daß er geträumt habe, er sei zu einem Werkzeuge Gottes ausersehen?

Ich frage Sie mit dem großen christlichen Philosophen Kant, ob Sie in einer Welt leben möchten, in der jedermann töten dürfte, wenn er sich nach seinem Glauben dazu für berechtigt fühlte? Wohin würde es führen, wenn jeder Mensch sich nach seinem Glauben seine Gesetze selber machen dürfte? Die Geschichte hat uns an tausend schrecklichen Beispielen gezeigt, zu welchen Ungeheuerlichkeiten Menschen durch einen blinden Glauben geführt werden können. Aufgabe der Kultur im allgemeinen und der Rechtspflege im besonderen ist es, auf der einen Seite jedem die Freiheit seiner religiösen Überzeugung zu lassen, auf der andern Seite dafür zu sorgen, daß niemand unter dem Glauben eines andern zu leiden hat. Die Religion regelt das Verhältnis des Einzelnen zu Gott, die Rechtsordnung das Verhältnis der Menschen zueinander. Wer sich gegen die Rechtsordnung vergeht, hat auch ihre Strafen auf sich zu nehmen. Würden Sie den Angeklagten freisprechen, so würden Sie ihn in seinem Glauben bestärken, er würde sich vielleicht noch zu höheren Dingen berufen fühlen, und wer weiß, was für gefährliche Dinge er weiter träumen würde. Verurteilen Sie ihn aber, so wird die menschliche Gesellschaft vor ihm geschützt, und er selber hat Zeit, darüber nachzudenken, daß Traum und Wirklichkeit

verschiedene Dinge sind. Der Anstaltsgeistliche wird ihn über die Irrtümer seines Glaubens aufklären, die ja nur eine Folge seiner mangelhaften Erziehung sind, und die mit der Zeit einer besseren Erkenntnis weichen können. Sieht er seine Irrtümer ein, so kann er auch sicher sein, daß ihm die Gnade des Königs die weitere Strafe erlassen oder erleichtern wird.

Wäre er geisteskrank, so müßte er freigesprochen, aber als gemeingefährlich in einem Irrenhause untergebracht werden. Denn dann würde keine Aufklärung, keine Gnade des Königs ihn heilen und vor einer Wiederholung seiner Tat bewahren können. Es ist ein Glück für den Angeklagten, daß er nicht geisteskrank ist, wie beide Sachverständige übereinstimmend begutachtet haben.

Herr Professor Heffting meint allerdings, daß der Angeklagte straffrei bleiben müsse, weil er unter einem unwiderstehlichen Zwange gehandelt habe. Dieser Meinung wird man sich aber nicht anschließen können. Der Vergleich mit der Hypnose stimmt nicht. In dem Angeklagten war kein fremder Wille tätig; er folgte seinem eigenen, wenn auch durch eine Einbildung irregeleiteten Willen. Er hat auch nicht unter einer Zwangsvorstellung gehandelt, die ihn unwiderstehlich zu einer Tat getrieben hätte, die er bei klaren Sinnen nicht getan haben würde. Seine Sinne sind nach dem Traume so klar geblieben, wie sie es immer waren, er hat mit vollem Bewußtsein von der weltlichen Strafbarkeit seiner Handlung die Vorbereitungen zur Ausführung seiner Absicht getroffen, in freiem, nur durch seinen Glauben bestimmten Entschlusse. Wer nach seinem Glauben oder sonst nach irgend einer festen Überzeugung handelt, steht deshalb noch nicht unter einer unwiderstehlichen Gewalt, die nach den Gesetzen straffrei macht. Dummheit oder Unbildung

ist kein Strafausschließungsgrund, auch wenn dadurch Vorstellungen hervorgerufen werden, die für das Handeln entscheidend sind. Die meisten Verbrechen, die nicht aus leiblicher Not begangen werden, sind ja auf Dummheit oder mangelhafte Erziehung zurückzuführen.

Wenn das Strafgesetzbuch eine bestimmte Willensfreiheit annimmt, so steht es damit nur scheinbar in Widerspruch mit der Wissenschaft, ja es bestätigt nur ihre Lehren, indem es Hemmungen schaffen will, die bei einem freien Willen zwecklos wären. Natürlich ist jede Handlung des Menschen lückenlos bestimmt, ob durch diese oder jene Körperbeschaffenheit, ob durch diese oder jene Vorstellung. Auf diese Verschiedenheit der Menschen und ihrer Bestimmungsgründe kann aber die Rechtsordnung nur in sehr beschränktem Maße Rücksicht nehmen. Sie muß den gesunden Menschen von durchschnittlicher Denkfähigkeit zum Maßstabe nehmen und die Folgen an ihre Handlungen knüpfen, die nach der Erfahrung geeignet sind, die Mehrheit der Menschen vor anderen, sonst hemmungslosen Menschen zu schützen. Wenn jemand so dumm oder ungebildet ist, daß er sich das höchste Wesen so armselig und barbarisch vorstellt, wie es der Angeklagte tut, so ist er persönlich zu bedauern, kann aber deshalb nicht außerhalb der Rechtsordnung stehen.

Ich bitte Sie daher im Namen des Rechtes, sprechen Sie den Angeklagten des versuchten Mordes schuldig.

Verteidiger Rechtsanwalt Dr Margold: Meine Herren, es ging ein großes Bedauern durch die Welt, als es hieß, Richard Fry ist bei einem Mordanschlage verwundet worden. Kein verbrecherischer Angriff auf ein gekröntes Haupt ist so fluchwürdig erschienen. Wer konnte

Richard Fry hassen, wer konnte Rache an ihm nehmen, wer um irgend eines, wenn auch noch so eingebildeten Vorteils willen, ihn beseitigen wollen? Richard Fry nimmt keine Machtstellung ein, die irgend jemand gefährlich sein könnte; seinen Reichtum hat er der Kultur gewidmet, und sein Leben erschöpft sich in der Sorge, der Menschheit wohlzutun, ihre Leiden zu mindern und ihre Freuden zu mehren. Es gab für die Tat also nur eine Erklärung: Sie konnte nur der Ausfluß eines vom Wahnsinn umnachteten Hirnes sein! Der Freude darüber, daß Richard Fry am Leben geblieben war, gesellte sich das Mitleid mit dem armen Teufel, der da glaubte, einen Befehl Gottes ausführen zu müssen. Und Sie sollen diesen bedauernswerten Mann nun wie einen gemeinen Verbrecher verurteilen?

Jede Strafe soll eine Sühne sein, eine Genugtuung für das beleidigte Rechtsempfinden des Volkes. Hier würden Sie aber keine Befriedigung hervorrufen; die ganze Welt würde sich wundern und das Urteil als eine sinnlose Grausamkeit empfinden. Meine Herren Geschworenen, nicht nur Europa, der ganze Erdkreis vernimmt Ihren Spruch!

Wie kann jemand bestraft werden, und noch dazu mit einer so schweren, entehrenden Strafe, der ohne Schuld ist? Jedes Rechtsgefühl sträubt sich dagegen. Würden Sie es wagen, wenn das Unglück Herrn Fry getötet hätte, den Angeklagten dem Henker zu überliefern? Sie würden vor dem bloßen Gedanken zurückschaudern, Sie würden sich ins finstere Mittelalter zurückversetzt fühlen, wo die Menschen ihres Glaubens wegen hingerichtet, unschuldige Mädchen und Frauen verbrannt wurden, weil man ihnen Schuld an Hagelwetter oder Viehsterben zuschrieb. Könnten Sie den Angeklagten aber nicht zum Tode verurteilen, so dürfen Sie ihn auch jetzt

nicht ins Zuchthaus stecken. Ein Unglück ist geschehen, aber kein Verbrechen.

Der Angeklagte ist eine durch und durch fromme Natur, die nichts Schlimmeres kennt als die Sünde, die Beleidigung des allgütigen Gottes. Reinen Herzens hat er sich angeschickt, eine Tat zu vollbringen, die ihn sein Gott geheißen hat. Ist es seine Schuld, daß er an das glaubt, was ihm von Kindheit an als das untrügliche Wort Gottes gelehrt wurde? Unzählige Menschen haben ja wie er geglaubt, daß Gott selber die Bibel geschrieben habe, ja daß der Glaube an das darin offenbarte Wort Gottes zur Seligkeit unumgänglich notwendig sei. Und wenn heute noch sehr gebildete und hochstehende Menschen diesen Glauben bekennen und die ganze Kultur danach einrichten möchten, so besteht doch der einzige Unterschied zwischen den meisten von ihnen und dem Angeklagten darin, daß dieser tief innerlich erlebt hat, was bei den andern nur dürftig an der Oberfläche haftet. Wie sie sich mit der Heiligkeit des Wortes Gottes abfinden, ist ihre Sache, sie haben ihre eigene Logik, der Angeklagte denkt nach seinen Voraussetzungen folgerichtiger. Freilich, wollte jedermann wirklich nach der Bibel leben, soweit das überhaupt bei den Widersprüchen, die sie enthält, möglich ist, so würde die Menschheit nicht lange bestehen, und von Fortschritt und Kultur könnte keine Rede sein. Auch der Angeklagte hat sich ja nur an gewisse Worte der Bibel gehalten und andere, ihnen entgegenstehende, außer acht gelassen. Aber wie kann er anders? Wenn ihn der Gott, so wie er ihn sich nach der Bibel vorstellen muß, leitet, so folgt er ihm als gehorsames Kind, das seinen schwachen Verstand dem Willen des allwissenden Vaters unterordnet. Und jeder wahrhaft Gläubige müßte ebenso handeln. Wo ist also die Schuld des Angeklagten?

Meine Herren, wenn Sie den Angeklagten für geistig gesund halten und ihn verurteilen, so verdammen Sie damit die Bibel als die niedergeschriebene Offenbarung Gottes, sie verdammen den Glauben an das heiligste Gut der Christenheit und verdammen alle die, die nicht nur diesen Glauben bekennen, sondern auch danach leben wollen.

Sollten Sie sich aber den Ausführungen des Herrn Staatsanwalts anschließen und aus derselben Bibel die Pflicht herleiten, als von Gott gesetzte Hüter der weltlichen Gerechtigkeit den Angeklagten zu verurteilen, einen Gott gegen den andern, Ihren Glauben gegen den des Angeklagten zu setzen, so darf ich Ihnen das Recht hierzu aus denselben Gründen nicht bestreiten, aus denen ich den Angeklagten für seinen Glauben verteidige. Dann aber müssen Sie annehmen, daß nur ein Wahnsinniger so glauben kann wie der Angeklagte, oder daß er doch wenigstens seine Handlung nur unter dem unwiderstehlichen Zwange einer Wahnvorstellung begehen konnte. Nehmen Sie an, es war für jeden vernünftigen Menschen unbegreiflicher Unsinn, was der Angeklagte glaubte, so war er eben nicht im vollen Besitze der Vernunft, seine Geistestätigkeit war krankhaft gestört, da sie von den Bahnen abwich, in denen sich der Geist eines normalen Menschen unserer Zeit und Kultur bewegt. Denn Sie müssen bedenken, daß sich die Menschen mit der fortschreitenden Kultur verändern. Die Art zu denken, die im Mittelalter normal war, ist es heute nicht mehr. Wir verstehen auf vielen Gebieten die Anschauungen unserer Vorfahren nicht mehr, weil sich durch die Erfahrungen, die ihre Spuren in unserer körperlichen und geistigen Beschaffenheit hinterlassen haben, unsere Anlagen verändert haben. Der Angeklagte hat diese Entwicklung nicht im vollen Umfange mitgemacht. Ein Teil seiner Geistesanlagen, die

ja nach dem Gutachten der Sachverständigen im allgemeinen normal sind, ist auf einer früheren Stufe stehen geblieben, also verkrüppelt. Die dadurch bewirkte Störung der Geistestätigkeit ist deshalb ebenso krankhaft wie die Verkrüppelung irgend eines anderen Organes, das dem gesunden Wachstum des übrigen Körpers nicht gefolgt ist.

Es bedarf danach keiner weiteren Ausführung mehr, daß der Angeklagte, wie ja auch Herr Professor Heffting überzeugend dargelegt hat, unter einem unwiderstehlichen Zwange gehandelt hat. Wegen des Fehlers in seinem Denkvermögen war ihm die Erscheinung, die er im Traume hatte, der lebendige, wahrhaftige Gott, und dessen Befehle mußte er willenlos, wie ein blindes Werkzeug, erfüllen.

Fürchten Sie nicht, meine Herren, daß der Angeklagte, wenn Sie ihn freisprechen, weiteres Unheil anrichten wird. Er ist 52 Jahre alt geworden und hat erst einmal einen gefährlichen Traum gehabt. Und nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit wird er keinen ähnlichen mehr haben. Wie selten waren solche Fälle, als der Glaube des Angeklagten noch allgemeiner war! Und wie viele Menschen müßten Sie noch heute ins Irrenhaus stecken, wenn Sie sich vor allen denen schützen wollten, die ähnlich dem Angeklagten auf religiösem oder auch auf anderem Gebiete veranlagt sind! Denken Sie doch an die immerhin noch beträchtliche Zahl der Menschen, die noch im Kriegsaberglauben leben, die trotz des offenbaren Rüstungswahnsinns überzeugt sind, die Völker könnten ohne Kriege nicht auskommen. Auch bei ihnen ist ein Teil des Denkvermögens auf einer früheren Stufe der Entwicklung zurückgeblieben. Die Entwicklung schreitet eben nicht bei allen Menschen gleichmäßig fort, und in jeder Zeit bleibt ein Stück Vergangenheit lebendig. Deshalb geben Sie sich

auch nicht so leicht der Hoffnung hin, der Angeklagte könnte im Zuchthause, selbst durch den gebildetsten und fähigsten Anstaltsgeistlichen, von seinen Irrtümern bekehrt werden. Solchen Menschen ist mit keiner Logik beizukommen. Wo es an der Anlage fehlt, ist die Erziehung umsonst. Ich bitte Sie daher, sprechen Sie den Angeklagten frei!

Vorsitzender: Angeklagter, haben Sie selbst noch etwas zu Ihrer Verteidigung anzuführen?

Angeklagter: Mein ist die Rache, spricht der Herr! Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!

Der Angeklagte wurde des versuchten Mordes schuldig gesprochen und zu der gesetzlichen Mindeststrafe von 3 Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Vorsitzende gab dem Verurteilten anheim, sich an die Gnade des Königs zu wenden, er würde das Gesuch namens des Gerichts befürworten.

IX.

Sozialdemokraten und Freimaurer

Deutsche Kulturzeitung.

Richard Fry und August Schlosser.

Über die bemerkenswerte Unterhaltung, die Richard Fry bei dem letzten Empfangsabende des Berliner Fry-Königs mit dem Führer der deutschen Sozialdemokratie August Schlosser hatte, erhalten wir von Herrn Professor Somberg folgenden Bericht:

Herr Fry und Herr Schlosser kannten sich schon und begrüßten sich in freundlicher Weise, die zugleich erkennen ließ, daß jeder den andern hochschätzt. Nach der Tafel setzten sie sich in eine Nische des großen Gartenzimmers, und bald sammelte sich eine Schar von Gästen vor ihnen an, die mit lebhafter Anteilnahme dem Gespräche beider folgten.

Fry: Nun werden wohl bald die Vorbereitungen für die Neuwahlen zum Reichstage getroffen?

Schlosser: Ja, die leidigen Wahlkämpfe! Hätten wir es mit lauter Gegnern zu tun wie den Anhängern Ihrer Kulturpartei, dann wäre es eine Freude. Aber mit dem Pack der anderen Parteien ist es doch kaum auszuhalten.

Fry: Es ist sehr zu bedauern, daß die deutsche Wählerschaft in so viele Parteien zerrissen ist. Man ist doch noch recht kleinlich und eigensüchtig. So viele Interessen, so viele Parteien. Die Persönlichkeit des Einzelnen tritt hinter der Partei zurück.

Schlosser: Das muß sie auch, wenn eine Partei eine geschlossene Macht sein will.

Fry: Aber Kulturfragen sind keine Machtfragen. Für sie kommt es auf die Persönlichkeit an und nicht auf Mehrheitsbeschlüsse einer von Sonderinteressen geleiteten Masse.

Schlosser: Wie kann die Persönlichkeit wirken, solange wir den Klassenstaat haben, der nur die Interessen der durch Geburt oder Reichtum Begünstigten wahrnimmt?

Fry: Das liegt weniger am Staate als an der Gesellschaft. Je mehr freien Persönlichkeiten das Kulturreich Gelegenheit zur Entfaltung gibt, um so größer wird ihr Einfluß in der Gesellschaft. Der Staat ist doch nur ein Mittel, die Ordnung der Gesellschaft zu sichern und zu entwickeln, soweit sie es nicht aus sich selber heraus kann.

Schlosser: Sie sehen in dem Staate nur den Polizisten und Nachtwächter, uns ist er aber der höchste Kulturträger.

Fry: Darin liegt Ihr größter Irrtum. Der Staat ist wie ein Familienvater. Solange die Kinder klein sind, hat er nach jeder Richtung hin für sie zu sorgen, sie zu unterhalten, zu schützen, zu unterrichten und zu erziehen. Das alles aber, um selbständige Menschen aus ihnen zu machen, die, je besser sie erzogen sind, um so besser für sich sorgen können. Und wüchsen die Kinder nie über den Vater hinaus, so gäbe es keinen Fortschritt. So müssen auch die Völker über den Staat hinaus wachsen, und sie tun es jetzt mit der Bildung des Kulturreiches.

Schlosser: Ihr Vergleich wäre richtig, wenn die Völker ohne den Staat leben könnten, so wie die erwachsenen Kinder ohne den Vater. Auch Ihr Kulturreich will und kann ja den Staat nicht abschaffen.

Fry: Gewiß nicht, da die gesellschaftliche Ordnung leider nicht ohne Zwangsmittel aufrechterhalten werden kann. Ein großer Teil des Volkes bleibt immer wie die unerzogenen Kinder, die ohne die Rute nicht leben können. Aber je höher die wahre Kultur entwickelt ist, um so zahlreicher werden die Persönlichkeiten, die, wenn es nur auf sie allein ankäme, keinen Staat brauchten. Wenn Sie, mein verehrter Herr Schlosser, nicht stehlen oder betrügen, keine Menschen oder Tiere quälen, so tun Sie es doch nicht deshalb, weil der Staat es verbietet. Und Sie werden oft gedacht haben: Wenn alle Menschen so wären wie ich, dann gäbe es keine Kriege, keine Gerichte, keine Gefängnisse. Also! Solche Menschen, und deren gibt es doch Gott sei Dank eine ganze Menge, brauchen den Staat nicht für sich, sondern nur zum Schutze gegen andere, deren soziales Gefühl nicht so entwickelt ist. Sie leiden sogar unter dem Staate, weil dieser alle Menschen als gleich behandelt und deshalb auch den Guten Beschränkungen auferlegt, die nicht nötig wären, wenn es keine schlechten gäbe.

Schlosser: Das ist wohl wahr, aber —

Fry: Gestatten Sie mir, daß ich hierbei etwas verweile. Solange das Kulturreich als selbständige Organisation neben dem Staate nicht möglich war, mußte der Staat natürlich auch für die Kultur sorgen. Er durfte sich nicht auf Polizei- und Nachtwächterdienste beschränken. Darin gebe ich Ihnen recht, aber auch nur zum Teil. Denn es gab eine Zeit, wo die katholische Kirche der Hauptkulturträger war. Und wenn sie es verstanden hätte, mit der zunehmenden Erkenntnis der Wirklichkeit fortzuschreiten, so hätte sie sich zum Kulturreich entwickeln können. Da sie aber an ihren Dogmen festhält und den Glauben an ihre Lehren von dem übersinnlichen

Leben weiter verlangt, so kann sie das Reich der Freiheit nicht begründen, das für die Entwicklung der Kultur notwendig ist.

Schlosser: Wenn dieses dritte Reich ein solches Kulturbedürfnis ist, warum ist es dann da nicht schon früher entstanden? Es hat doch schon vor Jahrtausenden Völker mit hoher Kultur gegeben, immer aber war ihr Träger nur ein mächtiger Staat.

Fry: Es gab nie eine allgemeine Kultur, sonst hätten diese Sonderkulturen nicht untergehen können. Neben einem hochstehenden Volke gab es eine große Zahl Barbarenvölker. Das herrschende Volk beutete die Beherrschten solange aus, bis es im Reichtum verweichlichte und seine Macht verlor. Und solange es in Blüte stand, war seine Kultur auch nur auf einen kleinen Teil des Volkes beschränkt, auf die herrschenden Krieger- und Priesterklassen, denen ungezählte Sklaven fronden mußten. Wie konnte sich da eine Kultur entwickeln, wie wir sie verstehen, bei der es lediglich auf die Persönlichkeit des Menschen ankommt, er sei, wer er will? Die herrschenden Klassen dachten immer nur an sich und betrachteten den Staat als das Mittel, sich oben und die anderen in weitem Abstande unten zu halten. Das ist das große Verdienst des Christentums, hier eine Änderung herbeigeführt und die erste Grundlage zu einer allgemeinen Kultur gelegt zu haben. Aber es mußte noch viel hinzukommen. Die Völker standen noch auf zu verschiedenen Entwicklungsstufen, das jeweils stärkere stand dem schwächeren wie der Wolf den Schafen gegenüber. Jedes Volk lebte mehr oder minder für sich, die Beherrschung der Naturkräfte war gering, um so größer war der Aberglaube, der zu unsäglichen Kulturgreueln führte. Das Kulturreich konnte vor unserer Zeit

gar nicht kommen. Die Menschheit mußte sich erst den Verfassungsstaat erobern, mußte die hemmenden Mächte der Kirche brechen, Europa mußte eine Verkehrseinheit werden und damit so enge Beziehungen unter den Völkern schaffen, daß in den Hauptgebieten des Lebens überall ungefähr dieselben Verhältnisse gelten, und vor allem, neben der staatlichen und international gesicherten Freiheit der Einzelnen mußte das Wirtschaftsleben so entwickelt sein, daß Reichtümer angesammelt werden konnten, wie sie in so vielen Händen in früheren Zeiten undenkbar waren. Geben Sie das als richtig zu?

Schlosser: Ich will es nicht bestreiten. Warum soll aber das, was Sie als so wesentliche Fortschritte gegenüber früheren Zeiten hinstellen, nicht vom Staate für die allgemeine Kultur nutzbar gemacht werden können, ja wie kann eine gerechte Verteilung der Güter anders als durch den Staat vorgenommen werden? Menschen wie Sie, die freiwillig ihr Vermögen der Kultur widmen, sind doch eine verschwindende Ausnahme.

Fry: Bei weitem nicht mehr so wie früher. Betrachten Sie nur, was seit meiner Stiftung dem Vermögen der europäischen Kulturorganisation an Schenkungen und letztwilligen Zuwendungen zugeflossen ist. Betrachten Sie das Vermögen, das die Universal Culture League in den Vereinigten Staaten aufgebracht hat. Aber das ist ja nicht die Hauptsache. Betrachten Sie vor allem die Verteilung des Kulturvermögens durch die Einrichtungen unserer Organisation. Kann es eine bessere und gerechtere geben?

Schlosser: Sie wissen, Herr Fry, daß ich Ihren Bestrebungen die höchste Anerkennung entgegenbringe. Kein Einsichtiger kann ihren Nutzen leugnen, einen Nutzen, wie

ihn nach meiner Überzeugung keine soziale Schöpfung eines einzelnen je gebracht hat. Aber wir brauchen mehr, wir brauchen, was Sie und sämtliche Kulturfürsten der Erde ohne den Staat nicht geben können. Sie sorgen nur für die tüchtigsten, meinetwegen besten Menschen, für eine Auswahl von Menschen, die durch die Vorzüge ihrer Persönlichkeit in die Höhe gebracht werden. Auch wir leugnen ja nicht die Verschiedenheit der Menschen, betrachten sie aber insofern als gleich, als jeder, der Menschenantlitz trägt, dasselbe Recht auf Befriedigung bestimmter leiblicher und geistiger Bedürfnisse, soweit sie nach dem jeweiligen Stande der Kultur wirkliche Bedürfnisse sind, haben muß. Solange nicht für jeden das Existenzminimum gesichert ist, darf keiner darüber hinaus für sich verbrauchen. Und sei es das größte Genie. Denn sein Genie ist nicht sein Verdienst. Und wenn er wie jeder andere satt zu essen und zu trinken, Wohnung und Kleidung hat, was braucht er mehr, solange es noch Menschen gibt, die wegen dieses Mehr nicht als Menschen leben können?

Fry: Darin bin ich ganz Ihrer Meinung. Und Staat und Kulturreich müssen zusammen daran arbeiten, dieses Ziel zu erreichen. Aber nur das Kulturreich kann die wichtigeren Vorarbeiten leisten.

Schlosser: Warum nicht der Staat, da doch seine Verfassung und seine Gesetze dazu nötig sind?

Fry: Weil es nicht nur darauf ankommt, daß jeder satt zu essen und zu trinken hat. Das könnte natürlich der Staat auch allein erreichen. Und er hat es ja bald erreicht. Wenn die Versicherung der Kranken, der Alten, der Arbeitsunfähigen und der Arbeitslosen noch etwas weiter ausgebaut wird, dann wird jedem sein Existenzminimum gewährleistet sein.

Aber in Wirklichkeit wollen wir mehr als Sie. Die Frage des Existenzminimums war schon im Altertum durch die Sklavenwirtschaft gelöst, und heute leben viele Menschen schlechter als früher die Sklaven und in größerer Abhängigkeit und Unsicherheit über das Morgen. Wir wollen wirkliche Freiheit, wollen jede Art Sklaverei nicht nur dem Namen, sondern der Sache nach abschaffen. Wir wollen, daß bei weniger Arbeit mehr geschaffen wird, wollen, daß jeder das arbeitet, was ihm Freude macht und worin er am meisten leisten kann. Und das eben kann keine staatliche Ordnung erreichen.

Schlosser: Das behaupten Sie, Herr Fry, ohne es beweisen zu können.

Fry: Ich will Sie nicht kränken, und es soll auch kein Vorwurf sein, wenn ich Ihnen sage, daß Sie nicht über Ihren Schatten springen können. Seit Jahrzehnten leben Sie in einem bestimmten politischen Ideal und haben Ihre Gedanken auf eine bestimmte Richtung eingestellt. Deshalb sehen Sie manches aus der Wirklichkeit überhaupt nicht oder nur verzerrt. Keinen Augenblick zweifle ich an Ihrer Ehrlichkeit und an Ihrem guten Willen. Aber auch politische Anschauungen können zu Glaubenssachen werden, genau so wie die Lehren der Kirche, von denen man ja oft nicht begreifen kann, wie ein sonst hochstehender und kluger Geist sie für die einzig richtigen halten kann. Sonst müßten Ihnen die bisherigen Erfolge des Kulturreiches Beweis genug sein, und Sie müßten in den Anfängen die weitere Entwicklung erkennen. Sie müßten jetzt schon die Wirkungen der freigemachten Persönlichkeiten spüren und einsehen, welcher Unterschied zwischen ihnen und selbst den freiesten Staatsbeamten besteht. Aber wenn schon ein Mann wie Sie hier den Kern der Sache nicht

erkennt, kein Wunder, daß der großen Masse der auf das Parteiprogramm Schwörenden das richtige Verständnis fehlt. Aber ich zweifele nicht, daß das Verständnis kommen wird. Es liegen schon genug Anzeichen dafür vor.

Schlosser: Ich kann es nur wiederholen, daß ich den Nutzen Ihrer Kulturorganisation voll anerkenne, keineswegs blind dagegen bin. Bei uns handelt es sich aber um die Eroberung der politischen Macht, um den Staat nach unseren Wünschen umgestalten zu können.

Fry: Und wer sagt Ihnen, daß Sie mit der politischen Macht auch die Kultur haben, ihr nicht viel mehr schaden als nützen? Wer wählt Ihnen die Menschen aus, die die Macht richtig anwenden? Gute Staatseinrichtungen haben gewiß ihren Wert, aber es kommt immer auf die Menschen an, die sich ihrer bedienen. Sie wollen die Monarchie allgemein durch die Republik ersetzen. Können Sie bestreiten, daß eine gut geleitete Monarchie besser ist als eine schlecht verwaltete Republik? Sie wollen die Einzelwirtschaft möglichst durch Gemeinwirtschaft ersetzen. Vergleichen Sie bitte die Art der Gemeinwirtschaft, wie sie durch unsere Organisation betrieben wird, diese Verwaltung eines großen, der ganzen Kulturgemeinschaft gehörenden Vermögens durch freie Persönlichkeiten, wobei der freie Wettbewerb aufrecht erhalten und doch die schmutzige Ausbeutung der Schwächeren durch die Stärkeren vermieden wird, vergleichen Sie diese Einrichtung mit der Sklavenwirtschaft Ihres allmächtigen Staates!

Schlosser: Diesen Zukunftszuchthausstaat haben uns die bürgerlichen Klassen ja so oft vorgehalten, daß wir alle wirklich an unheilbarer Beschränktheit leiden müßten, wenn unser Streben danach ginge.

Fry: Natürlich, bewußt geht es nicht dahin, so wenig, daß Ihre Partei überhaupt kein bestimmtes Bild von dem Zukunftsstaate hat, daß es sogar hieß, das Ziel ist nichts, die Bewegung alles. Aber darf ich Sie einmal an die geschichtlichen Versuche erinnern, die man gemacht hat, um mehr oder minder ihre Hauptideen zu verwirklichen?

Betrachten Sie die Versuche Robert Owens in New-Harmony und den anderen Kolonien, die er in Amerika begründete. Alle scheiterten, weil die Menschen verschieden sind, weil sich die auf das gleiche Recht aller gestützte Gemeinwirtschaft nicht aufrecht erhalten ließ. Owen sah schließlich selbst die Unmöglichkeit solcher Kolonien ein, solange nicht die allgemeine Sitte der Menschen, ihre gesellschaftlichen Anschauungen sich geändert hätten. Er setzt also eine Voraussetzung, die nicht der Staat, sondern nur das Kulturreich erfüllen kann.

Nehmen Sie ferner Cabets Ikaria in Texas. Cabet vereinigte die besten Ideen von Owen und Fourier und gewann eine große Anzahl gläubiger Anhänger. Ihre verschiedenen Kolonien, die zum Teil unter recht günstigen Verhältnissen begründet wurden und eine Zeitlang zu einer gewissen Blüte kamen, gingen sämtlich zugrunde, weil bei ihrer Gemeinwirtschaft und ihrer demokratischen Verfassung die Verschiedenheit der Menschen nicht zu ihrem Rechte kam. Eifersucht auf jede hervorragende Persönlichkeit, Zwistigkeiten zwischen den Leitern und den übrigen Kolonisten führten dazu, daß ein Teil lieber einen Diktator haben als unter diesen Verhältnissen weiter wirtschaften wollte. Und das muß überall so kommen, wo wie im Staate die Aufrechterhaltung der Ordnung nur durch Machtbefugnisse möglich ist.

Betrachten Sie schließlich das Schicksal der Kaweha-

Gesellschaft, die in Kalifornien den Versuch machte, ein Gemeinwesen nach den Schilderungen Bellamys in seinem „Rückblick aus dem Jahre 2000" zu gründen. Auch dieser Versuch schlug fehl, weil sich herausstellte, daß alle die von Bellamy so scharfsinnig ersonnenen Maßregeln nicht verhindern konnten, daß die Kolonie an inneren Zwistigkeiten und an der Verderbtheit einzelner Machthaber zugrunde ging.

Und ich bitte Sie, zu bedenken, daß alle solche Versuche gemacht wurden von verhältnismäßig kleinen Scharen, die mit großer Begeisterung an ihr Werk gingen, in dem Glauben, in ihrer Kolonie das Paradies auf Erden verwirklichen zu können.

Schlosser: Gerade wegen ihrer Kleinheit konnten sie nicht gelingen. Wenn ein ganzes Volk, und nicht nur ein paar hundert Kolonisten, sich nach diesen Grundsätzen organisiert hätte, wäre es anders gewesen. In einem kleinen Kreise entstehen leichter Eifersüchteleien und Zerwürfnisse als in einem größeren. In einer kleinen Gemeinschaft wird die Ausübung irgend welcher Macht persönlicher empfunden, — in einer großen ist es der unpersönliche Staat, der durch die Beamten wirkt, die überdies den meisten Volksgenossen als Fremde gegenübertreten.

Fry: Etwas Ähnliches hatte ich mir auch schon gesagt. Ich könnte Ihnen mancherlei darüber erzählen, über Beobachtungen, die man unter Verwandten machen kann, in kleinen Städten, in den Kolonien, wo wenige Europäer zusammenleben usw. Aber wir würden damit zu weit abschweifen. Bei den besten Freunden, bei den nächsten Verwandten ist ein böser Störenfried das Geld, aber in der Hauptsache nur deshalb, weil es der Gradmesser der Macht und der

gesellschaftlichen Stellung ist, weil nach unsern ganzen Anschauungen und Lebensverhältnissen das Geld im Mittelpunkt alles Strebens und aller Schätzungen steht. Was sich in letzter Zeit darin geändert hat, ist lediglich dem Kulturreiche zu verdanken. Auch wenn der Staat das Geld abschafft, so würde eben das an seine Stelle treten, was man als Werteinheit aufstellt, nach der sich der Anteil des einzelnen an dem Gemeinvermögen berechnet. Und da es doch keinen ungerechteren und unglücklicheren Staat geben könnte als einen, in dem alle Angehörigen gleich viel Vermögen hätten, so wird es immer Unterschiede geben, die mit dem Ansehen und der Macht im Staate zusammenhängen. Und je größer der Staat ist, um so größer wird die Masse der Unzufriedenen sein, die von den Machthabern abhängen und sie um ihre Stellung beneiden. Was sich in den kleinen Versuchskolonien gezeigt hat, muß im größeren noch viel schlimmer werden.

Schlosser: Es wird eben darauf ankommen, solche Einrichtungen für die Staatsverwaltung zu schaffen, die einen Mißbrauch der Gewalt ausschließen und das Entstehen zu großer Unterschiede im Vermögen und der gesellschaftlichen Stellung verhindern.

Fry: Das ist eben nicht möglich, wenn der Staat das ganze Leben umfaßt. Dann ist eine so große Zahl von Beamten nötig und so viele Beschränkungen der Freiheit des einzelnen, daß sich gerade die besten Menschen nicht wohl fühlen werden. Denn noch lange werden die Dummen und Schlechten die Mehrheit bilden und nicht zum wenigsten unter einer großen Beamtenschaft.

Schlosser: Sie dürfen doch aber nicht verkennen, daß mit dem Ausbau des Staates, wie wir ihn vorbereiten wollen, die allgemeine Kultur gehoben wird. Die allgemeine Bildung

nimmt zu; mit der Verringerung der Not nehmen die Verbrechen ab; die Anschauungen der Menschen werden gleichmäßiger. Viele Reibungsflächen des gesellschaftlichen Lebens werden ganz verschwinden.

Fry: Aber gerade die nicht, auf die es ankommt, die der Macht und des Ansehens. Hier kann nur eine Trennung von Staat und Kulturreich helfen. Eine Trennung der Gebiete der Macht und der Freiheit. Der Staat soll dafür sorgen, daß jeder vor Not gesichert ist, und soll die allgemeine Ordnung aufrecht erhalten, alles übrige muß dem Kulturreich überlassen bleiben.

Schlosser: Damit könnte man wohl zufrieden sein, wenn der Staat nur schon so weit wäre!

Fry: Wir wollen ihn gemeinsam dahin bringen. Warum kann denn Ihre Partei nicht mit der unsern zusammengehen?

Schlosser: Weil wir uns nicht schwächen dürfen. Ihre Partei hat uns so schon manchen Abbruch getan.

Fry: Und wird es noch weiter tun, wenn Sie und Ihre Anhänger das Interesse der Partei über das der Kultur stellen.

Schlosser: Das ist ein hartes Wort, Herr Fry.

Fry: Sie glauben natürlich, nur der Kultur zu dienen. Dann müssen Sie aber einsehen, daß die Partei ein Mittel und nicht Selbstzweck ist. Was könnte Ihnen lieber sein, als daß Ihre Partei überhaupt nicht mehr nötig wäre? Wenn Sie sehen, daß wir besser und sicherer erreichen, was Sie anstreben, warum treten Sie nicht zu uns über? Was liegt denn an dem Namen der Partei?

Schlosser: Das würden die meisten Genossen als Hochverrat an unserer Sache betrachten.

Fry: Das glaube ich schon, solange Sie uns und unsere Ziele nicht verstehen. An den Führern liegt es, ihre Anhänger

aufzuklären. Wohin sind denn die Stimmen gegangen, die Sie verloren haben? Wer früher sozialdemokratisch wählte, weil ihm die anderen Parteien nicht gefielen, auch wenn er nicht sozialdemokratisch dachte, oder weil er nur gelegentlich aus Protest gegen die Regierung die Opposition stärken wollte, der stimmt jetzt für die Kulturpartei. Auch mancher gute Sozialdemokrat hat Ihre Reihen verlassen, weil er durch die Einrichtungen der Kulturorganisation überzeugt wurde, daß doch nicht alles Heil vom Staate zu erwarten ist. Was wird aus Ihrer Partei, wenn nur kurzsichtige Toren und eingefleischte Fanatiker übrig bleiben?

Schlosser: Wozu rechnen Sie da z. B. mich?

Fry: Zu den Fanatikern einer Überzeugung, die sich in Ihrer Jugend gebildet hat, als Sie die Lebensverhältnisse noch nicht so beurteilen konnten, wie Sie es wohl jetzt tun würden, wenn Sie als junger und freier Mann sie in ihrer seitherigen Entwicklung betrachten könnten. Bei dem Feuer Ihres Geistes und der Wärme Ihres Herzens ist diese Überzeugung bei Ihnen zu einer Gefühlssache geworden, und gegen Gefühle läßt sich nicht streiten.

Schlosser: Mit andern Worten, Sie halten mich für unbelehrbar?

Fry: Diese Verallgemeinerung würde zu weit gehen. Sie haben ja in Ihrem Leben bewundernswert viel gelernt, haben auch gewisse Ansichten geändert und sich nie gescheut, dies einzugestehen. In der Hauptsache ist aber Ihre Überzeugung unverändert geblieben, und so lange Sie genau so eine Gefühlssache bleibt wie wahre Liebe oder Freundschaft, solange kann nichts als die eigene Erfahrung, als unwiderleglicher Augenschein sie ändern. Wenn Ihnen selber Zweifel kommen, wenn Ihr Gefühl dadurch unsicher wird, so wird

Ihr scharfer Verstand Sie manches mit anderen Augen sehen, mit anderen Ohren hören lassen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß die Tatsachen, die uns die weitere Entwicklung des Kulturreiches bringen wird, Sie zu uns herüberführen werden.

Schlosser: Wer kann sich für seine Zukunft verbürgen! Aber wie kann es Ideale geben, wie kann man für sie kämpfen, wenn man nicht unerschütterlich an sie glaubt?

Fry: Ihr Ideal ist dasselbe wie das meine, wir sind nur verschiedener Meinung über die Wege zu seiner Verwirklichung. Wir sind beide noch nicht am Ziele. Aber wo Ihr Weg an den unsrigen stößt und Sie sehen, daß wir vorwärts kommen, warum wollen Sie da nicht mit uns gehen? Warum sollen Ihre Freunde uns den Weg versperren und meine Freunde bekämpfen, so daß sie beide am Fortschreiten gehindert werden?

Schlosser: Nein, das sollen sie nicht. Wir wollen ja keinen Krieg mit Ihrer Partei, sondern nur im erlaubten Wettstreit unsere Kräfte messen.

Fry: Wenn Ihre Freunde nur alle so dächten!

Schlosser: Was an mir liegt, will ich dafür tun.

Fry: Dann bin ich mit dem heutigen Abend zufrieden. Sorgen Sie dafür, daß sich die Kräfte in den kommenden Wahlkämpfen nicht zersplittern, und veranlassen Sie, daß beide Parteien in Verhandlungen darüber eintreten, was man im nächsten Reichstage vernünftigerweise durchsetzen will. Einigen Sie sich auf ein kurzes Programm und nur für die Dauer dieses Reichstags. Mögen Sie dann immerhin getrennt marschieren, wenn sie nur vereint schlagen.

Schlosser: Darüber kann ich Ihnen noch keine Zusicherungen machen, das will überlegt sein.

Fry: Vergessen Sie dabei auch nicht zu berücksichtigen,

daß unsere Partei mit einem reichen Kriegsschatze ausgerüstet ist. Unser Wahlfonds ist der stärkste von allen.

Schlosser: Das ist nun gerade kein Kulturargument.

Fry: Doch! Ohne Geld keine Kultur!

Kultur-Gazeto.

Freimaurerorden und Kulturreich.

Von Professor Dr Linnert.

Bei meinem Studium der Mittel und Wege, die zu einer Verwirklichung meiner Kulturgedanken führen könnten, kam ich natürlich auch auf den Freimaurerorden. Trotz des Geheimnisses, mit dem er umgeben ist, ist doch so viel über ihn in die Öffentlichkeit gedrungen, daß jedenfalls nichts Wesentliches weder von seinen Zielen, noch von seinen Einrichtungen den Außenstehenden völlig unbekannt oder unerforschbar ist.

Ich kann hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es mit dem Streben nach Wahrheit bei der Kirche sehr schlecht bestellt sein muß, wenn sie immer und immer wieder unter völliger Nichtachtung der Tatsachen behauptet, die Freimaurer seien gemeine, dem Teufel ergebene Wichte, die verbrecherisch auf eine Untergrabung aller Sittlichkeit hinarbeiteten. So hat auf einem der jüngsten Katholikentage der Bischof von Luxemburg gesagt, daß die Freimaurerei alles versuche, um die Jugend durch schlechte Lehren zu verderben, daß sie unsägliches Unheil angerichtet habe; ihr Gesetz sei die Lüge, ihr Gott der Dämon, und ihre Lehren seien das Schändlichste, was man sich denken könne. Die

gedanken- und urteilslose Menge der Gläubigen nahm dies mit stürmischem Beifall als Wahrheit hin.

Und doch sind Männer wie Lessing, Mozart, Goethe Friedrich der Große und bis in unsere Zeit Könige und Kaiser Mitglieder des Ordens gewesen, und bis zu dem Verbote der Kirche im vorigen Jahrhundert auch hohe Kirchenfürsten. Wenn heute ein Katholik dem Orden beitritt, so muß er gewärtigen, daß sein Vater ihn verflucht und enterbt, und seine frommen Freunde ihn wie einen Aussätzigen meiden, auch wenn alle zugeben müssen, daß er ein edler Mensch mit tadellosem Lebenswandel ist.

Meine wissenschaftlichen Forschungen genügten mir nicht, und um mich durch eigene Erfahrungen von ihrer Wahrheit zu überzeugen, ließ ich mich in den Orden aufnehmen.

Es ist ein erhabener Gedanke, auf dem der Orden beruht: an sich selbst soll der Mensch arbeiten, daß er ein Tempel werde der Weisheit, Schönheit und Stärke, und daß er dazu beitrage, aus der Kultur einen Tempel des edelsten Menschentums zu machen. In der Loge gibt es keinen Unterschied des Standes, Ranges oder Glaubens; nur die Persönlichkeit soll gelten, brüderliche Duldung ihrer Verschiedenheiten und werktätige Hilfe in Leibes- und Geistesnot. Und alles soll ohne Aufheben nach außen geschehen. So hat denn auch der Orden ganz im stillen unsäglich viel Gutes gestiftet, und es läßt sich schwer schätzen, wieviel ihm unsere ganze Kultur zu verdanken hat.

Dennoch hat er in den Jahrhunderten seines Bestehens nicht zum Kulturreiche geführt, sondern ist nur ein Vorhof dazu geblieben, ein kleiner Tempel, der für sich bleibt, über dem sich aber jetzt ein größerer zu wölben beginnt.

Nicht jeder kann oder mag in den Freimaurerorden eintreten. Zunächst ist er ausschließlich für Männer da. Dann verlangt er in der Regel Opfer an Geld, die nur wohlhabenderen Leuten möglich sind, und schließlich bleiben ihm viele fern, die ihm sonst angehören könnten, weil ihnen das Abgeschlossene und Geheimnisvolle nicht gefällt, oder ihrem Gemüt oder Verständnis das den Logenarbeiten eigentümliche Ritual nicht zusagt, hinter dessen Symbolik sich übrigens eine Fülle von Weisheit und Anregung verbirgt, für die man aber erst durch tieferes Eindringen reif wird.

Der Orden ist insofern international, als er über die ganze Erde verbreitet ist und seine Mitglieder völlige Freizügigkeit haben. Wer in eine rechtmäßige Loge aufgenommen ist, hat Zutritt zu allen Logen, in welchem Lande auch immer; aber es fehlt an einer einheitlichen Spitze, nicht nur für den ganzen Orden, sondern sogar für die verschiedenen Logenverbände der einzelnen Länder. Ähnelt das Kulturreich in seinem Aufbau der einzigen Pyramide der katholischen Kirche mit ihrem Papsttum, so ist der Freimaurerorden ein Wald von kleinen Pyramiden, entsprechend den anderen Glaubensgemeinschaften mit ihrem Landeskirchentum und Sektenwesen. Deshalb gibt es auch kein einheitliches Zusammenarbeiten in den Kulturfragen und in der Wohlfahrtspflege, kein einheitliches Sammeln aller Mittel und Kräfte an einer Zentralstelle, von wo aus sie unter Vermeidung der Zersplitterung und des Gegeneinanderwirkens am zweckmäßigsten verteilt werden könnten. Der Orden als solcher hat kein Vermögen, die erste und wichtigste Grundlage des Kulturreiches. Vermögen befindet sich bei den einzelnen Logen, nach den Zufällen ihrer Entwicklung und ihrer Mitglieder sehr verschieden.

Es fehlt ferner die Möglichkeit der Auswahl der besten

Persönlichkeiten aus einer großen Anzahl von Gemeinschaften, so daß sie in immer kleinere und immer auserlesenere Kreise kommen könnten. Statt eines einzigen Zusammenhanges von Siebvorrichtungen hat der Orden so viele voneinander unabhängige Siebvorrichtungen, als es verschiedene Großlogen gibt, und wer in der einen hochkommt, erhält damit noch keinen Einfluß auf die anderen. Wer auch nur in seinem engen Kreise zu einer führenden Stelle kommen will, der muß nicht nur Vermögen, sondern auch viel freie Zeit haben, da das Wirken an einer solchen Stelle große Ansprüche an beides macht.

Trotz so wesentlicher Unterschiede glaubte ich eine Zeitlang, bevor ich Herrn Fry kannte, den Freimaurerorden zum Ausgangspunkt der Kulturorganisation nehmen zu können.

Die erste Voraussetzung, Geld, viel Geld, ließ sich verwirklichen. Die Logen der ganzen Erde hätten sammeln können und bei richtiger Erkenntnis unserer Gedanken auch ein Vermögen zusammengebracht, das für die ersten Anfänge wohl genügt hätte. Die mit ihm geschaffene Organisation hätte für das weitere gesorgt. Der Orden hätte auch seine Ausschließlichkeit und seine Eigentümlichkeit bewahren können. Er hätte neben den Logen für jedermann zugängliche Kulturvereine gründen können, ganz so, wie wir es getan haben. Aus deren Mitgliedern hätten die geeigneten, und die es wünschten, in den Orden aufgenommen werden können. Wie ich ja auch glaube, daß in dem Kulturreich die freiesten und höchststehenden Menschen zu einer besonderen Gemeinschaft zusammentreten werden, um unter sich ein Leben zu führen, für das die Mehrheit, auch der Kulturmenschen, nicht reif ist. So hätte jedenfalls der Freimaurerorden das große Werk, das Fry unternommen hat, vorbereiten können.

Aber wie sollte man die Logen dafür gewinnen? Hier zeigt sich eben der große Mangel einer einheitlichen Organisation. Ich hielt in meiner Loge Vorträge über meine Kulturgedanken, sprach mit hervorragenden Logenbrüdern und sogar mit der höchsten Spitze, dem Landesgroßmeister. Aber ich fand nicht das richtige Verständnis, stieß auf so viele Bedenken und so viele Sonderrücksichten, daß ich es aufgab, weitere Versuche zu machen, und es auch unterließ, in den verschiedenen Freimaurerzeitungen für meine Gedanken zu wirken. Denn auch bei diesen besteht ja eine große Zersplitterung, so daß bei der Masse der Sonderblätter zu allgemeinem Gehör durchzudringen außerordentlich schwer ist. Das ist schon in einem Lande so, geschweige denn in ganz Europa.

Meine Erfahrungen überzeugten mich immer wieder, daß das Kulturreich nicht auf dem Idealismus einiger Vorkämpfer aufgebaut werden könnte, sondern daß die Menschen durch persönliche Vorteile geleitet werden müßten. Daß mich das Schicksal mit Richard Fry zusammenführte, daß ich ihn für meine Gedanken gewinnen konnte, preise ich als das höchste Glück meines Lebens.

Jetzt, wo die Grundlagen der Kulturorganisation geschaffen sind, wo ein großes und immer weiter wachsendes Vermögen seine feste Stütze ist, ist der Freimaurerorden mit einer der eifrigsten Förderer unserer Bestrebungen. Fast aus allen Logen sind Kulturvereine hervorgegangen; nicht nur einzelne reiche Freimaurer, auch ganze Logen haben durch große Zuwendungen unser Vermögen vermehrt. Man hat eingesehen, welche Stärke in der Vereinigung aller Mittel und Kräfte beruht, und wie sehr dadurch die höchsten Ziele des Freimaurerordens gefördert werden.

X.

Amerika

Kultur-Gazeto.

Man hat sich verschiedentlich darüber gewundert, daß ich mit meiner Kulturorganisation nicht in Amerika angefangen habe, sondern sie in Europa begonnen und sie auf Europa beschränkt habe.

Die geplante Organisation von vornherein über die ganze Erde erstrecken zu wollen, wäre ein törichtes Unterfangen gewesen, das die Verhältnisse der Wirklichkeit verkannt hätte. Die katholische Kirche kann unter einer Spitze die ganze Erde umfassen; sie will das Glaubensbedürfnis der Menschen in einer bestimmten Form befriedigen, die in gleicher Weise für alle geeignet ist, die eine Offenbarung anerkennen und sich von einer überirdischen Autorität leiten lassen. Die Verschiedenheit der sozialen und Kulturverhältnisse spielt dabei keine Rolle. Ja, die Macht der Kirche ist um so größer und um so leichter aufrecht zu erhalten, je mehr sie sich auf Massengefühle stützt, je weniger freies Denken und selbständige Persönlichkeit entwickelt sind, auf die es gerade bei uns ankommt.

Die Voraussetzung für unser Wirken ist ein einheitliches Gebiet mit annähernd gleicher Zivilisation, die es möglich macht, das bei den besten Geistern zum Bewußtsein gekommene Kulturstreben in den gesellschaftlichen Einrichtungen zum Ziele zu führen. Dieses Gebiet darf für den Anfang wenigstens nicht zu ausgedehnt sein; es muß eine

Verkehrseinheit bilden, innerhalb deren die führenden Persönlichkeiten ohne zu große Schwierigkeiten und Zeitverluste zusammenkommen können. Bei der Mannigfaltigkeit der Aufgaben, die das Kulturreich zu erfüllen hat, darf die Übersichtlichkeit nicht leiden, und die oberste Verwaltung darf nicht durch zu große politische und wirtschaftliche Verschiedenheiten in der Verwaltung ihres Vermögens und der Führung der zu ihr gehörigen Kulturgemeinden beeinträchtigt werden.

Ich hätte statt Europa auch Nordamerika als geeignetes Gebiet nehmen können. Aber es schien mir nach reiflicher Überlegung mit Professor Linnert zweckmäßiger, mit Europa anzufangen. Zunächst: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Das hätte ich vielleicht auch an mir erfahren können. In Amerika war ich einer von vielen, in Europa hatte ich nicht meinesgleichen und konnte mich mit meinem Reichtum zu einer Macht gestalten, welche die Beachtung finden mußte, die ich brauchte.

In den Vereinigten Staaten hatte ich zwar keine Sprachverschiedenheit zu überwinden, aber gerade den Mangel eines einheitlichen Verständigungsmittels in Europa zu beseitigen, hielt ich für eine der wichtigsten Aufgaben der Kultur, weil die Vielheit der Sprachen, so wünschenswert und notwendig ihre Beibehaltung für das Volksleben ist, doch für den internationalen Verkehr eine törichte Kraftverschwendung und ein schädliches Hemmnis für die beste Ausnützung der Kulturkräfte war. Es war beschämend zu sehen, welche Schwierigkeiten der Einführung einer Hilfssprache gemacht wurden, wie groß die Gedankenlosigkeit ihrer Gegner war, die immer weiter die Möglichkeit dessen leugneten, was längst lebendige Tatsache geworden war.

Die Kulturorganisation war auch deshalb für Europa dringender, weil es ohne sie nicht möglich schien, den ganz unerträglichen, von jedem Einsichtigen als unvernünftig empfundenen Rüstungsverhältnissen und der ewig damit verbundenen Kriegsgefahr ein Ende zu machen. Wie konnte ein Kulturfreund gegenüber der Tatsache ruhig bleiben, daß die europäischen Staaten allmählich bis zu einer Jahresausgabe von nahezu zehn Milliarden Mark gekommen waren, lediglich um das brutale Faustrecht unter den Völkern aufrecht zu erhalten, zu schweigen von den unberechenbaren Nachteilen für Wirtschaft und Kultur, die mit diesem Zustande verbunden waren! Alle, die nicht gerade persönliche Vorteile von diesem Zustande hatten, beklagten ihn, aber kein einzelner konnte ihn ändern.

Hier konnte nur geholfen werden durch den festen Zusammenschluß der Kulturkräfte aller Länder zu einer Macht, die stärker war als die Dummheit der Menge und der Eigennutz der persönlich Interessierten.

Das sind die Hauptgründe, die mich für Europa bestimmten. Amerika, so hoffte ich, würde von selbst folgen und sich allein helfen. Und die Vorbereitungen sind schon im Gange, in den Vereinigten Staaten ein dem unsrigen ähnliches Kulturgebäude zu errichten. Wo es geht, werden wir zusammenarbeiten und uns gegenseitig fördern, und die Vorteile werden der ganzen Menschheit zugute kommen.

Richard Fry.

* * *

Neueste Nachrichten.

Telegramm aus New-York: Unter Führung von Morfeller, Vandergould und Carnebild hat sich ein Syndikat gebildet zur Einführung der Fryschen Kulturorganisation in die Vereinigten Staaten. Beteiligt sind 27 Multimillionäre. Vorsitzender des Arbeitsausschusses ist der Verleger des United States Magazine.

* * *

Deutsche Kulturzeitung.

Die Kulturbewegung in Amerika.

In den Vereinigten Staaten hat sich schon lange das Bedürfnis fühlbar gemacht, einen Ausgleich zu schaffen gegenüber der Einseitigkeit und der zu weit getriebenen Pflege dessen, was man unter dem Begriff Amerikanismus zusammenfaßt. Das Hetzen und Jagen nach dem Erwerbe, das auf der einen Seite eine immer größere Verfeinerung der Technik zur Folge hat, auf der anderen Seite die Entwicklung des Kulturlebens zurückdrängt, wird von dem jüngeren Geschlecht immer mehr als menschenunwürdig empfunden.

Aus den unbewohnten Steppen und Wäldern Nordamerikas sind in überraschend kurzer Zeit reiche Staaten mit dichter Bevölkerung geworden. Jugendliche Kraft und Unternehmungslust, oft verbunden mit dem skrupellosen Wagemut des Abenteurers, der nichts zu verlieren, alles zu gewinnen hat, — die Freiheit von den Banden alter Überlieferungen und einschnürender Gesetze, jungfräulicher Boden mit reichen Naturschätzen haben vor allem auf wirtschaftlichem

Gebiete Verhältnisse geschaffen, die ins Riesenhafte gehen. Wirtschaftlicher Erfolg wurde das Hauptziel jeden Strebens, und die glänzenden Beispiele großer Erfolge bei besonders glücklichen Unternehmern lockten in einem Lande, wo es keine Geburts- und Standesunterschiede gab und keine, noch so niedrige Arbeit gering geschätzt wurde, überall zu dem gleichen Streben nach dem Erfolge. Daher die Einseitigkeit und die Schnelligkeit der Entwicklung, die keine Zeit dazu ließ, die geschaffenen Reichtümer für die Kultur nutzbar zu machen. In Technik und Wirtschaft wurde der Nutzen der Organisation erkannt, die Kulturpflege war den Einzelnen überlassen und blieb in ihrer Zersplitterung unfruchtbar. Riesensummen wurden alljährlich von den Königen der Industrie und des Handels für Wohlfahrtspflege aufgewendet, ohne daß eine rechte Wirkung verspürt wurde. Die Hauptsache im Leben blieb das Geschäft und die Jagd nach dem Dollar.

Da begründete Richard Fry in Europa seine Kulturorganisation, und die ihr zugrunde liegenden Gedanken wurden in Amerika zuerst von denen erkannt, deren Vermögen das Maß ihrer persönlichen Bedürfnisse überstieg, und die entweder des reinen Erwerbslebens müde waren oder nie genötigt gewesen waren, sich ihm hinzugeben. So kam das Morfellersche Syndikat zustande, dem in der Hauptsache jüngere Leute angehören, die ihr Vermögen nicht selbst von klein auf erarbeitet haben.

Die Anregungen des Syndikats schlugen schnell überall Wurzel, weil der Boden durch die große Zahl der ordensähnlichen Vereinigungen vorbereitet war. Die weit ausgedehnten Organisationen der Odd-Fellows, der Freimaurer, der Pythias-Ritter, der roten Männer usw. hatten von Anfang an das Wirken Richard Frys beobachtet und in ihren Zusammen-

künften besprochen. Aber auch hier hinderte die bestehende Zersplitterung und die Verschiedenheit der Sonderinteressen ein einheitliches Vorgehen. Auch hier mußte erst ein neuer Rahmen geschaffen werden, der alle verwandten Bestrebungen zusammenfaßte.

Die bisher in den Vereinigten Staaten von dem Syndikat geschaffene Organisation unterscheidet sich von der Fryschen dadurch, daß sie nicht zur Verwaltung eines bestehenden Vermögens und Verteilung seiner Nutzungen, sondern zur Ansammlung eines Vermögens eingerichtet worden ist, das als Grundstock für den weiteren Ausbau der Organisation dienen kann.

Das United States Magazine gibt eine auch besonders zu beziehende Beilage unter dem Titel „Universal Culture League" (U C L) heraus, die ungefähr unserer Kultur-Gazeto entspricht. Die bisherigen Sammlungen haben nach den letzten Mitteilungen 500 Millionen Dollar überschritten. Da durch Frys Vorgehen die Möglichkeit der Kulturorganisation und ihre Zweckmäßigkeit erwiesen ist, so fließt das Geld aus vielen Quellen, die sonst verstopft geblieben oder im Sande verlaufen wären.

Neueste Nachrichten.

Die Universal Culture League hat eine Kulturpartei gegründet und in allen Wahlbezirken der Vereinigten Staaten eigene Kandidaten für den Senat und das Repräsentantenhaus aufgestellt. Die reichen Mittel der U C L lassen auf einen Riesenwahlfonds schließen, der ihr manchen Sitz im Kongreß erobern wird.

Neueste Nachrichten.

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten, der bekanntlich eine hervorragende Stellung in der U C L eingenommen hatte, betonte in seiner Botschaft an den Kongreß die Notwendigkeit größerer Kulturpflege und kündigte die Einbringung einer Gesetzesvorlage über eine allgemeine Kultursteuer an.

Der betreffende Wortlaut der Botschaft ist folgender: „Der Staat ist eine Schöpfung der Zivilisation im Interesse der Freiheit seiner Angehörigen. Die geschichtliche Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß den Menschen zwar die körperliche Freiheit ihrer Person und ihres Eigentums gewährleistet ist, daß aber die Verteilung der Güter, die den Genuß der Freiheit ermöglichen, von Zufälligkeiten abhängt, die sich durch staatliches Eingreifen bisher nicht regeln ließen. Einer unserer Mitbürger, Richard Fry, hat das Verdienst, die Kultur darüber hinaus gefördert zu haben. Was er für Europa geschaffen hat, das hat die Universal Culture League in die Vereinigten Staaten zu übertragen begonnen. Man ist auch hier zu der Erkenntnis gekommen, daß es der Menschheit unwürdig ist, die freie Entfaltung ihrer wertvollsten Kräfte dem Zufall zu überlassen, daß es unwürdig und grausam ist, das Beste in der Persönlichkeit leiden zu lassen unter den Zufällen des Besitzes, sei er ererbt oder erworben durch einseitige geschäftliche Begabung, durch Geschenke glücklicher Augenblicke oder sonstiger günstiger Umstände, und daß es eine verhängnisvolle Kraftverschwendung ist, die es verschuldet, daß an den Stätten der höchsten Zivilisation die Mehrzahl der Menschen von den Fortschritten der Technik mehr Nachteile als Vorteile hat. Bei der Relativität alles Irdischen und der Verschiedenheit der Menschen

kann der Staat nicht mehr tun als dafür sorgen, daß die Menschen nicht durch wirtschaftliche Abhängigkeit an der Entfaltung ihrer Kräfte verhindert werden.

Die Universal Culture League kann für ihre Organisation jährlich ungefähr 40 Millionen Dollar ausgeben; damit läßt sich schon viel, aber bei weitem noch nicht genug tun. Ich werde deshalb dem Kongreß einen Gesetzentwurf über eine Kultursteuer zugehen lassen, zu der jeder Einwohner der Vereinigten Staaten zu seinem Teile beitragen soll, um jährlich mindestens 250 Millionen Dollar für die Universal Culture League aufzubringen. Unser Land ist reich genug, um eine solche Steuer mit Leichtigkeit ertragen zu können. Es wird die produktivste Steuer der Vereinigten Staaten sein; ihr Erträgnis wird dem Volke nicht nur neue wirtschaftliche Reichtümer bringen, sondern vor allem eine Verminderung menschlichen Elends und eine Vermehrung und Erhöhung des Lebensgenusses.

Neueste Nachrichten.

Telegramm aus Washington: Sieg der Kulturpartei, Kultursteuer angenommen.

* * *

Deutsche Kulturzeitung.

Briefe aus Amerika
von einem älteren Geschäftsmanne an das jüngere Geschlecht.

I.

In den drei Jahrzehnten, die ich nicht mehr in den Vereinigten Staaten gewesen bin, hat sich hier eine große Umwälzung vollzogen. Damals kam ich mir vor wie in einer großen Fabrik: ich hörte das Stampfen und Dröhnen der Maschinen, das Sausen der Räder, das Hin- und Herrollen der Waren, sah die Menschen selber wie Maschinen, die Sekunden zählend, und alles hetzte und drängte, und niemand hatte Zeit.

Und was er sinnt, ist business,
Und was er blickt, succeed!
Und was er spricht, ist money,
Und was er schreibt, ist speed.

So konnte man damals Uhlands Verse auf den Amerikaner anpassen.

Das hat heute ganz bedeutend nachgelassen. Das Leben ist ruhiger und fröhlicher geworden. Man macht mehr Vergnügungsreisen als früher, auch die Männer gehen jetzt spazieren oder lesen Bücher; der Sport hat seine Übertreibungen verloren und ist mehr ein anregendes und unterhaltendes Spiel als eine anstrengende Beschäftigung geworden. In den Museen trifft man nicht mehr bloß durcheilende Fremde, Frauen oder Schüler, und in den Theatern sind die Burlesken und Possen hinter gehaltvollen Kunstwerken zurückgetreten.

Die Arbeitszeit in den Büros und Werkstätten ist kürzer geworden. Der Dienst ist ohne große Vermehrung des Per-

sonals zweckmäßiger eingerichtet; für eilige Sachen, die außerhalb der Bürozeit erledigt werden müssen, wechselt das Personal im Dienst ab. Zu dem freien Sonnabend-Nachmittag als weekend ist der freie Mittwoch-Nachmittag von 1 Uhr ab als midweek hinzugekommen. Mit Schluß des Dienstes bemüht man sich, auch die Gedanken vom Geschäfte abzusperren. Das hindert nicht, daß die schöpferischen Geister ihre Gedanken auch in der Mußezeit weiter spinnen lassen, aber mehr unbewußt als mit ununterbrochener Anstrengung. Wer sich nicht von den allgemeinen Gewohnheiten ausschließen will, ist gezwungen, sich ablenken zu lassen, und man hat die Erfahrung gemacht, daß diese Ablenkung der Frische der Ideen zugute kommt. Was man oft in tagelangem Grübeln vergeblich gesucht hat, das steht plötzlich mitten in einer Unterhaltung greifbar vor Augen. So verstößt es auch mehr und mehr gegen den guten Ton, bei geselligen Zusammenkünften von Geschäften zu reden.

In alle Lebensgewohnheiten ist eine größere Einfachheit eingetreten. Der Geschmack hat sich verfeinert. Der an sich genügsame und aufs Praktische, Zweckmäßige gerichtete Sinn des Amerikaners wendet sich mehr vom Scheine zum Wesen. Was früher allein durch das Gewicht oder die Masse gewirkt hat, imponiert nicht mehr. Namentlich die Jugend zieht gegen alles Protzentum in oft recht boshafter Weise zu Felde. Man bewundert nicht mehr die reichen Leute bloß wegen ihres Reichtums und macht sich lustig über die poor fellows, die immer weiter Reichtümer häufen, ohne das Leben zu genießen. Ja, es fängt an für unanständig zu gelten, Reichtümer über das Maß vernünftigen Bedürfnisses hinaus zu sammeln. Als vor einem halben Jahre der Baumwoll-Spekulant Cropton starb und seiner einzigen, mit dem reichen

Direktor der Midland-Railroad Company, Mr. Evens verheirateten Tochter sein ganzes Vermögen von rund hundert Millionen Dollar nach Abzug nur weniger unbedeutender Legate hinterließ, wurden Mr. Evens und seine Frau so lange von allen Klubs ausgeschlossen und gesellschaftlich boykottiert, bis sie den größten Teil des Erbes an die U C L abführten.

Man befindet sich inmitten einer Umwälzung der Lebensanschauungen, wie sie in der Geschichte von Zeit zu Zeit scheinbar plötzlich vor sich gehen und alles mit elementarer Kraft mit sich reißen. Von der reichen Jugend ausgegangen, hat sie besonders schnell das ganze gesellschaftliche Leben ergriffen. Einen kräftigen Hebel findet diese Bewegung in dem demokratischen, selbstherrlichen Volkscharakter und in einem gewissen angelsächsischen Erbe, der eigentümlichen Veranlagung der einzelnen, sich dem einmal als recht und notwendig Erkannten allgemein unterzuordnen, etwas als zwingende Sitte auszubilden, die zu befolgen man der Selbstachtung und der Achtung der anderen schuldig ist. Bei aller persönlichen Verschiedenheit und Unabhängigkeit sind sie vor der Sitte alle gleich.

Man hat eingesehen, daß das Leben zu kurz ist, als daß man es nur mit sklavischer Arbeit ausfüllen dürfte, auch wenn man nur sein eigener Sklave ist. Man hat eingesehen, daß es eine Torheit ist, das Wertvollste, was der Mensch hat: freie Zeit und die Möglichkeit, nach eigener Neigung zu schaffen und zu genießen, — solange für den Erwerb von Mitteln zum Zweck hinzuopfern, bis man für den Zweck selbst unfähig geworden ist. Wie im klassischen Altertum ist es Ehrensache geworden, Zeit zu haben. Wer keine Zeit hat, den bedauert man als Sklaven oder verachtet man als Toren.

Und in der Tat ist eine Neubelebung der Ideale des Altertums unverkennbar, mit denen wir Vorstellungen einer höheren Kultur verbinden. Nicht eine Rückkehr zu primitiveren Verhältnissen, sondern eine Fortentwicklung, entsprechend dem größeren Reichtum unserer Zeit. Das Ideal des freien Mannes, der seine Aufgaben sich selber stellt und es für unwürdig hält zu arbeiten, wenn er nicht muß, ist allgemeiner geworden. Im Altertum war solche Freiheit nur durch die Sklavenwirtschaft möglich. Aber darin besteht ja der große Fortschritt unserer Zeit, daß wir statt menschlicher Sklaven die viel billigeren und mehr leistenden Maschinen haben. Daß wir trotz der großen Arbeits- und Zeitersparnis durch die Technik mehr Arbeit und weniger Zeit haben sollten, daß wir trotz des größeren Reichtums ärmer, trotz größerer Freiheitsmöglichkeit unfreier geworden sein sollten, das ist der große Unsinn, gegen den man sich aufgelehnt hat. Und da man hier energischer und einheitlicher zu Werke geht, so hat man auch in kürzerer Zeit größere Fortschritte gemacht als in Europa.

II.

Wie war die Umwälzung, von der ich in meinem vorigen Briefe geschrieben habe, möglich? Es mag dahingestellt bleiben, ob sie auch ohne Richard Fry gekommen wäre, sicherlich ist sie durch ihn beschleunigt worden. Daß es ein Amerikaner und sehr reicher Mann war, der den ersten Anstoß gab, ist bezeichnend für die ganze Bewegung, und daß er Europa und nicht Amerika zum Ausgangspunkte nahm, zeugt von dem Weitblick dieses Mannes, bei dem sich deutscher Idealismus und amerikanischer Wirklichkeitssinn so glücklich vereinen.

Angenommen, Fry hätte sein Werk in Amerika begründet; so wäre mit größter Wahrscheinlichkeit die Folge gewesen, daß man in Europa zwar eine Menge darüber geschrieben hätte, aber nicht zum Handeln gekommen wäre. Namentlich in Deutschland hätten drei Köpfe vier verschiedene Meinungen gehabt; man hätte Ströme von Tinte in dem Streit über Bedeutung und Vernünftigkeit des Fryschen Werkes vergossen, hätte theoretisch nachgewiesen, daß es praktisch unmöglich sei, genau so wie man die Unmöglichkeit der Eisenbahn in Deutschland noch nachwies, als sie in England schon lange fuhr, und wie man ebenso theoretisch nachzuweisen versuchte, daß man sich mit Esperanto nicht verständigen könnte, obwohl man sich Jahr für Jahr auf den Weltkongressen von dem Gegenteil überzeugen konnte. Wie hätte man da ganz Europa unter einen Hut bringen wollen! Die jämmerliche Zersplitterung aller Kräfte, die vor Begründung des Kulturreiches in Europa bestand, hätte es außerordentlich erschwert, dem Beispiele Amerikas zu folgen.

Umgekehrt war es leichter. Nachdem Fry sein Werk unbekümmert um theoretische Erwägungen Stück vor Stück aufgebaut hatte, erkannte man in Amerika seine große Bedeutung und folgte mit der U C L. Bei der politischen Einheit der Vereinigten Staaten, dem energischen und praktischen Sinne des Volkes und vor allem, weil es nicht die Riesenlast der europäischen Staaten für das Wettrüsten zu tragen und deshalb mehr Geld für Kulturzwecke verfügbar hatte, gelang es der durch die U C L begründeten Kulturpartei unter dem Präsidenten Andrew, die allgemeine Kultursteuer einzuführen. Die Organisation der U C L wurde dadurch ganz anders staatlich anerkannt und unterstützt als das Werk Frys in Europa. Selten werden Steuern gern gezahlt, aber wenn

eine, so macht die Kultursteuer von dieser Regel eine Ausnahme. Man hält sie für vernünftig und gerecht und sieht ihren großen Nutzen ein, den sie für das ganze Volk hat und für jeden einzelnen haben kann. Denn jeder sieht ihre Wirkungen in seiner Umgebung, und jeder kann in die Lage kommen, für seine eigene Person Vorteile von ihr zu haben.

Eine der ersten Gründungen der U C L war die dem Muster der europäischen Ligilo nachgebildete „Universal Mediation Company", allgemein „Umco" genannt. Was für Fry zunächst nur Mittel zum Zwecke, Vorbereitung für sein Kulturreich war, ergab sich hier als notwendige Folge des engen Zusammenhanges zwischen Kultur und Wirtschaft. Mit ihren Beziehungen zu allen Zweigen der Volkswirtschaft, mit ihrer unabhängigen Verwaltung, die jede Person, jede Sache, jedes Geschäft nur vom Standpunkt des Kulturinteresses betrachtet, ist die Umco zu einer ebenso geachteten wie gefürchteten Macht im Wirtschaftsleben geworden.

Wehe dem Geschäftsherrn, welcher Art immer, Kaufmann oder Rechtsanwalt, Fabrikanten oder Unternehmer, der wegen wiederholten kulturwidrigen Verhaltens gegenüber seinen Angestellten oder in seinem Geschäftsgebaren auf die schwarze Liste gekommen ist! Eine besondere Abteilung der Umco, die mit der Auskunftei zusammenhängt, sammelt und untersucht die Beschwerdefälle, die nicht nur gegen Geschäftsleute, sondern auch gegen Wirte von ihren Mietern, gegen Hausherren oder Hausfrauen von ihrem Dienstpersonal eingehen. Ergibt die Untersuchung, daß die Beschuldigung unbegründet war, daß sie auf Klatsch oder Böswilligkeit beruhte, so kommt der Anzeiger auf eine warnende Liste; stellt sich die Beschuldigung als begründet heraus, so erhält der Schuldige eine Mitteilung, daß der Fall auf seinem Auskunftsbogen vermerkt ist, und daß

er bei Wiederholung je nach Schwere der Fälle auf eine der Listen kommt, die von Zeit zu Zeit von der Umco entweder nur an dem bestimmten Orte oder für die ganzen Vereinigten Staaten veröffentlicht werden.

Soweit ich gehört habe, hat die Umco dabei große Rücksicht walten lassen, die veröffentlichten Namen sind nicht sehr zahlreich; um so abschreckender wirken sie. Warum diese Zensureinrichtung, die in gewissem Maße dem „Kulturpranger" Ihrer Zeitung entspricht, nicht auch bei der Ligilo besteht, ist mir nicht bekannt. Sie kann nur von Nutzen sein. Der anständige Mensch hat nichts zu fürchten. Wer aber Menschen in abhängiger Stellung schlecht behandelt oder unsauber in seinen Geschäften ist, auch wenn er strafrechtlich nicht zu belangen ist, den zügelt die Furcht vor einer Bloßstellung in der Öffentlichkeit, womit geschäftliche und gesellschaftliche Nachteile verbunden sind, mehr als die Drohung der Gesetze einen Verbrecher, der ja meist glaubt, daß gerade er nicht ertappt werden wird. Vielfach sind ja die so häufigen kleinen Böswilligkeiten und Gemeinheiten des alltäglichen Lebens schlimmer für den Einzelnen und die Gesamtheit als große Verbrechen.

III.

Die Tätigkeit der Umco in der Vorbereitung und Verteilung von Geschäften, ihrer Hinlenkung an die geeigneten Stellen ist in einem so ausgedehnten Lande mit so verschieden verteilten Naturschätzen, so verschiedenen wirtschaftlichen Bedürfnissen und einer so verschiedenen Dichte und Art der Bevölkerung besonders fruchtbar. Hier sind ihre Einrichtungen denen der Ligilo ganz ähnlich.

In der Personal-Abteilung besteht ein Unterschied, nicht in den Einrichtungen, sondern in der Art ihrer Benutzung durch die Vermittelung suchenden Personen, wenigstens soweit ich Deutschland zum Vergleiche nehme. Der Amerikaner ist im Geschäfte vielseitiger und unternehmungslustiger; fühlt er sich an der einen Stelle nicht wohl, so versucht er es mit einer anderen, auch wenn sie eine ganz andere Art der Arbeit verlangt. Er ergreift, was ihm im Augenblicke für sein Fortkommen am besten erscheint. Der Deutsche hält auf seine besondere Fachausbildung, auf einen möglichst genau begrenzten Wirkungskreis. Was ihm abweichend davon oder darüber hinaus zugemutet wird, das lehnt er als nicht zu seinem Berufe oder nicht zu seiner Pflicht gehörig oder gar als unter seiner Würde, als nicht standesgemäß, ab. Diese Erfahrung macht man nicht nur bei der Menge der kleinen und wenig gebildeten Leute, sondern oft recht hoch hinauf. Ähnliche Erscheinungen gibt es freilich auch in Amerika, aber nicht in dem Maße. Unser Spezialistentum, unsern Kastengeist, unser Rang- und Titelwesen mit der Unmenge von Abstempelungen und Abstufungen bei Beamten und Privatangestellten und der großen Zahl beruflicher Vereine und Verbände, kurz die alte deutsche Kleinstaaterei, übertragen auf das Wirtschaftsleben der einzelnen, kennt man hier nicht.

So kam es, daß sich in Deutschland viele an die Ligilo wandten, um an anderer Stelle weiter zu kommen, aber lieber hungerten, als etwas anzunehmen, was nicht in allen Punkten ihren Standesbegriffen entsprach. Allmählich ist es ja etwas anders geworden. Mit der Hebung der freieren Persönlichkeit, der größeren Achtung des Menschen nach seinem inneren Werte und nicht nach Äußerlichkeiten, hat das Kulturreich solche Beschränktheiten zurückgedrängt. An-

dererseits führt in Amerika die Entwicklung dahin, daß das Geschäftemachen um jeden Preis nachläßt, daß man durch die von der Umco gebotenen Gelegenheiten wählerischer wird und sucht, auf dem einmal begonnenen Wege in einem bestimmten Fache weiter zu kommen.

In besonderer Blüte stehen die Kunst- und Literaturabteilungen der Umco. Sie haben viel zur Verfeinerung des Geschmackes beigetragen und Werken und Persönlichkeiten zum Durchbruch geholfen, die sich früher lediglich durch Zufälligkeiten, durch die Macht des Geldes und der Reklame hätten durchsetzen können.

Sehr lohnend für alle Beteiligten, für die Unternehmer, das Publikum und die Umco, ist ihre Reklameabteilung. Mit dem dichten Netze ihrer Niederlassungen an allen Orten und ihrer engen Verbindung mit der Organisation der U C L, von der ich noch besonders sprechen werde, kommt die Umco an alle Schichten der Bevölkerung mit ihren verschiedensten Interessen heran und hat deshalb auch zu einer für die hiesigen Verhältnisse besonders nötigen Reform des Reklamewesens geführt.

Reklame ist notwendig, aber sie wurde immer kostspieliger und immer schwieriger. Ihr Erfolg hing von vielen Zufälligkeiten ab, die sich nicht berechnen ließen, und die zu einer ungeheueren Kraft- und Geldverschwendung führten. Wer eine Ware in noch so vielen Zeitungen anzeigen ließ, der konnte sicher sein, daß viele Leute, die sie nicht gebrauchen konnten, die Anzeige hundertmal zu Gesicht bekamen, und viele Leute, die gern die Ware gekauft hätten, nicht einmal. Um einen Gegenstand in einem bestimmten Bezirke oder in einem beschränkten Interessenkreise einzuführen, mußte man Anzeigen bezahlen, die in alle Welt hinausgingen. Und

je bedeutender, je verbreiteter ein Blatt war, um so teurer waren die Anzeigen, deren größter Teil nutzlos bleiben mußte. Bei der Fülle der Anzeigen in Blättern und Anschlägen achteten die meisten Menschen überhaupt nicht mehr darauf, soweit sie nicht unabweisbar in die Augen fielen. Es kam deshalb schließlich nicht mehr darauf an, die Vorzüge des Gegenstandes klar zu machen, sondern nur ihren Namen bekannt zu machen, ihn so oft und an so vielen Stellen zu zeigen, daß ihn jedermann bewußt oder unbewußt in sich aufnahm. Die Folge war, daß die Menschen in ihrer Gedankenlosigkeit glaubten, daß die Ware, deren Namen sie am besten kannten, das heißt, am häufigsten gesehen hatten, auch die beste wäre, und sie kauften, ohne sich weiter über ihre Güte zu vergewissern. So wurden Geschmack und Urteilsfähigkeit verdorben. Ein kleines Geschäft mit einer guten Sache ging zugrunde, irgend ein Schund brachte riesigen Gewinn, wenn nur die Reklame geschickt und ausdauernd genug war.

Man nannte solche Reklame produktiv, ähnlich wie man in Europa die Ausgaben für die Kriegsrüstung als besonders produktiv hinstellte.

Wohl hatte eine Menge Berufszweige durch die Reklame unmittelbar und mittelbar lohnende Beschäftigung. Aber diese schuf zum überwiegenden Teile keine neuen Werte. Ein großer Teil der Arbeit bestand in einem Kampf um das Aufbauen und Zerstören von Sandhaufen, und wer den Menschen den meisten Sand in die Augen streuen konnte, der nahm ihnen das meiste Geld aus der Tasche. Ganz abgesehen von den vielen unnützen und sogar schädlichen Dingen, deren Herstellung und Absatz die Reklame ermöglichte, lag in der Reklame für diese Dinge nicht der geringste wirtschaftliche Vorteil. Es wäre für das

Nationalvermögen genau dasselbe gewesen, wenn man das Holz, das man zur Herstellung des Reklamepapieres verwendete, zwecklos verbrannt hätte, wenn man das Metall der Setz- und Druckmaschinen, statt es mühsam hierfür zu verarbeiten, hin und her geschmolzen hätte, wenn die unzähligen Arbeiter, Schreiber, Zeichner usw. gegen Lohn spazieren gegangen wären. Denn nicht darauf kommt es an, daß Menschen Geld verdienen, wenn das Geld nur den Besitzer wechselt, sondern daß durch ihre Arbeit Güter geschaffen werden, die dem Menschen von Nutzen sind, die ihre Bedürfnisse nach Freiheit und Schönheit des Lebens befriedigen.

Produktiv ist nur die Reklame, die wirkliche Güter so bekannt macht, daß sie ihre zweckmäßigste Verwertung finden. Mancher guten Idee, die früher deshalb nicht verwirklicht wurde, weil niemand den Mut hatte, das für die Einführungsreklame nötige Geld herzugeben, hilft jetzt wie die Ligilo, so die Umco mit ihrer Verwertungsorganisation, ohne daß besondere Aufwendungen für Reklame nötig wären.

Die Reklameabteilung, von der ich spreche, ist für fremde Unternehmungen, die der Reklame bedürfen. Auf ihre Einrichtungen im einzelnen einzugehen, würde zu weit führen. Ich möchte nur folgendes hervorheben:

Es wird ein Unterschied gemacht, ob eine Sache neu eingeführt oder eine bereits eingeführte weiter empfohlen werden soll.

Die Umco nimmt nichts an, von dessen Güte sie sich nicht überzeugt hat. So kommt es, daß die bloße Tatsache, daß etwas von ihr angenommen ist, eine so große Empfehlung ist, daß sich schon dadurch manche weitere Reklame erübrigt. Das Publikum bezeichnet mit dem Ausdruck „keine Umcosache"

alle Gegenstände, die schon deshalb nichts taugen können, weil ohne die Umco für sie Reklame gemacht wird.

Eine gewisse Härte liegt für viele Unternehmer in der Einrichtung, daß solche Gegenstände, die bei ihrer Einführung etwas Neues und Gutes brachten, später aber infolge neuer Entdeckungen oder Erfindungen durch etwas Besseres ganz oder in mancher Hinsicht überflüssig gemacht werden, in der Umcoliste einen Stern erhalten und nach einiger Zeit gänzlich gestrichen werden. Das gilt auch von ganzen Geschäften, von Firmen, deren Zuverlässigkeit oder Leistungsfähigkeit zurückgegangen ist. Für das Publikum und den allgemeinen Fortschritt ist dies von großer Bedeutung. Es wird deshalb auch, namentlich von den Mitgliedern der U C L, dafür gesorgt, daß die Auskunftsabteilung der Umco immer gut unterrichtet ist.

IV.

Entsprechend dem Grundgedanken Richard Frys, dem Zufall planmäßig zu Leibe zu gehen, ist die Umco bemüht, überall regelnd einzugreifen, wo überhaupt eine vermittelnde Tätigkeit in Frage kommt. Und das geht weit über rein geschäftliche Angelegenheiten hinaus. Natürlich wird nichts umsonst gemacht. Die Gebühren sind der Bedeutung der Sache und der Leistungsfähigkeit der Beteiligten angepaßt. Bei der Vielseitigkeit und der großen Ausdehnung der vermittelnden Tätigkeit, die als solche ja mit keinem Verluste verbunden ist, sind die Einnahmen weit größer als die Ausgaben, und die Umco kann alljährlich einen beträchtlichen Überschuß an die U C L abführen. Bei der weitgehenden Arbeitsteilung auf der einen Seite, dem Zusammenlaufen aller Fäden auf der andern Seite hat die Umco viele Ausgaben nicht, die

bei der früheren Zersplitterung unvermeidlich waren. Und vor allem, die Geschäfte werden schneller, sicherer, zweckmäßiger und deshalb vorteilhafter abgeschlossen.

Die verschiedenen Arten selbständiger Vermittler von früher, Makler, Agenten usw. sind zum großen Teile verschwunden, wie die Posthalter vor der Eisenbahn. Der für die frühere, auf lauter Zufälligkeiten beruhende Kultur so bezeichnende Zustand hat aufgehört, daß Leute Riesengewinne einstecken konnten für die Ausnutzung ihres Namens, ihrer Stellung, ihrer persönlichen Beziehungen, gelegentlich ihnen zugekommener Kenntnisse oder sonstiger Zufälligkeiten. Wessen ganzes Verdienst darin bestand, daß er zwei Personen, zu denen er Beziehungen hatte, zusammenführte, konnte allein dadurch ein Vermögen gewinnen, wenn es sich um ein großes Geschäft handelte, das infolgedessen zustande kam. Es gab unzählige Fälle, wo jemand aus der Verwertung einer Idee, an der er jahrelang mit großen Mühen und Opfern gearbeitet hatte, dem Finanzvermittler für eine kurze einmalige Bemühung als Provision eine Abgabe zahlen mußte, die zu einer jährlich wachsenden Rente wurde, während der Geschäftsherr alle Sorgen und Risiken des Geschäftes trug. War es ein Geschäft, das aus irgend welchen Gründen eine weit größere Ausdehnung gewann als man ursprünglich ahnte, so konnte der Gewinnanteil des Vermittlers in die Millionen gehen, ohne daß er das geringste zu dem Geschäfte selbst und seinem Aufschwunge beigetragen hätte.

Natürlich sind die Vermittler auch außerhalb der Umco nicht ganz entbehrlich geworden. Es gibt immer Fälle, wo die Gelegenheit eine große Rolle spielt, wo eine vielleicht schlummernde Neigung zu einem Geschäfte auf der einen oder anderen Seite geweckt werden muß. Für alle aber,

die bestimmte Bedürfnisse haben und wissen, was sie wollen ist die Umco von unschätzbarem Werte.

Ihre enge Verbindung mit der U C L besteht zunächst darin, daß ihre Verwaltung aus hervorragenden Mitgliedern dieses Kulturverbandes zusammengesetzt ist, und daß dieser auch die Mehrheit ihres Kapitals besitzt. Wie bei der Umco ist die U C L aber auch bei den bedeutendsten Unternehmungen des Handels und der Industrie der Vereinigten Staaten beteiligt. Sie hat ihr ganzes Kapital in solchen Beteiligungen angelegt und verwendet weiter den Teil ihrer Eingänge aus der Kultursteuer, aus Beiträgen ihrer Mitglieder, aus Schenkungen und letztwilligen Verfügungen, den sie nicht für ihre laufenden Bedürfnisse flüssig halten muß, zu immer neuen Anlagen. Durch ihre Vertretungen bei den verschiedenen Unternehmungen und durch die Umco verfolgt sie die Bewegungen des Wirtschaftslebens, um dort Fuß zu fassen, wo es ihr zweckmäßig erscheint, und sich da zurückzuziehen, wo ihre Beteiligung nicht mehr nötig oder nicht nutzbringend genug ist. Bei der Vielseitigkeit der über das ganze Land ausgedehnten Unternehmungen werden gelegentliche Verluste auf einer Seite durch größere Gewinne auf einer anderen Seite ausgeglichen.

Die möglichst nutzbringende Anlage ist für die U C L zwar wichtig, aber nicht die Hauptsache. Sie will vor allem dafür sorgen, daß überall an die Spitze der großen Unternehmungen Menschen kommen, die das Kulturbedürfnis unserer Zeit verstehen und danach leben.

Die großen Gesellschaften, die auf allen Gebieten der Wirtschaft die Regel sind, und von denen die unzähligen kleineren Unternehmungen abhängig sind, geben dem ganzen geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben das Gepräge;

alle Lebensverhältnisse werden von ihnen durchdrungen. Idee dieser Gesellschaften braucht zu ihrer Verwaltung eine mehr oder minder große Zahl tüchtiger Männer. Wenn auch hier und da, oft zum Nutzen der Gesellschaft, ein einziger Mann wie ein Diktator über allen steht und anscheinend die Hauptarbeit allein verrichtet, so ist das doch nur die Ausnahme. Meist handelt es sich dabei um solche Persönlichkeiten, unter deren Leitung ein Geschäft aus verhältnismäßig kleinen Anfängen zu großer Bedeutung empor gewachsen ist. Im allgemeinen sind auch sie auf Mitarbeiter angewiesen, die oft eine größere Selbständigkeit, einen größeren Einfluß auf die Geschäftsführung haben, als nach außen erscheint. Je größer das Unternehmen, je besser begründet und eingerichtet es ist, um so weniger kommt es darauf an, daß ein kaufmännisches Genie an seiner Spitze steht. Solche Genies haben im Gegenteil oft die blühendsten Gesellschaften zugrunde gerichtet. Hat ein Unternehmen eine gewisse Größe erreicht, so trägt es die Keime zu weiterer Entwicklung in sich selbst. Auf allen Seiten schließen sich an seine Organisation neue Geschäftsmöglichkeiten an, und die Hauptaufgabe der Verwaltung besteht darin, mit umfassendem Überblicke das Bestehende auszunutzen und vorsichtig auszubauen. Sie muß ihr Unternehmen ebenso vor sprunghaften Neuerungen wie vor allmählicher Verknöcherung bewahren. Am besten ist es deshalb für die Geschäftsführung, wenn sie eine gesunde Mischung von älteren, erfahrenen, ruhig vorsichtigen Kräften und frischer, der Entwicklung zugewandter Jugend ist.

Früher glaubte man vielfach, ein wirklich gebildeter Mensch mit vielseitigen Interessen und vornehmem Charakter könne kein guter Geschäftsmann sein. Man sah, daß die erfolgreichsten Geschäftsleute nicht gerade zu den Blüten der

Kultur gehörten, daß sie zwar klug und schlau waren, aber ihre geistigen Fähigkeiten unter einem alles beherrschenden Erwerbssinn nur einseitig für das Geschäft ausgebildet hatten und diese Fähigkeiten um so besser ausnutzen konnten, je weniger Herz sie hatten und je weniger sie durch Rücksichten auf Menschlichkeit und Kultur gehemmt wurden. Unter der damaligen Kulturanarchie war es in der Tat auch kaum anders möglich, abgesehen von besonders glücklichen Zufällen, sich in der wild durcheinander drängenden Masse durchzusetzen. Mit der besten Sache, der besten Idee allein kam man nicht durch, auch nicht allein mit persönlicher Tüchtigkeit; den Erfolg mußte man erlisten und erjagen, mußte ihn in unausgesetzter, rücksichtsloser Tätigkeit erringen, durfte an nichts anderes als an das Geschäft denken, und wer nicht von vornherein einseitig dazu veranlagt war, der wurde es dabei. Und das ging so weit, daß viele ihren ganzen Lebensinhalt nur im Geschäfte fanden, sodaß sie auch als reiche Leute bis in ein hohes Alter unter dem Drange des einseitig entwickelten Erwerbssinnes dem eigentlichen, menschenwürdigen Leben fernblieben. Der Kampf um geschäftliche Erfolge und das mit den Erfolgen verbundene Machtgefühl war ihnen zum Selbstzweck, zu einem Bedürfnis geworden, ohne dessen Befriedigung ihnen das Leben leer und langweilig geworden wäre.

Hierin ist durch die U C L ein erheblicher Wandel herbeigeführt worden. Kaufmännische Tüchtigkeit und Kulturbildung schließen einander nicht aus, und da das die besten, auf die Dauer vorteilhaftesten Geschäfte sind, bei denen beide Teile ihren Nutzen finden, so kann man auch auf ehrliche und anständige Weise Geschäfte machen. Wer freilich nur der List und Gaunerei gegenüber steht, hat einen schweren Stand und ist oft genötigt, auf einen Schelmen anderthalb zu setzen.

Aber je mehr vornehme Naturen durch das Zusammenwirken von U C L und Umco in die leitenden Stellen der großen Unternehmungen hineinkommen, um so sauberer und leichter werden die Geschäfte, um so mehr schadet man sich selber durch jeden Versuch, durch bloße Überlistung, durch unfeine Ausnützung augenblicklicher Überlegenheiten oder auf sonstige, einem feineren Kulturempfinden widersprechende Weise einen Erfolg zu erringen. Wie im gesellschaftlichen, so soll auch im geschäftlichen Leben der Gentleman den Ton angeben.

Damit verschwindet allmählich von selbst das Übergewicht der reinen Geschäftsmenschen und das Bedürfnis nach ihnen. Wer immer, nicht nur zeitweise, wie es oft unvermeidlich ist, bloß im Geschäfte aufgeht; wer nie für etwas anderes Zeit und Sinn hat, wird nicht als voller Mensch angesehen. Ist aber einmal bei dem einzelnen Menschen ein gewisses Kulturbedürfnis lebendig, so bilden sich auch seine Interessen weiter aus, und das hat eben dazu geführt, daß man die berufliche Arbeitszeit verkürzt und der Betätigung persönlicher Neigungen einen größeren Spielraum eröffnet hat. Die Macht der U C L hat es durchgesetzt, daß alle größeren Unternehmungen einheitlich vorgegangen sind, sodaß keine den anderen gegenüber im Nachteil ist. Die Folge dieser Umwandlung war wieder, daß diejenigen Geschäftsleute, die sich auch außerhalb des Geschäftes als wertvolle Menschen erwiesen, an allgemeiner Achtung gewannen, die anderen aber, die nichts als Geschäftsmenschen waren, wenn auch noch so tüchtige, verloren.

V.

Die tiefgreifenden Änderungen in der gesellschaftlichen Schätzung des geschäftlichen Erfolges führen allmählich zu

einer gleichmäßigeren Verteilung des Reichtums unter die fleißigen und tüchtigen Menschen. Früher sagte man mit Recht: um reich zu werden, muß man Geld haben. Und auch die Glücklichen, die ohne einen Heller begonnen und es zu großem Reichtume gebracht haben, machten davon nur scheinbar eine Ausnahme. Von ihrem Einkommen als Laufjungen, als Schreiber, Händler oder dergl. konnten sie durch bloße Sparsamkeit oder Tüchtigkeit keine Reichtümer sammeln. Erst wenn sie durch irgend einen Glückszufall ein kleineres oder größeres Kapital erworben hatten, zu Geld gekommen waren, das sie für ihre täglichen Bedürfnisse nicht brauchten, konnten sie Vorteile, die sich ihnen boten, ausnutzen und ihr Vermögen vergrößern. Und erst ein größeres Vermögen konnte den Grundstock zu wirklichem Reichtum legen. Bloße Arbeit führte ihn nie herbei. Auch Leute, die vermögenslos in gute bezahlte Stellungen gekommen waren, konnten erst von dem Augenblicke ab, wo sie sich mit ihren Überschüssen an fremden Unternehmungen beteiligen konnten, die große Gewinn- aber auch Verlustmöglichkeiten boten, zu Reichtum gelangen. Nur in solchen Stellungen, die jedes Jahr ein Vermögen eintrugen, das weit über das Jahresbedürfnis hinausging, konnten sich die Überschüsse, vermehrt um ihre Zinsen, zu Reichtümern ansammeln. Gewöhnlich brachten solche Stellungen noch manche Gelegenheit mit sich, bei der man ohne Mühe und Risiko ansehnliche Gewinne nebenbei machen konnte.

Das selbständige Unternehmertum geht nun mehr und mehr zurück. Auf allen Gebieten arbeiten große Gesellschaften, mit denen der einzelne schwer in Wettbewerb treten kann. Die Möglichkeit, mit einem kleinen Kapital ein Geschäft zu begründen, das seinen Inhaber zu einem wirklich reichen Manne macht, ist seltener geworden. Gewöhnlich wird auch

in solchem Falle das Geschäft, wenn es einen gewissen Umfang angenommen hat, in eine Gesellschaft umgewandelt oder muß wie eine Gesellschaft verwaltet werden.

Das hat zur Folge, daß auch das Wirtschaftsleben mehr und mehr wie ein Beamtenstaat eingerichtet ist. Wer nicht ganz unfähig ist und seine Pflicht tut, hat für bescheidene Lebensansprüche ein sicheres Auskommen. Der Tüchtige kommt aber schneller empor und zu größerem Einkommen, als es dem Beamten im Staate möglich ist.

Wenn nun U C L und Umco dafür sorgen, daß in die höheren und höchsten Stellungen des Wirtschaftslebens nur Personen kommen, bei denen nicht die Gier nach Geld oder geschäftlicher Macht die einzige Triebfeder ihres Handelns ist, so hört der Zustand auf, daß eine bestimmte, an sich schon bevorzugte Klasse von Menschen eine Art Monopol auf diese Stellungen hat, daß sie sie jahrzehntelang festhalten, sie mit Verwandten oder Freunden weiter besetzen und so eine große Zahl geeigneter, aber durch persönliche Beziehungen nicht begünstigter Kräfte von ihnen ausschließt.

Die gesellschaftliche Anschauung zwingt jetzt jeden Inhaber einer Stellung, die mit großem, zu Reichtum führendem Einkommen verbunden ist, nach angemessener Zeit den Posten einem andern zu überlassen. Wo die U C L maßgebenden Einfluß hat, sorgt sie durch entsprechende Vertragsbestimmungen dafür. Niemand wird für unersetzbar gehalten, und im Interesse des Geschäftes schon wird darauf geachtet, daß es nicht auf zwei Augen gestellt ist, daß rechtzeitig genügender Ersatz herangebildet wird. Persönlichkeiten von besonderer Geschicklichkeit oder Erfahrung können, wenn sie Lust dazu haben, auch weiterhin dem Geschäfte von Nutzen bleiben, ohne daß sie die tägliche Leitung behalten.

Da es ferner in der Organisation der U C L Raum genug für tüchtige und gebildete Menschen gibt, ihre Kräfte auch außerhalb des Geschäftes zu betätigen, und in ihrem Dienste höheres Ansehen zu gewinnen ist, als Besitz und Erfolg allein gewähren, so läßt der reine Erwerbstrieb von selbst nach. Wer wohlhabend genug ist oder ein hinreichendes Einkommen hat, um unabhängig und vor Not gesichert leben zu können, der strebt nicht weiter danach, Reichtümer zu häufen, die über eine gewisse Höhe hinaus den Lebensgenuß doch nicht mehren können. Wie sehr es dabei auf die gesellschaftliche Anschauung ankommt, ergibt sich schon daraus, daß es auch zu Zeiten, wo viel Geld zu verdienen nicht gerade als unfein angesehen wurde, es doch viele Menschen gab, die es für vornehmer hielten, in einem freien Berufe oder als Staatsbeamte bei mäßigem Einkommen eine angesehene gesellschaftliche Stellung einzunehmen, als sich zu Sklaven des Geschäftslebens zu machen.

Für viele, die über ihr persönliches Bedürfnis hinaus Reichtümer zu häufen suchten, war ein Hauptbeweggrund das Streben, ihren Kindern ein möglichst großes Vermögen zu hinterlassen. Auch das hat sich allmählich geändert. Man hat gesehen, daß der ererbte Reichtum den Kindern oft mehr geschadet als genutzt hat, ja daß schon die sichere Erwartung der Erbschaft auf Charakter und Lebenswandel ungünstig einwirkten.

Ein bescheidenes Vermögen ist für die Freiheit der Persönlichkeit immer noch von großem Werte, im übrigen kommt es auf den Wert der Persönlichkeit selbst an, und für deren Entfaltung ist jetzt durch die U C L ganz anders gesorgt als früher.

Schließlich ist vieles, was man sich früher nur bei ganz

großem Reichtum leisten konnte, jetzt allgemeiner zugänglich geworden. Schon bei mäßigem Wohlstande gibt es für einen vernünftigen Menschen mit höheren geistigen Interessen kaum etwas, das er für seinen Lebensgenuß entbehren müßte. Der unsinnige Luxus, den mancher nur getrieben hat, um seinen Reichtum zu zeigen, oder um törichte Launen zu befriedigen, geht den Kulturmenschen gegen den Sinn für Maß.

Auf der einen Seite wird also die Möglichkeit, Riesenreichtümer aufzuhäufen, erschwert, auf der andern die Erreichung eines für jede Kultur wünschenswerten, aber auch genügenden Wohlstandes erleichtert. Die Vorteile davon erstrecken sich bis in die untersten Schichten des Volkes.

VI.

Ich habe bisher anzudeuten versucht, auf welche Weise auf rein geschäftlichem Gebiete die U C L durch ihr Vermögen und durch die Einrichtungen der Umco an der Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse arbeitet. Man sieht, es deckt sich im Wesen mit dem Vorgehen Frys in Europa trotz der politischen und wirtschaftlichen Verschiedenheiten in beiden Erdteilen. Die Erfolge beweisen auch hier die Richtigkeit der Grundgedanken Frys, der die Gründung des Kulturreiches wie ein großes Geschäft behandelt, bei dem die Schätze der Erde dadurch am fruchtbarsten gemacht werden, daß man sie den wertvollsten Menschen anvertraut.

Die U C L ist aber nicht nur ein geschäftliches Unternehmen. Ihre ganz dem Fry-Reiche nachgebildete Auslesevorrichtung hat Menschen zu Ansehen und Macht geführt, die an Bedeutung für die Kultur die Inhaber der höchsten Staatsämter über-

treffen und nur den besten Fürsten monarchischer Staaten an die Seite zu stellen sind.

Es ist eine auffallende, für den Seelenkenner aber wohl zu erklärende Erscheinung, daß in den Vorsitzenden der Verbände, die sich aus den Kulturvereinen stufenweise bilden, ein Adel anerkannt wird, wie er in den demokratischen Staatseinrichtungen undenkbar ist. Mit großer Schnelligkeit haben sich hier die wissenschaftlichen Untersuchungen über den Unterschied von Kulturreich und Staat, verstärkt durch den lebendigen Anschauungsunterricht, in den Kreisen der Gebildeten durchgesetzt.

Im Staate, wo vor dem Gesetze alle gleich sind, will auch jeder Bürger sein Mitbestimmungsrecht haben, da darf es keine Vorzüge der Geburt geben. Der Schutz, den der Staat gewährt, die Lasten, die er auferlegt, kommen allen ohne Unterschied der Persönlichkeit zu. Was verschieden geregelt werden muß, hängt nur mit der Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung und der Durchführung der nötigen Zwangsmaßregeln zusammen.

Im Kulturreiche aber ist jeder Mensch auf sich selbst gestellt, keiner hat über den andern irgend eine Zwangsgewalt. Hier gilt nur die Persönlichkeit als solche, und nur der steht über den andern, dessen Überlegenheit freiwillig anerkannt wird. Wer von tausend Menschen, von zehntausend, schließlich von Millionen durch die allgemeine Achtung als der Beste ausgezeichnet wird, der trägt den Adel in sich, einen besseren, als er durch irgend einen Stammbaum, irgend einen Adelsbrief nachgewiesen werden kann. Sich von andern Menschen unterscheiden zu wollen und ebenso, zu andern aufblicken zu können, sind Bedürfnisse, die tief in der menschlichen Natur liegen. In Amerika wie im republikanischen Frankreich mochte man

stolz auf die Bezeichnung Bürger sein und die Gleichheit preisen, gesellschaftlich fühlte man anders, und wenn reiche Erbinnen durchaus einen Grafen heiraten wollten, so war dies nicht der einzige Beweis dafür. In Deutschland sind die Macht und das Ansehen des geschichtlichen Adels noch zu groß, als daß die Kulturfürsten schon eine ähnliche Stellung in der Gesellschaft einnehmen könnten wie hier.

An der Spitze der U C L steht der Emperor of Culture mit einem Jahresgehalt von 500 000 Dollar. Er wird auf vier Jahre gewählt und ist nicht wiederwählbar. Unter ihm stehen 40 Kings of Culture mit einem Jahresgehalt von je 100 000 Dollar. Jeder King of Culture hat einen Rat von zehn Princes of Culture, jeder Prince of Culture einen Rat von zehn Counts of Culture. Das Einkommen der Princes of Culture beträgt 25 000 Dollar jährlich, das der Counts of Culture 10 000 Dollar.

Die Zahl der zu einer Grafschaft gehörenden Kulturvereine ist je nach ihrer Größe verschieden. Sie werden in zehn Verbände mit ungefähr gleicher Mitgliederzahl eingestellt. Die Verbandsvorsitzenden werden von den Vereinsvorsitzenden aus ihrer Mitte gewählt und wählen wieder aus ihrer Mitte ihren Count of Culture.

Die U C L hatte ursprünglich für alle ihre Mitglieder ein kleines Abzeichen von Silber mit ausgestanztem C eingeführt. Wegen der Vorteile, die mit der Mitgliedschaft der U C L verbunden waren, wurde aber mancher Mißbrauch mit dem Abzeichen getrieben, und da der Eintritt in einen Kulturverein jedermann freisteht, wurde auch mancher Unwürdige Mitglied. Die U C L beschloß daher, daß das Abzeichen nur von den Verbandsvorsitzenden und solchen einfachen Mitgliedern getragen werden dürfe, denen es vom Grafenrate besonders

verliehen ist. Die Kulturfürsten vom Grafen aufwärts tragen dasselbe Abzeichen in Gold. Das Abzeichen ist durch ein Bundesgesetz der Vereinigten Staaten geschützt, Mißbrauch wird nicht nur von der U C L, sondern auch vom Staate bestraft.

Das Abzeichen ist nicht nur von Bedeutung für die Mitglieder untereinander und für die Benutzung der Einrichtungen der U C L, sondern als Zeichen einer freien Persönlichkeit auch sonst von großem Werte. Man begegnet seinen Trägern mit Achtung und Vertrauen, denn das Abzeichen verpflichtet. Wer sich seiner unwürdig erweist, hat sich vor den Kulturgerichten zu verantworten, deren Urteile gesellschaftlich ächten können.

Dadurch ist ein freierer Zug in das ganze Leben gekommen. Die Verkehrssitten sind rücksichtsvoller und ungezwungener geworden. Es herrscht mehr Gradheit und Natürlichkeit. Das zeigt sich besondes auch in dem Verhalten der beiden Geschlechter zu einander.

Nach Einführung der Kultursteuer und nachdem man gesehen hatte, wie gut sich die Einrichtungen der U C L zur Auslese der Tüchtigen bewährten, entstand innerhalb der Kulturpartei eine starke Bewegung, diese Einrichtungen auch für das politische Leben nutzbar zu machen. Es wurden Vorschläge gemacht, die Bundesverfassung dahin zu ändern, daß der Präsident der Vereinigten Staaten nicht mehr auf die bisherige Weise gewählt werden sollte, sondern der jeweilige Emperor of Culture gleichzeitig Präsident sein sollte. Dadurch würden die Erschütterungen des öffentlichen Lebens, die mit jedem Wahlkampfe verbunden sind, vermieden werden, und man hätte nach dem Ideale Platos den Besten des Volkes an der Spitze des Staatswesens.

Aber die U C L selbst trat diesem Vorschlage entgegen. Das Kulturreich und das politische Reich müßten selbständig nebeneinander bestehen. Auch die bloße Personalvereinigung an der Spitze beider Reiche könnte für beide nachteilig werden. Der Präsident hat Rücksichten zu nehmen, die dem Emperor of Culture widerstreben würden. Die Präsidentschaft ist ein Amt und bindet wie jedes Amt die Persönlichkeit. Der Emperor of Culture ist nur Persönlichkeit und soll sie in ihrer ganzen Freiheit zeigen. Dazu kommt noch der wichtige Grund, daß die Wahl zum Emperor of Culture nichts anderes voraussetzt, als vornehmes Menschentum, daß man aber damit allein noch kein großes Staatswesen leiten kann. Der Präsident braucht eine bestimmte politische Schulung und staatsmännische Begabung. Man müßte also bei der Wahl des Emperor of Culture von vornherein darauf Rücksicht nehmen. Diese Beschränkung würde dem Wesen der U C L widersprechen.

Aber was von dem Emperor of Culture gilt, der nur einer ist, trifft nicht ohne weiteres auf die Kings of Culture zu, deren es viele gibt. Unter diesen wird es immer einen oder einige geben, die für die Präsidentenschaft geeignet sind. Man hat deshalb die Verfassung dahin geändert, daß die Gesamtheit der Kings of Culture den Präsidenten der Vereinigten Staaten aus ihrer Mitte wählt.

VII.

Auf ganz friedlichem Wege ohne gewaltsame Eingriffe in das gesellschaftliche und politische Leben der Vereinigten Staaten hat die U C L durch eine wirtschaftliche Gründung zu einer Änderung der Lebensverhältnisse geführt, die an die Lösung der sozialen Frage nahe herantritt, sie jedenfalls,

soweit sie überhaupt möglich ist, vorbereiten hilft. Jede Zeit hat ihre eigenen Aufgaben, und die U C L hat mit Fry als die ihrige erkannt die Freimachung der wertvollsten Persönlichkeiten, um ihnen getrost die Sorge für die weitere Entwicklung zu überlassen. Die Bahn dafür ist geebnet, indem man die größten Hindernisse beseitigt hat, durch die das Spiel des blinden Zufalls den Fortschritt gehemmt hat.

Die vielen Utopien, die geträumt und geschrieben worden sind, um alle Menschen glücklich zu machen, haben ihr Ziel verfehlt, weil sie die Verschiedenheit der Menschen und die menschlichen Schwächen nicht genügend berücksichtigt haben, weil sie glaubten, wenn es keine leibliche Not mehr auf Erden gäbe, würde das Paradies von selbst kommen, würden Haß, Neid, Bosheit und die meisten Verbrechen verschwinden.

Das ist zu erreichen und wird erreicht werden, daß für die leibliche und geistige Notdurft jedes Menschen genügend gesorgt wird, daß niemand mehr in Elend und Schmutz zu verkommen braucht. Aber dann beginnt erst die Schwierigkeit, die der Staat mit seinen Mitteln nicht beheben kann.

Der Staat könnte wie eine allgemeine Wehrpflicht, so eine allgemeine Nährpflicht einführen, um jedem seiner Angehörigen einen gewissen Mindestbedarf an Nahrung, Kleidung und Wohnung zu sichern. Er könnte zu diesem Zwecke jeden Bürger zwingen, eine Reihe von Jahren in einem Arbeitsheere zu dienen; er könnte das Privateigentum an allen wirtschaftlichen Werten aufheben und es auf die Gesamtheit übertragen, um ihre Erträgnisse in mehr oder minder gleicher Weise allen zukommen zu lassen. Ja, was immer man annehmen mag, wodurch der Staat eine andere Verteilung der Güter herbeiführen könnte, er kann durch sich allein die Übelstände nicht beseitigen, die bestehen bleiben,

auch wenn jedermann sich satt essen und trinken kann. Neben dem Hunger sind Liebe und Eitelkeit Grundtriebe des Menschen, und ihre Befriedigung wird um so schwerer, je mehr der Staat in die persönliche Freiheit eingreift. Wie eine lebendige Sitte stärker ist als das Recht, so ist das gesellschaftliche Leben stärker als das staatliche, das Reich der Freiheit und Verschiedenheit für das Lebensglück bedeutungsvoller als das Reich des Zwanges und der Gleichheit.

Die Vorschläge der Weltverbesserer vor Richard Fry blieben Utopien, weil sie im Staate der Macht der Gesetze und in der Gesellschaft dem Idealismus der Menschen zu viel zutrauten. Die Entwicklung führte unverkennbar dahin, das Gebiet des staatlichen Lebens, in dem Zwangseinrichtungen unentbehrlich sind, auf das Notwendigste einzuschränken, das Gebiet aber, auf dem der Mensch sich nicht im Bürger erschöpft, immer freier zu gestalten. Es war der grundlegende Gedanke Frys, dahin zu wirken, daß die Menschen so wenig wie möglich als gleich behandelt werden, und daß sie so viel wie möglich Gelegenheit haben müssen, ihre Verschiedenheit zu entfalten.

Das Leben in der Masse wird nie durch Idealismus bestimmt, hier herrscht die Selbstsucht und zwar in ihrer niedrigen, kleinlichen Weise. Wer seiner Natur nach zur Masse gehört, wird sich davon nicht freimachen, auch wenn er in den besten wirtschaftlichen Verhältnissen lebt. Es gibt freilich edle Naturen, so wie sie sich manche Utopisten nach ihrem Bilde vorgestellt haben, wenn die Not beseitigt wäre, doch sie sind vereinzelt und nicht nur deshalb machtlos, sondern auch weil sie unfrei sind. Diese müssen aus der Masse emporgehoben werden und zur Herrschaft im gesellschaftlichen und staatlichen Leben gebracht werden, so wie es die U L E

vielfach erreicht hat. Gibt es auch unter Tausend nur einen oder noch weniger, ihrer vereinigten Macht fügt sich auch die Masse, die schließlich immer lieber guten als schlechten Führern folgt, wenn sie nur die Bedürfnisse befriedigen kann, die in dem alten „panem et circenses" zusammengefaßt bleiben.

Auch die idealste Staatsverfassung kann die volle Freiheit der Persönlichkeit nicht verbürgen. Der Staat braucht Beamte mit Machtbefugnissen und zwar umsomehr, je weiter er sein Tätigkeitsfeld ausdehnt. Die im Staatsdienste notwendige Unterordnung bringt es mit sich, daß von unten nach oben und von oben nach unten gegen das freie Menschentum gesündigt wird. Wo es Gewalten gibt, gibt es auch ihren Mißbrauch.

Das ist auch in der Kirche nicht anders, und hier war es am schlimmsten, als zu der geistlichen Macht noch die weltliche hinzukam. Die Kirchen- wie die Staatsdiener, die von Vorgesetzten ernannt werden, sind auf deren Gnade angewiesen, und ihr Amt ist ihnen meist der einzige Träger von Einkommen und Ansehen. Wo man zu einem höheren Amte gewählt wird, werden Ränke geschmiedet, gibt es mehr oder minder große Beeinflussungen, und es wird nicht der beste, sondern der bequemste gewählt. Das gilt genau so vom Papste wie von den Präsidenten der Republiken, mit Ausnahme jetzt der Vereinigten Staaten. Das ist so tief im Wesen der Machtverhältnisse begründet, daß es bei der menschlichen Natur im allgemeinen gar nicht anders sein kann.

Darum mußte sich das dritte Reich entwickeln, das über Staat und Kirche stehende Kulturreich, in dem alle Machtverhältnisse ausgeschlossen sind, die gegen die Freiheit des Menschentums verstoßen könnten. Wo eine Macht besteht, ist es die der unabhängigen Persönlichkeit, und zu einer solchen kann man nicht ernannt werden. Sie kann nur freiwillig

anerkannt werden. Kein Kulturfürst hat denen, die ihn wählen, eine Gunst zu gewähren. Und mag jeder der kleinen Gruppe, aus der er hervorgeht, für sich selber die Auszeichnung wünschen, er kann nur auf ehrliche Weise danach streben, da er keine Macht über die anderen hat, — und sollte er sich auf unlautere Weise einen Vorzug zu erschleichen suchen, der nicht in seiner Persönlichkeit liegt, so müßte er eine Mehrheit unabhängiger Männer auf seine Seite bringen, die kein besonderes Interesse haben, daß gerade er gewählt wird, aber Gefahr laufen, im ganzen Kulturreiche bloßgestellt zu werden. Die wenigen Fälle, in denen das Kulturgericht Strebernaturen entlarvt hat, sind eine eindringliche Warnung. Je höher man steht, um so tiefer ist der Fall, und in einem Reiche der Freiheit gegen die ungeschriebenen Gesetze zu sündigen, ist schlimmer, als im Staate gegen das Strafgesetzbuch zu verstoßen. So ist dafür gesorgt, daß in der Regel wirklich nur die Besten emporsteigen.

Und keiner von ihnen kann zu wirklicher Bedeutung kommen, wenn er nicht den Reichtum seiner Persönlichkeit in wohltätiger Weise zeigt. Allein kann er weder über die materiellen noch die ideellen Schätze des Kulturreichs verfügen. Will er durch das Wort wirken, so muß der Geist der Kultur hinter ihm stehen, — will er wirtschaftliche Güter verwenden, so ist er an die Bewilligung des über ihm stehenden und die Mitarbeit des unter ihm stehenden Rates gebunden.

Keine andere Organisation kann so wie das Kulturreich Freiheit und Ordnung verbinden, kann ohne Zwangseinrichtungen so große Macht entfalten. Ein scheinbar so loser Verband wie die U C L mit ihren freien Kulturvereinen ist nicht nur die stärkste, sondern auch umfassendste Macht in der Vereinigten Staaten oder besser, über ihnen geworden,

weil es kein Gebiet des menschlichen Lebens gibt, auf dem nicht freie Menschen mit Geist und Geld zu dem Höchsten führen könnten, das jeweils erreichbar ist.

Ich habe diese Betrachtungen so weit ausgesponnen nicht nur, weil das Kulturreich in Amerika weiter entwickelt ist als in Europa und deshalb sein Verhältnis zum Staate hier besser erkannt werden kann, sondern auch, um meinen jungen Freunden, die in vieles hineingewachsen sind, was wir Alten mühsam erkämpfen mußten, die Bedeutung des Erreichten näher zu bringen. Sie werden das große Werk Frys um so mehr bewundern und sich seiner freuen, je besser sie in seinen Einrichtungen die wenigen einfachen Grundgedanken erkennen. Ja, so einfach sind sie, daß es noch heute in Europa Menschen gibt, die sie nicht verstehen. Leider haben fast immer die einfachsten Gedanken am längsten bis zu ihrem Siege gebraucht. —

XI.

Der Kaiser von Europa

Kultur-Gazeto.

An Seine Majestät den Kaiser von Rußland, Peter IV.

Eurer Majestät nahe ich mich in aller Ehrerbietung vor Ihrem erhabenem Amte namens des Europäischen und mit Zustimmung des Amerikanischen Kulturreiches mit einer schweren Anklage.

Eure Majestät haben in Ihrem Reiche die Kulturvereine verboten und einen der angesehensten Kulturfürsten nach Sibirien verbannt, weil er eine Schrift veröffentlicht hat, in der er die Mißwirtschaft geißelt, die unter der Regierung Eurer Majestät das Leben des russischen Volkes auf das schwerste schädigt. Statt dem mutigen, um das Wohl Ihres Reiches besorgten Mann zu belohnen, haben Sie ihn grausam bestraft und damit das Empfinden der gesamten Kulturmenschheit beleidigt.

Wenn Sie glauben, den Geist des Fortschritts in Ketten legen zu können, so sind Sie in einem Irrtum befangen, der für Ihr Reich und Ihre eigene Person von verhängnisvollen Folgen sein kann.

Die von allen Kulturfürsten Ihres Landes unterschriebene Eingabe um Begnadigung des Verbannten und Aufhebung des Verbotes der Kulturvereine, haben Sie mit der Drohung beantworten lassen, daß jeder weitere Versuch, die Ihrer Regierung schädlich erscheinende Bewegung zu fördern, neue Verbannungen nach sich ziehen würde.

Majestät, wenn die Freiheit der edelsten Geister unserer Zeit Ihrer Regierung schädlich werden kann, so ist das ein Beweis, daß diese Regierung schlecht ist. Dann hat die Regierung der Kultur zu weichen und nicht umgekehrt. Soll ein ganzes großes Volk leiden, damit die wenigen, die dem Throne und der Macht nahestehen, ihre Herrschaft stärken? Eine solche Herrschaft kann nur noch von kurzer Dauer sein. Wenn die Stimme Ihres Volkes nicht unmittelbar an Ihren Thron dringen darf, so spricht sie jetzt durch mich zu Ihnen.

Auch ohne den Zusammenschluß zu den von Ihnen verbotenen Vereinen haben inzwischen die Kulturfürsten in Rußland weitergearbeitet, und von vielen Seiten ist ihnen Hilfe geworden. Sie haben bei mir als dem Vertreter des Europäischen Kulturreiches den Antrag gestellt, Eure Majestät vor Europa und Amerika anzuklagen, und sie haben den Antrag durch Unterschriften gestützt, die sie im ganzen Lande gesammelt haben. Hinter diesen Unterschriften stehen etwa 20 Millionen Russen, wenn man nur die Angehörigen der Zeichner rechnet. Bedenkt man die Schwierigkeiten der Sammlung und die große Unbildung und Unfreiheit ungezählter Millionen Ihres Volkes, so müssen Eure Majestät vor der Wucht dieser Anklage erschrecken. Und dieser Anklage schließen sich die großen Kulturverbände Europas und der Vereinigten Staaten von Amerika an. Denn es handelt sich hier nicht um eine innere Angelegenheit Ihres Landes, sondern um Interessen der gesamten Kulturwelt. Seitdem diese sich zu geschlossener Macht vereinigt hat, wird sie auch die Forderungen der Kultur durchzusetzen wissen.

Ich ersuche daher Eure Majestät, dem verbannten Paul Alexandrowitsch Neruschkin aus St. Petersburg die Freiheit

wiederzugeben, das Verbot der Kulturvereine aufzuheben und die schuldigen Mitglieder Ihrer Regierung zu bestrafen.

Der Präsident des Europäischen Kulturreiches

Richard Fry.

Preußische Post.

Der Ton, den Richard Fry in seinem offenen Briefe an Seine Majestät den Kaiser von Rußland anschlägt, ist unerhört. Er erinnert an die Art und Weise, in der der korsische Imperator mit den Fürsten seiner Zeit umsprang, wie ein Herr, der einen Untergebenen zur Rede stellt und ihm Befehle gibt. Doch Napoleon war wenigstens durch das Glück der Waffen in die Höhe getragen worden; ein starkes, ihm treu ergebenes Heer stand hinter ihm. Wie will aber Herr Fry den Kaiser des mächtigen Reiches zwingen, an dessen Widerstand selbst der größte Eroberer aller Zeiten zerschellte?

Wir verkennen die edelen Beweggründe Frys nicht, bedauern aber die falsche Einschätzung seiner Stellung und glauben, daß das Deutsche Reich es ablehnen muß, sich in die inneren Angelegenheiten seines Nachbarreiches, mit dem es in den freundlichsten Beziehungen lebt, einzumischen. Was Herr Fry im Namen der europäischen und amerikanischen Kulturverbände gesprochen hat, geht die einzelnen Staatswesen nichts an.

Freie Presse.

Seit der Thronbesteigung des Zaren Peter IV. von Rußland hat die autokratische Herrschaft, die unter seinen

letzten Vorgängern schon bedeutend gemildert war, wieder unheilvoll zugenommen. Bei dem jungen Kaiser hat durch seine einseitig höfische, unter dem überwiegenden Einflusse der Orthodoxie stehende Erziehung, die ihn möglichst von den westeuropäischen Kulturgedanken fern hielt, der Glaube festgesetzt, er sei eine Art Halbgott, den die Vorsehung zum allmächtigen und allwissenden Herrn über sein Volk gesetzt habe. Sein Charakter zeigt einen atavistischen Hang zum Grausamen, als lebte der Geist Iwans des Schrecklichen in ihm, mit dem Unterschiede, daß er nicht gerade eigenhändig köpft, aber seine Freude daran hat, namentlich geistig hochstehende Männer seine Herrschaft in demütigender Weise fühlen zu lassen. Seine Umgebung fürchtet ihn und sucht sich durch Schmeicheleien und Angebereien in seiner Gunst zu erhalten. Wie die meisten tyrannischen Naturen schwebt er in steter Sorge um sein Leben.

Als der Petersburger Fry-König Paul Neruschkin in seiner Schrift „Zar und Volk" sich über verschiedene Willkür-Handlungen des Herrschers und über die Verderbtheit des mitregierenden Adels offen aussprach, benutzte der Kaiser die Gelegenheit, die ihm längst verhaßten Kulturvereine zu verbieten und Neruschkin nach Sibirien zu verbannen. Wie nicht anders zu erwarten, blieben die Versuche der übrigen Fry-Fürsten aus Rußland, den Kaiser anderen Sinnes zu machen, ohne Erfolg, und wir fürchten, daß auch der offene Brief Richard Frys fruchtlos bleiben wird. Die jetzigen Zustände in Rußland sind aber eine solche Schande für die Kultur, daß Europa nicht länger tatenlos zusehen darf.

Die ganze russische Intelligenz, bis in die höchsten nichn gerade an der Mißwirtschaft selbst interessierten Kreise, hat

sich an das europäische Kulturgewissen gewandt, zu dessen Sprachrohr sich Richard Fry gemacht hat. Auch außerhalb Rußlands gibt es keinen Menschen von Herz und Verstand, der das Vorgehen Frys nicht dankbar begrüßt hätte, mit Ausnahme der wenigen mittelalterlichen Köpfe, die jedes Staatswesen noch immer als unabhängig von der allgemeinen Kultur betrachten, und die in der jeweiligen Regierung eines Staates den Willen des ganzen Volkes so verkörpert sehen, daß ein Tadel der Regierung eine Beleidigung des Volkes ist. Man kommt immer wieder mit der bekannten inneren Angelegenheit, in die sich kein fremder Staat einzumischen hätte. Hier beschwert sich aber das ganze russische Volk — soweit es überhaupt fähig ist, sich zu rühren —, gegen eine verderbte Regierung, und wir würden es für eine Beleidigung dieses in seinem Kerne edelen und gesunden Volkes halten, wenn wir es mit dem Staate, das heißt mit den jetzigen Machthabern, für eins erklären wollten.

Europa hat die Pflicht, auf den Ruf dieses Volkes zu antworten, und wenn die russische Regierung dem Ersuchen Richard Frys nicht folgt, so werden die europäischen Staaten mit ihren Machtmitteln einschreiten müssen. Europa hat nicht dem russischen Kaiser und seinen Günstlingen zu Gefallen zu sein, sondern dem russischen Volke als einem Mitgliede der allgemeinen Kulturgemeinschaft. Und wenn im Reichstage dem Herrn Reichskanzler die Frage vorgelegt werden wird, was er zu tun gedenke, um der Stimme des europäischen und amerikanischen Kulturreiches Gehör zu verschaffen, so zweifeln wir nicht, daß er uns von Schritten berichten wird, die er inzwischen schon im Verein mit den übrigen Mächten gegen Rußlands Regierung vorbereitet hat.

Das russische Regierungsorgan hat auf den offenen Brief Richard Frys erklärt, daß der Zar souverän sei und sich von niemand auf der Welt Vorschriften machen lasse.

Also: es lebe der Zar, wenn auch das Volk zugrunde geht! Wir möchten wissen, wie der Zar leben könnte, wenn nicht das Volk für ihn arbeitete. Seine Macht stützt sich auf Soldaten, die sich gewiß nicht aus Liebe und Verehrung zu ihm totschießen lassen, sondern weil die Knute sie zwingt. Diese aber wird von denen geschwungen, die sich mit dem Kaiser, dem reichsten Manne der Erde, in den Raub teilen, der unter der kapitalistischen Herrschaft an Gut und Blut des Volkes verübt wird. Aber die Geschichte, auch die russische, hat mehr als einmal bewiesen, daß das Heer ein Messer ist, dessen Schneide sich auch gegen die Gewalthaber richten kann.

Die Bestrebungen Richard Frys gehen ja vielfach auf andere Ziele als wir verfolgen. Sie haben aber das Gute, daß sie die Menschen in gewisser Weise zur Freiheit erziehen und ihnen das Gefühl für die Würde des Menschentums wecken. Das ist auch in Rußland nicht ohne Erfolg geblieben. Wenn 20 Millionen Menschen sich den Fry-Fürsten angeschlossen haben, so ist das ein Beweis dafür, wie tief die Kulturgedanken in das Volk eingedrungen sind. Wenn es Richard Fry gelingt, mit ein paar Millionen Rubel einigen mutigen Führern die Möglichkeit zu geben, an den wichtigsten Plätzen das Banner der Revolution zu entfalten, dann hat das letzte Stündlein für das Zarenhaus geschlagen. Man wird nach den Erfahrungen, die man mit den Selbstherrschern gemacht hat, sich nicht damit begnügen, Herrn Peter durch einen Paul oder Iwan zu ersetzen, sondern wird durch eine republikanische

Verfassung dem Volke die Herrschaft verschaffen, die ihm allein gebührt.

Das russische Volk soll nur nicht darauf warten, daß die europäische Diplomatie für seine Rechte eintritt. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Die Herren Diplomaten sind ja Vertreter der Regierungen und nicht des Volkes, sie beten das Götzenbild der Souveränität und des Nationalismus an und versichern seine Heilighaltung auf Gegenseitigkeit.

Wir empfehlen unsern russischen Brüdern, in aller Stille sich selbst zu rüsten und das letzte Bollwerk der Autokratie in Europa zu stürzen.

Deutsche Kulturzeitung.

In allen westeuropäischen Staaten haben sich die Regierungen genötigt gesehen, dem Drucke der öffentlichen Meinung nachzugeben. Die Anklage Richard Frys konnte wohl von dem russischen Kaiser, nicht aber von den Regierungen der Staaten mißachtet werden, die mehr oder minder die Kulturorganisation als eine unantastbare Einrichtung anerkannt haben. Der unverkennbare Segen, den das Werk Frys jedem Volke gebracht hat, die Tatsache, daß es sich nur mit der Pflege der Güter befaßt, die allen Völkern gemeinschaftlich sind, wozu auch die Aufrechterhaltung der kulturfördernden Verschiedenheit der Völker gehört, haben den Kulturparteien aller Länder eine Macht verschafft, mit der jeder Staat rechnen muß. Wir sehen mit Spannung, aber bei der Persönlichkeit des Zaren nicht ohne Sorge, den Vorstellungen entgegen, die die Mächte durch ihre Vertreter in St. Petersburg erheben werden.

Die wiederholten Versuche der Vorgänger Peters IV., verfassungsmäßige Zustände in Rußland nach dem Muster der westeuropäischen Monarchie einzuführen, waren nie ernstlich genug gemeint. Die Berichte der Duma wimmelten von Wünschen, die auf eine Besserung der inneren Lage Rußlands gerichtet waren, aber sie blieben unberücksichtigt, weil die Regierung ihre Verwirklichung nicht wollte. Ein unüberwindliches Hindernis zur Entwicklung einer ordentlichen Gesetzgebung bildete der reaktionäre Reichsrat, der auch die geringste liberale Änderung der Duma an den Regierungsvorlagen sofort aufhob.

Die ganze Tätigkeit der Regierung, besonders im Ministerium des Innern, lief auf eine Gendarmenpolitik hinaus, die keine Freiheit im öffentlichen Leben aufkommen ließ. Strafen, die willkürlich im Verwaltungswege verhängt wurden, lähmten jede freie Regung, besonders bei der Presse, die von der Regierung als ein unversöhnlicher Feind betrachtet wurde. Namentlich die liberalen Zeitungen und die Arbeiterpresse wurden mit Maßregelungen und Verboten überschüttet. Die „Kulturnaja Gazeta", die von dem russischen Verbande der Fry-Vereine herausgegeben wurde, hielt sich möglichst von allen politischen Fragen fern und wurde deshalb im allgemeinen gut behandelt. Die Fryschen Vereine selbst beschränkten sich in der ersten Zeit auf die Pflege vornehmer Geselligkeit und eine zweckmäßige Verwendung ihres Anteils an dem Fry-Vermögen im Sinne seines Stifters und vermieden es, sich die Mißgunst der Regierung zuzuziehen. So erstarkten sie allmählich zu einer gesellschaftlichen Macht, die auch von den Vorgängern Peter IV. und von diesem selbst in seinen ersten Regierungsjahren geachtet wurde. Als aber die Willkürherrschaft des Zaren immer rücksichtsloser

wurde, waren es die Mitglieder der Kulturvereine und die Fry-Fürsten in erster Reihe, die sich der Unterdrückten annahmen. Die „Kulturnaja Gazeta" wurde immer häufiger gemaßregelt und schließlich ganz verboten. So kam es zu der bekannten Schrift Neruschkins und zu ihren Folgen.

Rußland steht vor einer schweren inneren Krise. Seine Zustände ähneln in mancher Hinsicht denen Frankreichs vor der großen Revolution. Das Volk ist in seiner großen Mehrheit politisch unreif, es wird von einer dünnen Oberschicht, dem großgrundbesitzenden Adel und der Priesterschaft, beherrscht und in Unbildung erhalten. Der Mittelstand, der ja hauptsächlich nur in den größeren Städten vorhanden ist, ist von großem Streben nach Bildung und Kultur erfüllt und leidet besonders unter dem Drucke der kulturwidrigen Zustände.

Solange die Hoffnung bestand, allmählich durch eine geordnete Gesetzgebung zu einer besseren Entwicklung zu kommen, ging er ruhig seinen Geschäften nach. Unter der jetzigen Regierung ist aber eine Mißstimmung entstanden, die nach einem gewaltsamen Ausbruche drängt. Kommt es dazu, so ist nicht abzusehen, wohin die Ereignisse führen werden. Eine gewisse Aufklärung ist bis in die untersten Schichten gedrungen. Das konnte die Regierung bei den heutigen Verkehrsverhältnissen beim besten Willen nicht verhindern. Aber diese Aufklärung wird gerade bei der allgemeinen Unbildung und Unfreiheit besonders gefährlich. Eine nur auf ihren persönlichen Vorteil bedachte Regierung lernt aber nichts aus der Geschichte.

Das russische Volk liegt wie ein mächtiger Riese am Boden. Wehe, wenn er sich erhebt! Bei der Leidenschaftlichkeit und der mehr oder minder schlummernden Grausamkeit des

slawischen Charakters — grattez le Russe et vous truoverez le Tartare! — kann eine allgemeine, Jahrhunderte lang zurückgedrängte Revolution furchtbar werden.

Wenn der herrschenden Klasse das Wohl des Volkes gleichgültig ist, so möge sie wenigstens an sich selber denken.

Neueste Nachrichten.

Die Audienz, die der Kaiser von Rußland zur Entgegmr nahme der Vorstellungen der Mächte auf gestern bestim1el hatte, nahm folgenden Verlauf.

Wortführer war der englische Botschafter als Doyen des diplomatischen Corps. Die Maßnahmen der Regierung Seiner Majestät gegen die Fry-Vereine und gegen ihren Führer Neruschkin hätten die europäische Kulturgemeinschaft schmerzlich berührt. Die Kulturorganisation Frys sei eine internationale Einrichtung, die sich auch in einigen Ländern besonderer staatlicher Anerkennung und Förderung erfreue. Das Verhalten der Regierung Seiner Majestät gegen sie habe deshalb allgemein europäische Interessen verletzt, und es sei keine Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Reiches Seiner Majestät, wenn die Mächte diese allgemeinen Kulturinteressen unter ihren Schutz stellten.

Der Kaiser antwortete: „Erzellenz, ich bedaure, daß Sie sich zum Sprachrohr der Wünsche eines Parvenüs, wie Richard Fry, gemacht haben."

Der Botschafter: „Verzeihung, Majestät, ich habe namens der Staaten gesprochen, deren Vertreter wir zu sein die Ehre haben".

Der Kaiser: „Um so schlimmer. In meinem Reiche bin ich allein Herr, nicht Richard Fry".

Um so schlimmer.

Wen die Götter verderben wollen . . . Das „tant pis" des Kaisers von Rußland kann ihm teuer zu stehen kommen. Die Versuche der russischen Regierungspresse, es als nicht so schlimm hinzustellen, wie es klingen kann, können nur ein Lächeln des Bedauerns hervorrufen. Auch die Bemühungen des Ministers des Äußeren Grafen Stolpinjeff, seinen Kaiser zu entschuldigen, waren vergebens. Man kann seiner Jugend und seinem lebhaften Temperament manches zugute halten, — so durfte er nicht entgleisen.

Die Herabsetzung Richard Frys durch die Bezeichnung Parvenü fordert zu einem Vergleiche heraus, der nicht zugunsten des Zaren ausfällt. Fry hat in durchaus uneigennütziger Weise sein Riesenvermögen und seine ungewöhnliche Arbeitskraft in den Dienst der Kultur gestellt, hat eine Organisation geschaffen, der als einem Reiche der Freiheit ohne jedes staatliche Machtmittel in der Geschichte nichts Ähnliches an die Seite zu stellen ist, und hat sich damit einen Platz unter den größten Männern aller Zeiten erobert. Und auf einen solchen Mann, der nicht erst seit dem Abend seines Lebens auf dem ganzen Erdkreis verehrt und bewundert wird, blickt ein Jüngling verächtlich herab, der sich kein anderes Verdienst beimessen kann, als eine Krone geerbt zu haben. Wo ist hier das Gottesgnadentum und der wahre Adel?

Wäre Peter IV. in einem einfachen Bürgerhause geboren, er säße bei seinen Anlagen und Neigungen wahrscheinlich schon lange in irgend einem Gefängnisse oder Arbeitshause. Nicht einmal auf seiner jetzigen Höhe der Macht und des Reichtums zeigt er die geringste Spur von einem Adel der Per-

sönlichkeit. Wie grausam ist der Unsinn, daß jemand, der als Mensch zu den schlechtesten seines Volkes gehört, die Aufgabe hat, ein so großes Reich zu regieren, und die Gewalt hat, sein Volk an der Entwicklung seiner besten Persönlichkeiten zu verhindern!

Aber wenn einer, so hat Richard Fry dafür gesorgt, daß dieser Unsinn nicht mehr lange währen kann. Die Geschichte hat ja oft an eine unscheinbare Kleinigkeit eine große Umwälzung im Leben der Völker geknüpft, und so kann es auch mit dem „tant pis" werden. An sich ist es ja gleichgültig, wie Peter IV. über Richard Fry denkt. Aber er hat mit seiner Äußerung das diplomatische Corps und die Staaten Europas beleidigt und muß dafür zur Rechenschaft gezogen werden. Die ganze europäische Presse ist sich darüber einig. In England will man keine Verhandlungen, die den Zaren bewegen sollen, sich in aller Form zu entschuldigen. Es komme nicht auf eine Zurücknahme der Beleidigung der Staaten an, sondern darauf, dem unwürdigen Zustande eine Ende zu machen, daß ein zu Europa gehörendes Volk durch eine verderbte Regierung von der europäischen Kulturgemeinschaft ausgeschlossen werden könne. Man verlangt sofortige Kriegserklärung an Rußland, um den Zaren mit Gewalt den Forderungen der Kultur gefügig zu machen.

Wir halten es aber für ausgeschlossen, daß es wirklich zum Kriege kommt.

Deutsche Kulturzeitung.

Wir begrüßen es mit großer Genugtuung, daß Frankreich erklärt hat, sich unbedingt auf die Seite Englands und Deutschlands gegen Rußland zu stellen. Die gemeinschaftlichen

Interessen der europäischen Staaten haben ja von Jahr zu Jahr zugenommen, und nicht zum wenigsten durch den Einfluß der Fry-Fürsten ist überall ein Gefühl der Zusammengehörigkeit durchgedrungen, das noch vor einem Menschenalter weiten Kreisen undenkbar erschienen wäre. Die frühere Furcht, Deutschland würde seine militärische Überlegenheit zu einem Angriffskriege gegen Frankreich oder England benutzen, ist ganz geschwunden, und der frühere Gedanke Frankreichs, in einem Rachekriege Elsaß-Lothringen zurückzuerobern, ist der jüngeren Generation unverständlich geworden. Seitdem Elsaß-Lothringen ein selbständiger Bundesstaat geworden und mehr wie ein freier Bruder der süddeutschen Völker als wie ein unmündiger Sohn Preußens dasteht, sieht jeder Franzose ein, daß Elsaß-Lothringen so natürlich zu Deutschland gehört, daß es unter den heutigen Kulturanschauungen Wahnsinn wäre, es selbst nach einem glücklichen Kriege von Deutschland losreißen und zu einer französischen Provinz machen zu wollen.

Inzwischen sind sich auch sonst die Völker näher getreten. Seit Einrichtung der billigen Luftreisen Berlin-Paris kommen immer mehr Franzosen nach Deutschland, und da sie dank Esperanto nicht Deutsch zu lernen brauchen, um sich verständlich zu machen, so benutzen sie die Gelegenheit, Land und Leute ganz anders kennen zu lernen, als früher, wo sie Deutschland nur durch den Zerrspiegel ihrer Zeitungen auf sich wirken ließen.

Eine ganz außerordentlich segensreiche Aufklärungsarbeit haben die Fry-Fürsten geleistet. Viele Mitglieder französischer Kulturvereine haben deutsche Vereine besucht, und was sie aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, in weitere Kreise ihres Volkes getragen. So hat man die Erfahrung

gemacht und immer wieder bestätigt gefunden, daß zwischen einem gebildeten Franzosen und einem gebildeten Deutschen oft weniger Unterschiede bestehen, als zwischen einem Süd- und einem Nordfranzosen, und vor allem, daß es keinen vernünftigen Grund dafür gibt, daß die beiden Völker in Feindschaft gegen einander arbeiten sollten, daß vielmehr ein Zusammenwirken beider für jeden Teil von Nutzen ist.

Ähnliche Fortschritte hat das Verständnis zwischen England auf der einen, Frankreich und Deutschland auf der anderen Seite gemacht. Man lacht heute über die kindischen Bedenken, die seinerzeit gegen die Erbauung des Tunnels unter dem Ärmelkanal in England erhoben wurden. Man steht auch hier vor einer der vielen Sonderbarkeiten der Kulturgeschichte, wo die Enkel die Denkweise ihrer Großväter nicht begreifen können. Denn wie konnte man glauben, die insulare Abgeschlossenheit Englands bewahren zu können, wo Luftschiffe und Flugzeuge aller Art an der ganzen Küste und an allen Plätzen des Inneren landen konnten, nicht nur an dem einen Punkte, wo jetzt der Tunnel mündet, dessen Ausgang durch eine Handvoll Soldaten bewacht und durch einen Knopfdruck verschüttet werden kann!

Jetzt zieht man unter, auf und über dem Wasser nach England, und der Verkehr hat sich zum Nutzen aller Beteiligten vervielfacht.

Die internationale Regelung des Luftverkehrs hat zu wesentlichen Vereinfachungen des Zollwesens geführt. Die Kommission zur Vorbereitung einer europäischen Zollunion sieht dem Ende ihrer schwierigen Arbeiten entgegen. Europa ist zu einem einzigen Wirtschaftsgebiet geworden, das zum großen Teil von dem international angelegten Vermögen des Kulturreiches im Zusammenhange mit der „Ligilo"

beherrscht wird. Europa ist durch den heutigen Verkehr kleiner geworden, als es Deutschland für den Verkehr zur Zeit Goethes war. Goethe sagte zu Eckermann: „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde, unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun. Es sei eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe, eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag."

Und was für Deutschland gekommen ist, muß nach allen Gesetzen der Entwicklung auch für Europa kommen.

Der Einigung Deutschlands standen nicht die verschiedenen Völkerstämme entgegen, sondern die verschiedenen Staaten mit ihren Fürsten, die auf ihre Selbständigkeit eifersüchtig waren. Die Selbständigkeit der Herrscher ist aber überall beschränkt worden; die Völker sind mächtiger als die Regierungen geworden, sie haben die schweren Nachteile der Abgeschlossenheit, namentlich in den ungeheueren Rüstungslasten, und die großen Vorteile des Zusammengehens in allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten kennen gelernt. Die Staaten sind in der Hauptsache zu reinen Verwaltungseinheiten geworden, über sie hinaus reicht das Wirtschaftsleben und die gemeinsame europäische Kultur. Die internationale Freizügigkeit ist heute größer, als früher vielfach die nationale war und noch heute in Rußland zum Teil ist.

Bei diesen Verhältnissen kann es Rußland gar nicht wagen, es auf einen Krieg ankommen zu lassen. Die Einigkeit des übrigen Europa ist eine Tatsache, mit der es rechnen muß. Wir halten deshalb die Vorbereitungen für einen Krieg, wie sie namentlich in England verlangt werden, für unnötig. Die bloße Drohung damit muß genügen.

Neueste Nachrichten.

Der Kaiser von Rußland hat allen Mächten Europas eine Erklärung überreichen lassen, daß er nicht die Absicht gehabt hätte, sie zu beleidigen. Er habe nur ausdrücken wollen, daß er es für bedauerlich halten würde, wenn die Souveränität der Staaten durch Herrn Richard Fry leiden würde. Er habe es als seine kaiserliche Pflicht betrachtet, jeden Versuch, in seine Souveränitätsrechte einzugreifen, abzulehnen. Wenn er durch seine kurze Antwort an die Vertreter der Mächte Ursache zu Mißverständnissen geworden sei, so bedaure er das. Um seinen guten Willen zu beweisen, habe er Paul Alexandrowitsch Neruschkin begnadigt. Das Verbot der sogenannten Kulturvereine müsse er zu seinem Bedauern aufrechterhalten, da sie die Ruhe und Ordnung seines Reiches gefährdeten.

Freie Presse.

Es geht ein merkwürdiges Drängen durch Europa. Wie ein Frühlingssturm braust es durch die Völker, und eine Sonne bricht durch die Wolken, daß der Schnee von den Feldern sich löst und die Flüsse und Seen ihre Eisdecke sprengen. Und Schnee und Eis sind die Lasten, unter deren Druck die Blüten der Menschheit sich nicht regen konnten.

Das war ein Fest im Haag, wie es die Erde lange nicht gesehen! Zu Frys Geburtstag waren sämtliche Fry-Könige Europas erschienen, auch der begnadigte Neruschkin. Die Universal Culture League war durch eine zahlreiche Abordnung vertreten. Dazu kam die stattliche Zahl von anderen Fry-Fürsten aus allen Ländern. Das waren die angemeldeten Gäste. Auch sie konnte Fry nur zum Teil in seinem Schlosse unterbringen. Der Haag und Scheveningen waren überfüllt von Reisenden aus Holland, Belgien, Deutschland, England und Frankreich. Und stündlich brachten die Dampfer, die Eisenbahnen und die Luftschiffe neue Mengen von Reisenden. Wer nicht nur einen Tag bleiben wollte, suchte Unterkunft in den kleinen Orten der Nachbarschaft bis nach Rotterdam und Leiden. Der Strand von Scheveningen war die ganze Nacht von dichten Scharen belebt, und es war eine Sommernacht wie am Mittelländischen Meere.

Was war es, was die Menschen hier zusammenzog? Nicht nur die Persönlichkeit Frys. Wo Esperanto gesprochen wurde, wo also Angehörige verschiedener Völker zusammen waren, namentlich Engländer, Franzosen und Deutsche, da war von Krieg die Rede, von einem Kreuzzug, einem heiligen Krieg. Von einem Krieg, der nötig wäre, um Europa von aller Furcht der Staaten voreinander zu befreien und sie zu einer Einheit zusammenzuschließen, die sich nicht mehr in Rüstungen zu erschöpfen brauche, sondern ihre Arbeit nur den Werken des Friedens widmen könne. Dazu müsse Rußland niedergezwungen und der Kulturgemeinschaft einverleibt werden. Man wollte nichts von der Entschuldigung des Zaren wissen, die nur ein Eingeständnis seiner Schwäche sei. Das russische Volk sollte befreit und Europa von seinem schwersten Drucke erlöst werden. Und kein Schuß sollte in diesem Kriege

fallen, kein Mensch getötet, kein Kulturwerk vernichtet werden. Wie in einem großen Paradezuge sollten die vereinigten Heere und Flotten Europas ihre Macht zeigen, daß dem russischen Kaiser als Wahnsinn erscheinen müßte, auch nur einen Versuch des Widerstandes zu machen. Bedingungslos müßte er sich unterwerfen, und Europa würde bestimmen, welche Reformen in Rußland einzuführen seien.

Unter unbeschreiblichem Jubel hielt Richard Fry von einem Balkon seines Schlosses eine Ansprache an die vieltausendköpfige Menge, die sich vor dem Schlosse angesammelt hatte. In jugendlichem Feuer leuchteten seine dunklen Augen unter dem noch vollen, aber schneeigen Haare.

Die Menschen seien zur Besinnung auf sich selbst gekommen. Sie hätten fragen und erkennen gelernt, was Zweck und Mittel sei, und wollen nicht mehr die Mittel über die Zwecke stellen. Über blinde Triebe habe die Vernunft gesiegt. Die Feindschaft der Völker gegeneinander, die als ein Erbe aus alten Zeiten mit anderen längst überwundenen Zuständen ihren früheren Zweck noch lange überlebt habe, werde als ein quälender Unsinn empfunden, von dem man sich endlich freimachen müsse. Miteinander und nicht gegeneinander wolle man kämpfen, um das Leben reicher und schöner zu machen, im friedlichen Wettbewerb, wie im Spiel und Sport, so in Wissenschaft und Kunst und sozialer Wirtschaft. Dazu sei eine starke Einheit nötig, die der Vielheit und Verschiedenheit der Glieder freie Bewegung ermögliche.

Das Kulturreich habe den Beweis erbracht, daß in ganz Europa die freien Persönlichkeiten über alle staatlichen Grenzen hinaus bei aller Verschiedenheit des Stammes und Charakters gemeinschaftlich an denselben Aufgaben arbeiten, daß sie in den gemeinsamen Kulturbestrebungen alle

genau so gute Europäer sind, wie sie in ihrem Vaterlande gute Volksgenossen sind. Das Ziel der Kultur ist der freie Mensch, der seine Wurzel in der Familie, seinen Stamm im Volke, seine Krone aber über beiden hat. Im Kulturreiche habe Europa seine geistige Einheit gefunden, die Getrenntheit der Staaten aber störe sie, wie jetzt Rußland gezeigt habe, nicht das russische Volk, sondern die Regierung. Der Staat solle Diener, nicht Herr der Kultur sein, auch er ist nur ein Mittel, kein Zweck. Schlössen sich aber die Staaten zum Dienste der gemeinsamen Kultur zusammen, nicht in losen Bündnissen, sondern in einer staats- und völkerrechtlichen Einheit, so ist der Weg für die Entwicklung frei. Darum auf zum Kampfe für die Vereinigten Staaten von Europa!

Es waren keine neuen Gedanken, die man hier hörte. Seit Jahren werden sie ja in den Organen des Kulturreiches erörtert. Aber es war Richard Fry, der sprach, und die durch Rußland gereizte Stimmung Europas stand dahinter.

Niemand verkennt die großen Schwierigkeiten einer Einigung Europas, Schwierigkeiten, die sich schon bei den Arbeiten der europäischen Zollkommission gezeigt haben. Aber das Werk Frys ist eine so planmäßige und erfolgreiche Vorbereitung auch für einen politischen Zusammenschluß der Staaten, daß ernstliche Bedenken nicht mehr dagegen vorgebracht werden können. Und keine Gelegenheit scheint günstiger für die Vollendung des Werkes als der allgemein verlangte Kreuzzug gegen Rußland.

Neueste Nachrichten.

Telegramme aus Petersburg berichten von Unruhen an der russisch-chinesischen Grenze. Truppen des Japanisch-

Chinesischen Bundes haben, ohne Widerstand zu finden, an verschiedenen Punkten die Grenze überschritten. Die im Gelben Meere versammelte Bundesflotte hat die Häfen verlassen. In den militärischen Kreisen Petersburgs herrscht große Bestürzung.

* * *

Der Kaiser von Rußland hat das Verbot der Kulturvereine aufgehoben.

* * *

Moskau befindet sich in Aufruhr. Die Bevölkerung verlangt die Republik. Die Truppen haben sich geweigert, auf die Bürger zu schießen. Der durch seine Strenge verhaßte Oberbefehlshaber ist von den Soldaten erschossen worden. Diese haben sich unter den Befehl des im vorigen Jahre in den Ruhestand versetzten Generals Wladykoff gestellt.

* * *

Die Revolution in Rußland breitet sich immer weiter aus. Der größte Teil der Truppen ist vom Kaiser abgefallen. Große Züge befinden sich auf dem Marsche nach Petersburg. Der Minister des Innern ist ermordet worden.

* * *

Der Kaiser von Rußland hat folgendes Telegramm an den König von England gesandt: „Mein Land ist im Osten von den Mongolen bedroht, im Innern wütet der Aufruhr. Ich lege das Schicksal meiner Krone in die Hände Eurer Majestät und bitte um schleunige Hilfe."

* * *

Die aufständischen Truppen sind in Petersburg eingezogen und haben sich der Ministerien und der Duma bemächtigt. Die Duma wurde gezwungen, den Kaiser für abgesetzt zu erklären und eine provisorische Regierung einzurichten. Sie soll eine republikanische Verfassung vorbereiten und Neruschkin bitten, die Präsidentschaft zu übernehmen. Neruschkin hält sich noch im Haag auf.

* * *

Die Botschafterkonferenz in London hat beschlossen, den Kaiser von Japan namens aller europäischen Staaten zu bitten, die Truppen des Japanisch-Chinesischen Bundes aus dem russischen Gebiete zurückzuziehen und die Ansprüche des Bundes gegen Rußland zu vertagen, bis die europäischen Mächte geordnete Zustände in Rußland geschaffen hätten.

* * *

Der russische Fry-König Neruschkin hat sich bereit erklärt, in der provisorischen Regierung das Ministerium des Innern zu übernehmen, hält aber die Einführung einer republikanischen Verfassung zurzeit für nicht empfehlenswert.

* * *

Zar Peter IV. hat dem Throne entsagt. Sein Onkel Großfürst Wladimir hat im Einverständnis mit den Mächten bis auf weiteres die Reichsverweserschaft übernommen und die provisorische Regierung bestätigt. Die Truppen verhalten sich ruhig.

* * *

Der russische Reichsverweser Großfürst Wladimir hat

der Presse volle Freiheit zugesichert, um die Wünsche des Volkes nach der zweckmäßigsten Verfassung ungehindert erörtern zu können.

Freie Presse.

Während in Rußland noch immer darüber gestritten wird, ob Monarchie oder Republik für das russische Volk besser sei, beschäftigt sich der Kongreß der Mächte in Paris mit der Frage, welches die beste Form eines engeren Zusammenschlusses der Staaten Europas sei. Der Gedanke an einen allgemeinen Allianz-Vertrag ist schon verworfen worden, weil damit der Hauptzweck nicht erreicht werden kann, Sonderbestrebungen einzelner Staaten oder Gruppen von Staaten gegeneinander, die zu einer Erschütterung oder Auflösung des Bündnisvertrages führen könnten, zu verhindern. Das Ziel ist, die Selbständigkeit der einzelnen Staaten möglichst wenig zu beschränken und doch eine Gewalt über ihnen zu schaffen, die alle wirklich gemeinsamen Angelegenheiten mit unmittelbar bindender Kraft regeln kann.

Dazu gehört auch die Einrichtung eines internationalen Heeres, das unter einer von einzelnen Staaten unabhängigen Oberleitung stehen muß. Dieses Heer ist nicht nur nötig, um schlimmstenfalls zur Vollstreckung des Bundeswillens gegen einen widerspenstigen Staat zu dienen, sondern vor allem, um Europa gegen die mongolische Gefahr zu schützen. Gegen das geeinigte Europa wird der Japanisch-Chinesische Bund nicht aufkommen können. Die Folge wird sogar sein, daß beide Mächte zu einem Einverständnis über ihre Interessengebiete gelangen, die Reibungsflächen einschränken und sich gegenseitig ihre Kulturarbeiten in Asien erleichtern.

Dann werden auch die militärischen Lasten auf beiden Seiten erheblich vermindert werden können. Für Kriege europäischer Staaten unter einander werden die Rüstungen überflüssig. Für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern der einzelnen Staaten würde ein kleines Bundesheer, falls es überhaupt nötig werden sollte, genügen.

Der zweckmäßigste Weg zu diesem Ziele ist eine Art bundesstaatlicher Verfassung, etwa nach dem Muster der Verfassung des Deutschen Reiches, in dem ja auch Republiken, große Königreiche und kleine Fürstentümer nebeneinander ihre Selbständigkeit behalten haben. Bei einer richtigen Abgrenzung der Angelegenheiten, die als allen Staaten gemeinschaftliche der Bundesregierung zu übertragen wären, läßt sich auch kein ernstliches Bedenken gegen eine bundesstaatliche Verfassung Europas vorbringen. Die Schwierigkeit entsteht erst bei der Frage, wer an die Spitze des Bundes zu stellen ist. Bei dem Deutschen Reiche erledigte sich diese Frage leicht nach der geschichtlichen Entwicklung, nach der die Vormachtstellung Preußens so unbestritten war, daß seinem Könige die Führung übertragen wurde, im Norddeutschen Bunde als dem „Präsidium", im Deutschen Reiche als Kaiser. In beiden Fällen war er nur lebenslänglicher Präsident einer bundesstaatlichen Republik, sogar mit geringerer Machtbefugnis als der Präsident einer einzelstaatlichen Republik.

In Europa gibt es aber keinen Staat, der die Rolle Preußens spielen könnte oder dürfte. Einem der großen Staaten dauernd die Führung zu überlassen, ist ausgeschlossen. Man könnte höchstens daran denken, einem der kleinsten Staaten die leitende Stellung zu geben; aber auch dagegen sprechen viele Bedenken. Den Vorsitz unter den einzelnen

Staaten abwechseln zu lassen, ist auch nicht empfehlenswert. Bei dem Übergewicht der monarchischen Staaten in Europa muß wohl ein Fürst an der Spitze stehen, der kaiserlichen Rang erhalten müßte. Diesen Kaiser von den einzelnen Staaten wählen zu lassen, ist nach den Erfahrungen, die man mit dem Wahlkaisertum gemacht hat, sehr mißlich.

So ist in der Tat schwer zu sagen, wie man über diese Schwierigkeiten hinwegkommen soll, und die Gefahr liegt nahe, daß der Pariser Kongreß trotz besten Willens entweder nur halbe Arbeit machen oder ganz ergebnislos verlaufen wird.

Denn wir halten es zunächst noch für ausgeschlossen, daß dieser Kongreß den Antrag des Fry-Verbandes überhaupt ernstlich in Erwägung ziehen wird, obwohl kaum ein stichhaltiger Einwand gegen ihn vorgebracht werden kann. Richard Fry oder seine Nachfolger auf dem höchsten Kulturthrone sich als Kaiser von Europa vorstellen zu können, das verlangt so viel Vernunft und Freiheit von alten Vorurteilen, wie man sie bei der Mehrheit der Kongreßmitglieder nicht erwarten kann.

Preußische Post.

Wir haben es von Anfang an bedauert, daß es das Deutsche Reich nicht abgelehnt hat, bei den Verhandlungen in Paris auf die Frage einer dauernden Einigung der europäischen Staaten einzugehen. Man hätte sich mit dem Bündnis gegen Rußland und mit diesem gegen die Mongolen begnügen sollen. Das Deutsche Reich ist so stark und mächtig, daß es keinen Grund hat, von seiner Selbständigkeit auch nur das geringste Tüttelchen abzugeben. Auch in einem Bündnis-

vertrage können die gemeinschaftlichen Kulturinteressen gesichert werden. Aber unsere Stimme ist ungehört verklungen.

Wie ein Wahnsinn hält der Gedanke an eine Einheit Europas die Gemüter gefangen. Selbst viele Sprossen von Familien mit altpreußischer Tradition schwärmen für diesen Gedanken, der doch nur aus der unmännlichen kriegsfeindlichen Stimmung, aus dem Werke Richard Frys und der Propaganda der internationalen Sozialdemokratie hervorgegangen ist. Wir werden weiter dafür kämpfen, daß der deutsche Geist nicht aus der Welt verschwindet.

Leider hat der Herr Reichskanzler mit Allerhöchster Ermächtigung sich für eine bundesstaatliche Verfassung erklärt. Wir gehen gewiß gern mit unserm König und Kaiser und wahren ihm die angestammte Treue in allen Nöten und Gefahren. Aber hier liegt weder eine Not noch eine Gefahr vor, es sei denn die, daß durch den Bund unsere Machtstellung in der Welt zu Schaden kommt. In solchem Falle geht die Pflicht gegen das Vaterland über persönliche Meinungen, selbst des Allerhöchsten Herrn. Der Bund darf nur zustande kommen, wenn dem Deutschen Kaiser die Führung übertragen wird. Berlin muß die Hauptstadt Europas werden, wozu es schon durch seine zentrale Lage bestimmt ist. Deutschland hat sich zu dem ersten Kulturlande der Erde entwickelt, auf allen Gebieten des staatlichen Lebens ist es vorbildlich geworden; es hat außer Rußland, das ja von vornherein ausscheidet, die größte Bevölkerungszahl von allen Staaten Europas, es ist selber ein Bundesstaat und hat nicht nur die Erfahrungen bundesstaatlicher Regierung für sich, sondern auch den großen geschichtlichen Hintergrund des römischen Reiches deutscher Nation. Noch in dem Namen Kaiser lebt Cäsar fort mit seinem Weltimperium. England kann un-

möglich die Führung übernehmen; seine Interessen reichen zu weit über Europa hinaus. Wenn auch der König von England in Frage kommen könnte, dem Kaiser von Indien kann sich Europa nicht unterstellen.

So kommt nur der Deutsche Kaiser in Betracht. Und damit wäre die weltgeschichtliche Mission erfüllt, die von der göttlichen Vorsehung dem Hohenzollernhause zugeteilt ist: vom Markgrafen von Brandenburg bis zum Kaiser von Europa!

Katholische Volkszeitung.

So soll sich die Weissagung der Bibel allmählich vollenden: Es wird ein Hirt und eine Herde sein! Die Staaten Europas wollen ein einziges großes Reich bilden. Gott hat die Völker durch schwere Prüfungen bis zu diesem Ziele geführt, nun sollen wir seinen Willen auch recht erkennen. Das Leben auf Erden ist ja nur eine Vorbereitungszeit für das ewige Leben, und alle Einrichtungen der Welt, auch die Staaten, sind von Gott und sollen zu ihm führen. Jetzt ist die Zeit der Umkehr. Was die einzelnen Staaten gegen die Kirche gesündigt haben, das soll das einige Europa wieder gut machen. Es lag in dem unerforschlichen Ratschlusse Gottes, daß er es zuließ, daß ein Staat nach dem andern sich von der Kirche trennte. Es hatte zur Folge, daß die Kirche nun erst recht frei wurde und innerlich erstarkte. Denn die Kirche hat nicht im Staate zu stehen, sondern über ihm. So war es im Mittelalter, als die Kirche die einzige Trägerin und Hüterin der Kultur war. Die Völker standen sich in wilden Horden gegenüber, und wäre nicht der Papst der Herr der Welt gewesen, so wäre sie in Barbarei versunken. Der Papst, der als der Stellvertreter Gottes auf Erden über den Kaisern und Königen

stand, sie salbte und ihnen das Zepter verlieh, ermöglichte es erst den Fürsten, sich von Gottes Gnaden zu nennen und ihre Staaten zu Ordnung und Macht zu führen.

Aber der Teufel säete Unkraut unter den Weizen, der Irrglaube und Unglaube zog in die Welt, und undankbare Fürsten beraubten den Papst seiner weltlichen Macht und trennten ihre Staaten von der Kirche. Aber den Felsen Petri konnten sie doch nicht erschüttern, sie konnten dem Papste nicht die Macht über die Geister nehmen, nicht die Macht über das Reich, das nicht von dieser Welt ist. Nach wie vor blicken Hunderte von Millionen zu dem heiligen Vater auf, als dem höchsten Fürsten der Erde.

Was liegt da näher, als dem Papste die erste Stelle im Europäischen Bunde zu übertragen? Einer muß der Erste sein, und die Verhandlungen in Paris beweisen, daß man diesen einen sonst nicht finden kann. Gerade wegen der überall durchgeführten Trennung von Staat und Kirche — auch Rußland will sie ja jetzt aussprechen, — ist der Papst wie kein anderer geeignet, den Vorsitz im Bunde zu führen. Sein Thron ist der älteste der Welt, seine Stellung im Bunde wäre der Hauptsache nach ja nur repräsentativ und der Ordnung wegen da. Mit kirchlichen Angelegenheiten hat der Bund nichts zu tun, so daß ein Interessenstreit zwischen dem Papste als Oberhaupt der katholischen Kirche und dem Papste als Kaiser von Europa ausgeschlossen ist. Er wäre der wahre Friedensfürst, der beste Hüter der Kultur.

Katholiken Europas, vereinigt eure Gebete zum Allmächtigen in der Bitte, daß er den Geist der Vertreter der Staaten erleuchten möge, daß sie zum Wohle der Menschheit und zur Ehre Gottes den Nachfolger Petri auf den Thron erheben, der ihm allein gebührt!

Die Entwicklung schreitet doch recht langsam vorwärts. Wenn ein Gedanke schon weit in große Massen der Völker eingedrungen ist, so sträubt sich der starre Geist der Regierungen noch lange dagegen, die Folgen daraus auch für die Staaten zu ziehen. Die Ratlosigkeit des Pariser Kongresses ist ein beschämendes Zeichen dafür. Nachdem man wochenlang darüber verhandelt hat, was als Bundesangelegenheit anzusehen, und was den einzelnen Staaten vorzubehalten ist, kann man zu keiner Einigung darüber gelangen, wie die oberste Leitung des Bundes zusammenzusetzen ist, und wo der Sitz der Bundesregierung sein soll.

Von einem Bundesparlament will und kann man absehen, aber eine Körperschaft entsprechend dem Bundesrate des Deutschen Reiches muß da sein, und in dieser muß jemand den Vorsitz haben, der auch im Verein mit einem Bundeskanzler die obersten Geschäfte zu verwalten und die Beschlüsse auszuführen hat. Es ist bei den Verhandlungen hierüber schon zu manchem unerfreulichen Zusammenstoße gekommen, und trotz des großen Einflusses, den in allen Staaten die Kulturparteien und die Kulturfürsten gewonnen haben, gibt es noch immer Blätter, wie bei uns die Preußische Post, die in nationaler Eitelkeit die Eifersucht der Staaten schüren und in kurzsichtiger Interessenpolitik ihre Sondervorteile über das Wohl der Allgemeinheit stellen. Es sind nur noch vereinzelte Stimmen aus einer Zeit mit anderen Anschauungen, und auch sie werden allmählich ihren Ton ändern oder ganz verstummen, sowie „Wahrheit und Recht" verstummt ist, trotz der krampfhaften Bemühungen, ihren zahlenden Hörerkreis sich zu er-

halten. Immerhin wirken sie als Störenfriede, indem sie die wenigen, deren Interessen sie vertreten, stärken und den gedankenlosen Teil des Volkes über ihre wahre Macht täuschen.

So ist es unverständlich, warum der Kongreß den Antrag des europäischen Fry-Königsrates zurückgestellt hat, bis die Beratungen ergeben hätten, daß man zu keiner anderen Einigung kommen kann. Die Gedanken dieses Antrages sind in der europäischen Presse schon lange vor Zusammentritt des Kongresses erörtert worden. Und man sollte meinen, die Vertreter der Mächte hätten sich danach die Überzeugung bilden müssen, daß der Antrag schon deshalb zuerst hätte beraten werden müssen, weil er von dem Kulturreiche ausgeht, und vor allem deshalb, weil im Falle seiner Annahme alle die unerquicklichen Streitigkeiten vermieden worden wären, die schließlich noch zu einem feindlichen Auseinandergehen des Kongresses führen können.

Wir können nur immer wieder hervorheben, daß die Verhältnisse in Europa anders liegen als in den Vereinigten Staaten von Amerika. Wenn die Universal Culture League seinerzeit dagegen war, daß ihr Präsident gleichzeitig Präsident der Vereinigten Staaten sein sollte, so hatte sie die verschiedenen, oft einander widerstreitenden Aufgaben beider richtig beurteilt. Nordamerika hat keine Staaten mit so verschiedenen geschlossenen Volkseinheiten, mit so verschiedener geschichtlicher Entwicklung wie Europa. Man kann seine Staaten fast als Provinzen eines Einheitsstaates ansehen, die nur eine weitergehende Selbstverwaltung haben. In Europa muß das politische Leben in der Hauptsache weiter in der alten Weise bei den Einzelstaaten verbleiben. Die Bundesgesetzgebung kann sich nur auf Angelegenheiten beziehen, die das allgemeine Kulturleben betreffen. Deshalb kann

hier sehr wohl der Präsident des Kulturreiches auch an de Spitze des Europäischen Bundes stehen. Ein Staatsoberhaup wie der Präsident der Vereinigten Staaten würde er nicht sein aber ein solches ist auch für den Europäischen Bund nicht nötig. Dieser braucht eine Spitze, wie sie die katholische Kirche in dem Papste hat. Und wenn sich die Einrichtungen für die Auslese der Kirchenfürsten und des höchsten von ihnen durch die Jahrtausende bewährt haben, — von den Ausnahmen abgesehen, — so darf man von den viel besseren des Kulturreiches noch mehr erwarten.

Die meisten Menschen aus der alten Schule können sich anscheinend nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß irgend ein Mann, gleichviel aus welchem Volke und aus welcher gesellschaftlichen Schicht, Kaiser von Europa werden kann. Der bloße Name legt den Geist so in die Banden bestimmter Vorstellungen, daß nicht der Verstand, sondern das Gefühl den Ausschlag gibt. Danach kann Kaiser nur ein geborener Fürst oder ein Eroberer wie Napoleon werden. Daß weder die Geburt noch das Glück der Waffen jemand zu einer wirklichen Majestät macht, wird nicht erwogen.

Aber wenn die Entwicklung auch lange Zeiträume braucht, sie schreitet schließlich doch vorwärts, und die Anschauungen ändern sich, sobald sich die Verhältnisse geändert haben. Auf wirtschaftlichem Gebiete haben sie sich gewaltig geändert, und dadurch ist es möglich geworden, die Herrschaft des Zufalls in der Entfaltung der Menschen so zu beschränken, wie es früheren Zeiten undenkbar erschienen wäre. Man nahm diese Herrschaft als etwas unabänderlich Gegebenes hin und kam gar nicht auf den Gedanken, sie brechen zu wollen. Fry war der erste, der aus den veränderten Verhältnissen die praktischen Folgen zog, indem er Einrichtungen für eine

zweckmäßige Auslese der Besten schuf. Bei dem breiten alles umfassenden Unterbau seines Gebäudes ist keiner von dem friedlichen Wettbewerb um die Palme der Persönlichkeit ausgeschlossen, aber je höher die Stufen führen, um so mehr hindert jede Schwäche den weiteren Aufstieg. Mag auch mancher unten oder auf halber Höhe bleiben, der es ebenso gut verdient hätte, die höchste Staffel zu erreichen; wer sie erreicht, verdient es jedenfalls nicht weniger, er ist immer einer von den fünfzig Besten Europas, niemals auch nur Mittelgut, geschweige denn einer von den vielen Schlechten, die sonst durch das Los des Zufalls über jedes eigene Verdienst emporgehoben worden sind.

Was für ein erhabener Ansporn zur Entwicklung der besten Kräfte der Kultur wäre es, wenn jedem Europäer der Weg zum Kaiserthrone offen stände!

Neueste Nachrichten.

Richard Fry hat erklärt, von dem Vorsitz des Europäischen Kulturverbandes zurücktreten zu wollen. Er hat den Königsrat zur Wahl seines Nachfolgers nach dem Haag einberufen.

* * *

Zum Nachfolger Frys ist Neruschkin im zweiten Wahlgange gewählt worden. Der erste brachte neben ihm Giulio Ceragli und Lord Wighton in die engere Wahl. Fry erklärte, daß er nicht nur seines Alters wegen zurückgetreten sei, sondern auch, um seine Person aus den Verhandlungen des Pariser Kongresses auszuscheiden.

Der als Nachfolger Neruschkins zum Fry-König von Petersburg gewählte Fürst Rodzinski steht im fünfzigsten Lebensjahre, er ist ein Jugendfreund des Reichsverwesers Großfürsten Wladimir und soll großen Einfluß auf ihn haben. Er gehört zu jenem Teile des russischen Adels, der in Trauer über das Zurückbleiben seines Volkes hinter der westeuropäischen Kultur sich frühzeitig den Bestrebungen Richard Frys angeschlossen hat. Fürst Rodzinski hat in Paris und Berlin Rechts- und Staatswissenschaft studiert und sich auch öfter in England aufgehalten, wo er mit Lord Wighton befreundet wurde. In dem russischen Fry-Verbande zeichnete er sich ebenso sehr durch rastlose Tätigkeit, namentlich für Verbesserung der Volkserziehung, aus wie durch seine gewinnende Persönlichkeit. Bei seinen einflußreichen Beziehungen hat er viel dazu beigetragen, daß die Revolution in Rußland nicht weiteren Umfang annahm. Auch die Wahl des Großfürsten Wladimir zum Reichsverweser ist hauptsächlich seiner Anregung zuzuschreiben. Durch Vorträge in verschiedenen Städten und durch Aufsätze in der Kulturnaja Gazeta ist er gegen eine republikanische Verfassung aufgetreten, die weiten Kreisen des russischen Reiches weder erwünscht noch nützlich sei. Rußland bedürfe noch einer längeren Zeit der Erziehung. Er hat sich deshalb für eine gemäßigte Monarchie eingesetzt, bei der alle Sicherheiten dafür zu bieten seien, daß sich das Volk in Freiheit entwickeln könne, und die zu passender Zeit durch Beschluß einer besonderen Volksvertretung in eine Republik umzuwandeln sei. So geht jetzt eine starke Bewegung dahin, den Großfürsten Wladimir zum Zaren zu machen. Auf den Einfluß des Fürsten Rodzinski wird auch

die Erklärung zurückgeführt, die die Vertreter Rußlands auf dem Pariser Kongresse abgegeben haben, daß Rußland sich dem Europäischen Bunde nicht anschließen würde, wenn nicht der Antrag des Kulturreiches angenommen würde. Man mißt deshalb auch große Bedeutung der Tatsache bei, daß Fürst Rodzinski seit einiger Zeit in besonders regem Verkehr mit dem Botschafter des Japanisch-Chinesischen Bundes steht.

Freie Presse.

Wie wir von Anfang an gefürchtet haben, ist es gekommen. Der Pariser Kongreß hat seine Arbeiten „vorläufig" eingestellt. Sie haben sich so in die Länge gezogen, daß die Vertreter der Mächte sich etwas erholen müssen. Man tröstet sich damit, daß die dauernde Einigung Europas nicht so eilig sei, da schon die vorübergehende den Zweck erreicht habe, in Rußland geordnete Verhältnisse zu schaffen.

Die neue russische Verfassung ist mit großer Mehrheit angenommen, und Großfürst Wladimir, der sich während der Zeit seiner Reichsverweserschaft großes Vertrauen erworben hat, ist auf den Zarenthron erhoben worden. Das Volk jubelt, nur der großgrundbesitzende Adel und die höhere Priesterschaft stimmen nicht ganz in den Jubel mit ein.

Bei diesem glücklichen Ausgange der Umwälzung in Rußland konnte der Pariser Kongreß sich in Ruhe seinen Etikettefragen und all den kleinen Wünschen hingeben, die jeder Staat für sich erfüllt sehen wollte, ehe er sich mit den anderen dauernd einigte. Der Kongreß machte zuletzt den Eindruck, als wären mehrere Handelsfirmen zusammengetreten, um sich zu einem großen Geschäfte zu verbinden, wobei die großen hofften, jede für sich das meiste zu ver-

dienen, und die kleinen glaubten, um so mehr für sich gewinnen zu können, je uneiniger die großen untereinander wären. Es fehlte an einer überlegenen Führung und an einem in den Hauptpunkten schon feststehenden Programm. Man stritt sich um Nebensächlichkeiten, ehe man sich über das Wichtigste einig war. Die russischen Vertreter wußten am besten, was sie wollten, aber ihre Stimmen hatten nicht das rechte Gewicht, weil nur eine provisorische Regierung dahinter stand. England und Deutschland lähmten sich gegenseitig, und Frankreich wollte es mit keinem von beiden verderben.

Im allgemeinen Interesse ist es eigentlich zu bedauern, daß die Revolution in Rußland oder seine Spannung mit dem Japanisch-Chinesischen Bunde nicht gefährlicher geworden ist. Es scheint fast so, daß die Staaten ihre kleinen selbstsüchtigen Interessen immer solange über alles stellen, bis sie durch den Druck einer großen Not oder von dem Schwunge einer großen Begeisterung fortgerissen werden. In vorausschauender Erkenntnis des kommenden Nutzens freiwillig kleine Opfer zu bringen, ist nur selten einer Staatsregierung gegeben.

Preußische Post.

Die Vertreter der Reichsregierung auf dem Pariser Kongresse haben sich für eine Einigung der europäischen Staaten auf Grundlage einer bundesstaatlichen Verfassung erklärt. Das ist eine Tatsache, die um so mehr anerkannt werden sollte, als wir und unsere Freunde sie von Anfang an bedauert haben. Es ist eine Perfidie, wenn jetzt von einigen Seiten behauptet wird, diese Erklärung sei nicht ernst gemeint gewesen, der Deutsche Kaiser habe sie nur unter der Be-

dingung abgeben lassen, daß ihm das Präsidium des Bundes übertragen würde. Das Deutsche Reich hat es nicht nötig, krumme Wege zu gehen. Es ist nur natürlich und entspricht durchaus unserer Macht, daß jeder wahrhaft vaterländische Deutsche den Vorsitz im Rate der Völker Europas für uns beansprucht.

Wir müssen es nach wie vor als einen politischen Unsinn betrachten, den Antrag des Fry'schen Kulturverbandes auch nur ernstlich in Erwägung zu ziehen. Bei aller Hochachtung vor der Persönlichkeit der Männer, die sich in diesem Kulturverbande auszeichnen, bei aller Anerkennung des Nutzens, den seine Einrichtungen bringen, ist der ganze Verband doch nur eine private Organisation, die ihre Grundlage und Stütze in einem privaten Vermögen hat. Wenn die Verwaltung dieses Vermögens auch der Willkür eines einzelnen entzogen ist, so kann es doch durch ungeschickte Verwaltung oder durch wirtschaftliche Krisen verloren gehen. Auf die freiwilligen Beiträge, die Schenkungen und letztwilligen Zuwendungen, die ihm zufließen, wird man schwer eine Organisation bauen können, die so fest gefügt und von so dauerndem Bestande ist, daß man danach die verfassungsmäßige Spitze eines Bundesstaates einrichten kann.

Und schließlich widerstrebt es doch so sehr allen durch die Tradition geheiligten Anschauungen, daß ein Mann den Vorsitz über Kaiser und Könige und den Titel Kaiserliche Majestät erhalten soll, der vielleicht aus den untersten Schichten des Volkes hervorgegangen ist, der seinen Aufstieg nicht hervorragenden Verdiensten um den Staat zu verdanken hat, sondern immer nur von rein privaten Kreisen befördert ist. Es wäre beinahe so, als wenn der Aufsichtsrat einer Aktiengesellschaft beschließen könnte, wer Minister oder gar König sein soll.

Einen solchen Unsinn können wir nicht mitmachen, selbst wenn darüber die schöne Einigkeit der europäischen Staaten in die Brüche gehen sollte. Nicht wir sind die Störenfriede, sondern die, die etwas Unmögliches verlangt haben.

Neueste Nachrichten.

Als Grund für die fortgesetzten Rüstungen Rußlands gibt die Regierung an, wegen der Uneinigkeit Europas müsse sich das russische Reich stark genug machen, um seine Grenzen im Osten nötigenfalls allein schützen zu können.

* * *

Die Unruhen in Indien breiten sich immer weiter aus. Die englischen Blätter betrachten die Lage als sehr ernst. Die aufständische Bevölkerung rechnet auf die Unterstützung des Japanisch-Chinesischen Bundes. Man ist weitreichenden geheimen Verbindungen auf die Spur gekommen, die auf das Ziel: Asien den Asiaten! hinarbeiten.

* * *

Wie die Kulturnaja Gazeta erfährt, hat Rußland mit dem Japanisch-Chinesischen Bunde ein Geheimabkommen geschlossen, das sich unter gewissen Voraussetzungen in einen festen Bündnisvertrag verwandeln soll.

Preußische Post.

Die Diplomatie der westeuropäischen Staaten, die sich schon auf dem Pariser Kongresse nicht besonders bewährt hat, steht wieder vor Ereignissen, die sie weder vorausgesehen

hat, noch sich recht zu erklären weiß. Man scheint sich über die Verhältnisse in Rußland in einer großen Täuschung befunden zu haben.

Unter der Regierung des Zaren Wladimir hat sich das russische Reich über alles Erwarten schnell erholt und gekräftigt. Während Europa glaubte, daß Rußland alle Kräfte in Anspruch nehmen müßte, um Ruhe und Ordnung im Innern zu schaffen, hat die russische Regierung planmäßig die militärische Macht des Reiches so gestärkt, als rüste sie sich auf einen Krieg, der jeden Tag ausbrechen könnte.

Die Vorbereitungen reichen noch in die Zeit der Reichsverweserschaft des jetzigen Zaren zurück. Jetzt steht Europa vor der Frage, gegen wen sich eigentlich diese Rüstungen richten. Der Einfluß des Fry-Verbandes auf die Regierung wird immer deutlicher, namentlich seitdem Herr Ludojewski Minister-Präsident geworden ist, der als früherer Fry-König von Moskau in engen Beziehungen zu dem Fürsten Rodzinski steht. Der Kaiser scheint nur ein Werkzeug dieses Verbandes zu sein, dem er ja schließlich die schnelle Unterdrückung der Revolution und seinen Thron verdankt. Ja, die Vermutung ist nicht ganz abzuweisen, daß die Revolution selbst von dem Fry-Verbande angestiftet worden ist, so daß die Furcht, die Peter IV. vor ihm hatte, wohl begründet gewesen wäre. Jedenfalls spielt Rußland seit der provisorischen Regierung eine merkwürdige Rolle in der Politik. Zu einer Zeit, da es von dem mongolischen Bunde bedroht war, der Hilfe bedurfte und deshalb mit den Mächten über einen Zusammenschluß Europas verhandelte, trat es schon in geheime Verbindung mit Japan und erreichte auch, daß der mongolische Bund sich ruhig verhielt, trotzdem der Pariser Kongreß ergebnislos verlief. Die Tatsache eines geheimen Abkommens mit dem Bunde kann

nicht mehr bestritten werden, und aus ihr folgt wieder, daß die Rüstungen nicht gegen ihn gerichtet sein können. Noch undurchsichtiger wird die ganze Lage, wenn man die indischen Unruhen hinzunimmt, die Englands ganze Aufmerksamkeit erfordern. Sollte auch hier Rußland die Hand im Spiele haben? Wir dürfen wohl erwarten, daß wir bald von den zuständigen Stellen Aufklärung erhalten, damit wir unsere Maßnahmen treffen können, ehe es zu spät ist.

Neueste Nachrichten.

Der Kaiser von Rußland hat die Mächte zur Fortsetzung des Pariser Kongresses nach Petersburg eingeladen.

* * *

Nach regem Depeschenwechsel zwischen den Vertretern der Mächte und ihren Regierungen hat der Petersburger Kongreß dem gemeinschaftlichen Drucke Rußlands und Englands nachgegeben und den von dem Ministerpräsidenten Ludojewski vorgelegten Verfassungsentwurf für die Vereinigten Staaten von Europa angenommen. Über die Einzelheiten der Verhandlungen ist nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Die Regierungen haben sich verpflichtet, bei den gesetzgebenden Körperschaften ihrer Staaten dafür einzutreten, daß auf Grundlage dieser Verfassung der Bundesstaat mit Anfang nächsten Jahres beginne.

Deutsche Kulturzeitung.

Das Fry'sche Kulturreich hat einen glänzenden Sieg errungen. Wie jetzt bekannt wird, hat in den geheimen Verhandlungen in Petersburg Rußland erklärt, daß es die Absicht

habe, sich entweder mit Europa auf Grund des Ludojewski'schen Entwurfes oder gegen Europa mit dem Japanisch-Chinesischen Bunde zu vereinigen. Im letzteren Falle würde es sich nach dem Vorabkommen mit dem Bunde genötigt sehen, auch Indien gegen England zu unterstützen. Andererseits hätte sich der Bund in dem Vorabkommen verpflichtet, mit den Vereinigten Staaten von Europa einen Bündnisvertrag abzuschließen, der den jetzigen Besitzstand der Mächte in Asien zunächst auf die Dauer von fünfzig Jahren sichern solle. Rußland hätte nur einige Wünsche des Japanisch-Chinesischen Bundes in den Grenzgebieten zu erfüllen, und England müßte einige nicht sehr bedeutende Änderungen in der Verwaltung Indiens bewilligen.

Bevor der Kongreß zur ersten Sitzung zusammentrat, hatte Ludojewski dem Vertreter Englands in einer Sonderbesprechung das Vorabkommen vorgelegt und ihn gefragt, ob er danach die Verantwortung für eine Ablehnung des russischen Antrages übernehmen wolle, denn die Folge würde sein, daß ganz Asien im Verein mit Rußland sich gegen Europa erheben würde. Bei den guten Beziehungen des Japanisch-Chinesischen Bundes zu den Vereinigten Staaten von Amerika hätte Europa auch von dort keine Hilfe zu erwarten. England würde nicht nur Indien verlieren, auch seine Machtstellung in dem übrigen Asien und einem großen Teile von Afrika wäre gefährdet, da sich natürlich der gesamte Islam mit erheben würde. Selbst im Verein mit dem übrigen Europa könnte England der ungeheueren Übermacht nicht lange standhalten. Schon der Schutz der so weit ausgedehnten Kolonien würde die Kräfte Europas zersplittern, und inzwischen würde Rußland mit ungezählten Truppen von Russen und Asiaten Europa überschwemmen.

Einer solchen Möglichkeit gegenüber blieb dem Vertreter Englands nichts anderes übrig als sich zu fügen, und die übrigen Mächte mußten wohl oder übel folgen.

Rußland hat in aller Stille planmäßig auf dieses Ziel hingearbeitet. Und das war nur möglich durch die enge Fühlung, in der die Regierung mit dem Fry-Verbande lebte. Rußland hat den Willen zur Kultur. Seit der Befreiung von der Willkürherrschaft Peters IV. hat die Tätigkeit des Fry-Verbandes die besten Früchte gebracht. Ihm ist es zu verdanken, daß die Revolution nicht zu einer Barbarei ausartete, die dem Reiche ungeheuere Verluste an Menschen und Gütern zugefügt hätte, ihm ist es zu verdanken, daß nicht die Republik eingeführt wurde, die bald zu neuen Aufständen und Bürgerkriegen geführt hätte, ihm ist es zu verdanken, daß jetzt ein geeintes Europa entsteht, das im Verein mit dem Japanisch-Chinesischen Bunde sich auf lange Zeit einer ungestörten friedlichen Entwicklung erfreuen kann.

Als der Beschluß des Kongresses in Petersburg bekannt wurde, zogen große Scharen aus allen Schichten der Bevölkerung vor das Schloß des Kaisers und riefen immer wieder: Es lebe Zar Wladimir! So aufrichtig ist selten ein russischer Kaiser gefeiert worden. Und als Gruß an eine neue Zeit erscholl hier zum ersten Male, seit die Erde steht, in der Geburtsstunde des geeinten Europas der Ruf: Es lebe Neruschkin, der Kaiser von Europa! und pflanzte sich fort durch die ganze Stadt, die sich mit Fahnen und Lichtern schmückte und ein Siegesfest feierte, in dessen Jubel sich keine Trauer um gefallene Väter, Söhne oder Brüder mischte.

Deutsche Kulturzeitung.

Der Fry-König von Berlin hat gestern abend zu Ehren

des Barons Yeniddo, des Botschafters des Japanisch-Chinesischen Bundes am Petersburger Hof, ein kleines Fest gegeben. Baron Yeniddo befindet sich auf einer Erholungsreise und hat unseren Fry-König besucht, um ihm Grüße vom Fürsten Rodzinski zu überbringen. In der Unterhaltung nach dem Essen plauderte Baron Yeniddo über die Verhandlungen, die er zuerst mit dem Fürsten Rodzinski. dann mit dem Minister des Äußeren und dem Ministerpräsidenten über ein Zusammengehen Rußlands mit dem Japanisch-Chinesischen Bunde geführt hatte, und gab eine anregende Schilderung von den Verhältnissen und Anschauungen des Ostens.

Seit Abschluß des Japanisch-Chinesischen Bundes haben sich die vereinigten Reiche sehr entwickelt. Mit den wirtschaftlichen Fortschritten in China, die auch Japan zugute kamen, besserte sich die Lebenslage des Volkes; es wurde für Ordnung und Reinlichkeit gesorgt und das Gefühl der Menschenwürde in den unteren Klassen gehoben. Die Fry-Bewegung griff von Europa und Amerika auch auf Japan und China über. Auch hier taten sich einige reiche Leute zusammen und begründeten ein Vermögen, dessen Einkünfte durch staatliche Zuschüsse auf eine genügende Höhe gebracht wurden, um eine Organisation zu schaffen und zu erhalten, die nach Fry'schem Muster der Auslese der Besten und der Zusammenfassung aller Kultur- und Wohlfahrtsbestrebungen dienen kann. Die Voraussetzungen dazu waren viel günstiger, das Verständnis hierfür viel größer, als die Europäer im allgemeinen glauben.

Eine best'mmte Erkenntnis und Schätzung der Verschiedenheit der Menschen besteht in Asien von alters her; ihr steht der Zusammenschluß der Gleichen gegenüber,

woraus sich ein weitverbreitetes Ordens- und Kastenwesen entwickelt hat. In Indien, dessen Verhältnisse Baron Yeniddo auch aus eigener Anschauung kennt, fand die Bewegung manchen Widerstand an dem religiösen Dogmatismus der großen Masse. Um so fester schlug sie Wurzel bei den gebildeteren und freieren Indern. Die Organisation umfaßte nur kleine Kreise, leistete aber in kurzer Zeit erstaunlich viel Gutes für die Entwicklung des ganzen Volkes.

Die Kulturverbände von Japan, China und Indien standen in reger Verbindung mit einander und erstreckten ihre Tätigkeit auch auf die Nachbargebiete. Als Rußland unter Peter IV. zu zerfallen drohte, rechnete man in Asien mit der Möglichkeit eines großen europäischen Krieges und rüstete sich, um möglichst viel Nutzen für die Freiheit Asiens daraus ziehen zu können. Als sich aber ganz Europa unter England zum Schutze Rußlands stellte, mußte man sich ruhig verhalten.

„Nach dem Sturze Peter IV.", so fuhr Baron Yeniddo fort, „kam ich als Botschafter nach Petersburg und wurde mit Neruschkin und dem Fürsten Rodzinski bekannt, die mich für die Pläne des Kulturverbandes zu gewinnen suchten. Und das fiel ihnen nicht schwer, denn was sie wollten, lag so sehr auch im Interesse Asiens, daß ich mich gern um den Abschluß des Geheimabkommens bemühte. Ich fand dabei in hohem Maße die Unterstützung des Japanisch-Chinesischen Kulturverbandes, der die Bestrebungen des befreundeten russischen Verbandes richtig würdigte. Für den Japanisch-Chinesischen Bund war es auf jeden Fall besser, mit Europa in Frieden zu leben.

Einige Kreise, in China mehr als in Japan, glaubten zwar, je uneiniger Europa wäre, um so besser für

Asien, allein sie konnten gegen den Kulturverband nicht aufkommen. Im Falle eines Krieges hätte sich doch ganz Europa gegen die „mongolische Gefahr" zusammengetan, und wäre noch Amerika hinzugekommen, so würde der Japanisch-Chinesische Bund selbst mit Unterstützung Indiens nie haben siegen können. Jeder Krieg hätte zu einem großen Unglück ausschlagen können. Deshalb mußte man die Uneinigkeit Europas besonders fürchten, weil gerade sie eine ständige Kriegsgefahr, nicht nur für die europäischen Staaten, sondern auch für Asien war. Wäre Rußland freilich dem Japanisch-Chinesischen Bunde beigetreten, so hätte Asien alles Interesse an der weiteren Uneinigkeit Europas gehabt. Es war aber nicht anzunehmen, daß es dazu kommen würde, da schon die bloße Drohung damit unter den gegebenen Verhältnissen den Willen Rußlands unwiderstehlich machte. Damit rechneten wir und legten deshalb in dem Geheimabkommen den Fall des Bündnisses mit Rußland gegen Europa nur in allgemeinen Zügen fest, sorgten dagegen recht genau für den andern Fall.

Uns liegt gar nichts an einer Herrschaft über Europa, aber wir wollen auch nicht von Europa in der Entfaltung unserer eigenen Kultur gehindert werden. Wir sind viel zu klug, als daß wir glauben sollten, alle Europäer zu Chinesen oder Japanern machen zu können. Japan hat nicht einmal China japanisieren wollen. Und es gibt in Asien noch so viel zu tun, wirtschaftlich und kulturell, daß kein Volk ein anderes zu unterdrücken braucht. Die mit der Volksentwicklung sich weiter ausdehnende Freizügigkeit macht heute Eroberungskriege aus wirtschaftlicher Not entbehrlich. Und mit der weiteren Entfaltung des Kulturreiches nimmt auch die Freiheit der Völker wie der einzelnen Persönlichkeiten zu. Die Be-

deutung der politischen Macht tritt hinter der Kultur zurück. So werden sich auch die Verhältnisse der europäischen Kolonien in Asien allmählich ändern. Wir alle, auch die gebildeten Inder, wissen, was wir Europa verdanken, was namentlich die kolonisatorische Begabung Englands der Welt für Nutzen gebracht hat. Aber die Kinder wachsen heran, machen sich selbständig und trennen sich von den Eltern, und wie es mit den Staaten von Amerika und mit Canada gegangen ist, so wird es auch mit Indien gehen, hoffentlich auf eben so friedlichem Wege wie in Canada.

Für diese friedliche Entwicklung aber, die für alle Teile von Segen ist, ist die Einigung Europas und ein Bündnis mit dem Japanisch-Chinesischen Bunde die beste Gewähr. Die militärischen Lasten können nun in beiden Reichen ganz erheblich vermindert werden, und um so mehr kann der allgemeinen Kultur zugute kommen. Durch die vorgesehenen Zoll- und Handelsverträge wird das wirtschaftliche Leben fruchtbarer gemacht, und alles übrige können wir getrost dem Wirken der Hand in Hand arbeitenden Kulturverbände von Europa, Asien und Amerika überlassen."

Zum Schlusse brachte Baron Yeniddo ein Hoch auf Richard Fry aus, dem die Welt nicht dankbar genug sein könne. Er habe das wirksamste Gegengewicht gegen das politische, kirchliche und wirtschaftliche Machtstreben geschaffen und die Völker zusammengeführt, nicht zu einer einzigen, gleichartigen Masse, sondern zu einer harmonischen Vereinigung aller Verschiedenheiten, für deren Erhaltung er mehr getan habe als irgend ein anderer vor ihm.

Er sei in Wahrheit der erste Kaiser von Europa und auch ohne Krone der höchste Fürst der Menschheit.

Sach- und Namenregister

Inhaltsverzeichnis

VITA Deutsches Verlagshaus Berlin-Charlottenbg.

Urteile über:

Fürsten ohne Krone

Fast ein Roman

von **Heinrich Nienkamp**

Dr. **Georg Graf Arco,** Direktor der „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“:

„Das mir freundlichst zugestellte Buch ‚Fürsten ohne Krone‘ von Heinrich Nienkamp habe ich mit ausserordentlichem Interesse gelesen. Es ist ein charakteristisches Zeichen der Zeit, dass jetzt kein Jules Verne mehr aufsteht und ein naturwissenschaftlich-technisches Fantasma mehr schreibt, sondern daß in den Vordergrund des allgemeinen Interesses soziologische und kulturelle Probleme getreten sind. Nienkamp beschreibt die Gründung und schnelle Entwicklung eines Kulturbundes mit einem — allerdings nur teilweise — neuen Programm; denn ähnliche Aufgaben haben sich bereits bestehende Kulturvereine, wie z. B. der Deutsche Monistenbund — namentlich nachdem Wilhelm Ostwald der Führer geworden war — auf die Fahne geschrieben. Aber die Organisation dieser bisherigen Vereinigungen reicht in keiner Weise heran an diejenige, die Nienkamp sich hierfür in Anlehnung an die Hierarchie der katholischen Kirche ausgesucht hat. Ganz neuartig ist die Anregung, dass einer solchen Kulturbewegung ganz unbegrenzte Geldmittel zur Verfügung stehen. Unter dieser Voraussetzung erdenkt der Verfasser eine ganze Reihe vorzüglicher Methoden, um die Bewegung auf breiteste Basis zu stellen. Das wirksamste Mittel erscheint ihm eine Kulturzeitung, in der Weltsprache herausgegeben, und über ganz Europa mit Millionen von Abonnenten verbreitet. Sie bildet in der neuen Organisation ein Band, welches die höchststehenden Europäer zu einem Überstaate zusammenschliesst. Es ist nicht nur glaubhaft, sondern **es wirkt**

überzeugend und natürlich, daß eine solche Organisation schließlich nicht nur eine Kulturmacht, sondern auch eine politische Macht ersten Ranges wird, die sogar einen drohenden Kriegsfall zwischen Rußland und Japan vor ihrem Forum zum friedlichen Ausgleich bringt und damit den europäischen Dauerfrieden herstellt. Die einzige Frage, die offen bleibt, ist nur die, ob das erforderliche Geld aufgebracht werden kann. Besonders belebend und anregend wirkt die Erzählungsform als Meinungsäußerung von Zeitungen verschiedener politischer Richtung, ein origineller und sehr glücklicher Gedanke. Ich habe bereits viele meiner Bekannten, welche für diese Dinge Interesse haben, auf dieses, ich möchte sagen: **einzigartige Buch** aufmerksam gemacht und werde mich in Zukunft weiter für die Verbreitung desselben interessieren. Ich habe bereits 10 Exemplare des Werkes bestellt."

Hermann Bär in Zürich:

„Ich habe ihr Buch ‚Fürsten ohne Krone' mit Bewunderung und so grossem Interesse gelesen, **wie noch nie zuvor eine andere Schrift.** Das verblüffend Überraschende Ihrer Gedanken ist die Einfachheit des Aufbaues dieser Kultur. Die Ausführungen, welche an Logik nichts zu wünschen übrig lassen, beweisen treffend, daß der kulturelle Aufstieg der Menschen nicht, wie ich seither der Meinung war, nach dem Gedanken der Sozialdemokratie: durch die Massen, sondern nur durch die einzelnen sittlich starken Persönlichkeiten, Kraft dieser Kultur-Organisation möglich ist. Ihre dem Werke vorangestellten Worte: „Die Menschen sind verschieden" beweisen ausser Ihrer großen Menschenkenntnis alles. — Ich wünsche Ihrem Werke den notwendigen Richard Fry und dazu das baldige Kriegsende.

Freiherr **Alexander von Gleichen-Russwurm:**

Eigenartig nach Inhalt und Form tritt das Buch in die Reihe derjenigen Werke, die den Ausdruck einer überquellenden allgemeinen Stimmung in das Gewand eines staatlichen oder eigentlich überstaatlichen Idealgebildes hüllen. So gibt sich der Kulturgedanke dichterisch, das

Politische darin literarisch. Die technische Lösung, die der Verfasser in den Dienst seines Problems stellte, ist überraschend gelungen. Nienkamps Roman ist **ein gutes und ernstes Buch, ein wirkliches Wort in die Zeit.**

Julius Hart in einem neunspaltigen Feuilleton in „Der Tag“:

„Die echten, die wirklichen Idealisten, die prometheisch-schöpferischen Geister, denen wir allein alle Kultur verdanken, die allein die Menschheit weitergefördert haben, die Erfinder- und Entdeckernaturen, die, welche neuere bessere Lebensformen vorausschauen können, an die Spitze einer neuen Gemeinschaft, welche es sich zur Aufgabe stellt, die Besten, die Tüchtigsten, die Könner auszulesen! Das ist der Kerngedanke des Nienkampschen Buches. Ob dieser Idealist nun aber Pluralist oder Monist, Einheits- oder Vielheitslehrer, Kantianer oder Nietzscheaner ist, darauf kommt's überhaupt wohl nicht an. Wenn er nur Idealist ist! Neues, Besseres sagen und verwirklichen kann. Ich für meine Person möchte nur wünschen, daß Heinrich Nienkamp nicht erst wartet auf einen Richard Fry und seine Milliarde, **sondern gleich morgen die Organisation seiner neuen Kulturgemeinschaft in die Hand nimmt,** und würde ihr gewiss sofort als Mitglied beitreten.

Dr. **Sigurd Ibsen,** Staatsminister a. D.:

Ich habe das Buch mit dem lebhaftesten Interesse gelesen und trage kein Bedenken auszusprechen, daß dieses in seiner Mischung von Idealismus und praktischem Sinn so eigenartige Werk zu jenen seltenen Erscheinungen gehört, deren **Nachwirkung eine tiefe und bleibende ist.**

Hans von Kahlenberg:

„Als ein Buch der Liebe, kluger und reifer Menschenliebe, empfinde ich das vorliegende von Heinrich Nienkamp. Es fesselt zunächst den Verstand, aber unser Verstand, der kritisch müde und stumpf geworden ist, würde nicht so dauernd und eindringlich gefesselt bleiben, wenn es sich bei diesen Projekten der Kulturgemeinschaft, einer geistigen Auslese und Höherzüchtung, nur um geistreiche Spielereien der Einbildungskraft handelte.

Dieser Träumer hat den Wirklichkeitssinn, nüchtern rechnende Gründlichkeit des Geschäftsmanns, er ist so durchaus modern, scharf und pfiffig, daß wir uns fragen, warum ist dies rechtwinklige, auf den Beinen stehende Gebilde ein Traum? Muss es ein Traum sein? Dies könnte Wirklichkeit werden! Nur Geld gehört dazu, sagt er, etwa eine lumpige Milliarde! Diese, die Kulturmilliarde, wäre in ein so gewinnbringendes, äußerst zeitgemäßes Unternehmen hineingesteckt, daß man ordentlich den spekulativen Yankee, einen Carnegie oder Ford, dazu aufspringen sieht! Muss es aber durchaus ein Amerikaner sein? Der Traum dieses Träumers im afrikanischen Urwald geträumt, ist deutsch — urdeutsch. Nur Deutsche glauben so an den lebendigen Geist, an den heiligen Geist, der nicht der der Tatsachen oder des toten Stoffs, sondern der glühende, reine Wille des Einzelnen, der Persönlichkeit, ist."

Dr. P. Krische, Leiter des „Asgard-Berlin", Kulturbund für sozial-ethische Arbeit und geistigen Fortschritt:

„Das Werk ‚Fürsten ohne Krone' hat auf mich einen **tiefgehenden und nachwirkenden Eindruck** gemacht. . . . Was das Werk so wertvoll macht, ist der konsequent an einem packenden Beispiel durchgeführte Gedanke einer praktischen Zusammenarbeit aller kulturstrebigen Menschen in einer **einheitlichen** Organisation. . . ."

Kommerzienrat und Generalkonsul **J. Mandelbaum:**

„ . . . So komme ich erst heute dazu, Ihnen für den Genuß zu danken, den mir die Lektüre Ihres mit Recht von hervorragenden Seiten so sehr geachteten Werkes ‚Fürsten ohne Krone' bereitet hat. Ideale Tendenz und praktische Auffassung gehen **in diesem merkwürdigen Buche** Hand in Hand, und ich beglückwünsche Sie zu dem schriftstellerischen Mute, von dem das Werk getragen ist."

Dr. Rudolf Penzig, der Herausgeber von „Ethische Kultur" in seinem Organ in einem elfspaltigen Aufsatz:

„ . . . Hier dürfte so mancher, von der Größe und Schönheit des Zieles geblendet und an seinem für die trost-

lose Wirklichkeit geschärften Auge verletzt, unmutig das Blatt umschlagen und mit dem Gemurmel: ‚phantastische Träume‘ zur Forderung der Kleinarbeit des Tages zurückkehren. Das wäre unrecht; denn offenbar stellt uns hier eine dichterisch, aber auch kritisch, stark veranlagte Gestaltungskraft nur in einem Schlußbilde vor Augen, was wir alle, in Einzelzügen und besonderen Gebieten, nicht nur kräftig anstreben, sondern auch zum Teil schon werden sehen. Zudem ist für Kritik schon bestens gesorgt. **Mit großem Geschick und bemerkenswerter Einfühlungsgewandtheit** hat der Autor sämtliche Entwicklungsphasen seines Kulturreiches von einem Chor der verschiedenartigsten sehr amüsant fingierten Zeitungsstimmen begleiten lassen, in denen sich ebensowohl der Zorn der Konservativen über die unpreußische Nörgelsucht des unbequemen Amerikaners ausspricht, wie die bange Sorge der Katholiken um das Schicksal der Kirche, das Schelten des Alldeutschen gegen die internationale Verschwommenheit, das grobe Mißtrauen des waschechtroten Genossen über die neue Spielart des humanitär scheinenden Kapitalismus, die Furcht vor der jüdischen goldenen Internationale, die ärgerliche Angst des liberalen Philisters vor geheimen Umsturzplänen, der brave gute Menschenverstand im Sprechsaalton der unparteiischen Lokalpresse, wie endlich die sachliche und ernste Kritik der Kulturzeitschriften.“

Professor **Dr. C. L. Schleich**:

„Dies in Form und Inhalt **höchst packende Buch** enthält eine Fülle von eigenartigen und unabhängigen Gedanken. Ein großer Geistesreichtum gestattet es dem Verfasser, seine Idee, die er gleichsam wie das Geschick einer Persönlichkeit romanhaft werden und sich entwickeln läßt, von allen Seiten und den verschiedenartigsten Standpunkten aus zu beleuchten, was ungemein anziehend wirkt und das human-soziologische Thema in steter Elastizität erhält. Ich möchte glauben, daß hier die **Morgenröte schönster Menschenmöglichkeiten** tagt.“

Dr. Albert Steche, Mitglied der II. Sächs. Ständekammer:

„. . . Dieses Buch hat mich als Verfechter des Hansa-Gedankens ebenso gepackt, wie als Industriellen und

Politiker, der im öffentlichen Leben steht. **Ich glaube, daß dieses Buch,** und zwar nicht nur in Deutschland, **großes Aufsehen erregen wird. . . .** Schon infolge der eigenartigen Form des Buches ist das Nachdenken der entwickelten Gedanken ein hoher Genuß. Derselbe wird aber noch erhöht durch eine **erstaunliche Fülle von scharfsinnigen Beobachtungen, Aphorismen, Dialogen und lebendigen Schilderungen,** so daß der Leser vom Beginne bis zum Schluße des Buches gefesselt wird."

Artur Trebitsch:

„Der Gedanke, daß solcherart die besten Geister aller Nationen in Beziehung, Fühlung und Willensherrschaft über die Menschheit gelangen könnten, **dieser Gedanke hat etwas Berauschendes und Beglückendes sondergleichen,** und ihn gedacht, ja ihn durch die Darstellung seiner Verwirklichung der Welt vor Augen gerückt zu haben, das ist Nienkamps Tat, für die wir ihm aus vollem Herzen Dank wissen. — Denn mehr ist dieses Buch und soll es uns sein als ein Roman! Ein Vorschlag, ein ausführbares Schema, eine große und vielleicht menschenbeglückende Idee, die allein gefördert und erforscht werden kann durch den Versuch! **Nienkamps Buch muß gelesen werden** und die Menschen, die Gleiches ersehnen und erhoffen wie er, mögen sich vorerst mit ihm in Verbindung setzen, um allmählich weiterreichend jenen kristallinischen Kern zu bilden, an den anschließend sich dies geistige Gebilde zu greifbarer Gestalt vereinige!"

Dr. G. Wyneken:

„Das Buch von Nienkamp ‚Fürsten ohne Krone' habe ich mit Interesse gelesen. Der ausgeführte Gedanke ist packend. Ich glaube, daß **solche Werke** die wichtige Aufgabe haben, **den Glauben des Publikums an die Möglichkeit einer vernunftgemäßen Ordnung der Dinge zu stärken** und den Sieg der Vernunft vorzubereiten. Sie können darum garnicht weit genug verbreitet werden."

VITA Deutsches Verlagshaus Berlin-Charlottenbg.

CARL HAGENBECK

Von Tieren und Menschen

eleg. gebunden M 10.20

Ein einzigartiges Buch, wie es bisher nie geschrieben werden konnte und von einem zweiten Menschen unserer Zeit wie auch in Zukunft nicht wieder geschrieben werden kann.

Karl Hagenbecks Werk ist eins der seltensten Bücher, das nicht nur der Vater oder nicht nur die Mutter, das nicht nur das sechzehnjährige Töchterlein oder nur der vierzehnjährige Bub liest — es ist ein Buch, das jedem in der Familie gehört und das jeden gleich stark fesseln wird.

Berliner Tageblatt

Das Buch wird seine Freunde in allen Klassen und in allen Ständen finden, es hat gleich viel den Eltern wie den Kindern zu sagen. Der Werdegang dieses Mannes, der mit einem alten Seehund in der Tonne anfing und heute das herrlichste Tierparadies — in Stellingen bei Hamburg — sein eigen nennt, dessen grandiose Völkerschaustellungen und Tierdressur-Unternehmungen in allen grossen Städten Hunderttausende zum Besuch laden, der mit seinem Tierhandel aus den entferntesten Ländern die zoologischen Gärten der Welt versorgt, ist wahrlich interessant genug, nicht bloss für den Tag, sondern für die ganze Zeit ein wichtiges „document humain“ zu geben.

Tägliche Rundschau

VITA Deutsches Verlagshaus Berlin-Charlottenburg

Leuchtende Stunden

Eine Reihe schöner Bücher. Herausgeg. von Franz Goerke, Direktor der Urania in Berlin. Bisher erschienene Bände (gegen 300 000 verkauft):

Joh. Trojan: Unsere deutschen Wälder.
Stimmungsvolle Naturaufnahmen. Mit 106 Bildern und einem farbigen Kunstblatt.

Georg Hermann: Aus guter alter Zeit.
Malerische Winkel aus schönen deutschen Städten. Mit 97 Bildern und einem farbigen Kunstblatt.

Artur Fürst: Das Reich der Kraft.
Mit einem Anhang: Die Poesie der Eisenbahn. Von Hans Baluschek. Mit 85 Bildern und 2 farbigen Wiedergaben von Gemälden namhafter Künstler.

Walter Bloem: An heimischen Ufern.
Deutsche Ströme und Seen. Mit 130 Bildern und einem farbigen Kunstblatt.

Georg Engel: Auf hoher See.
Die Deutsche Flotte in Bild und Wort. Mit 150 Bildern und einem farbigen Kunstblatt.

Ernst Haeckel: Die Natur als Künstlerin.
Nebst Dr. W. Breitenbach, Formenschatz der Schöpfung. Mit ca. 80 Bildertafeln, darunter 2 farbige.

Rudolf Presber: Geweihte Stätten.
Erinnerungsstätten an unsere Heroen der Literatur, Wissenschaft, Kunst. Mit etwa 200 Bildern u. einem farb. Kunstblatt.

Wilhelm Bölsche: Die deutsche Landschaft
in Vergangenheit und Gegenwart. Mit einem farbigen Kunstblatt und über 130 Bildern.

Jeder Band elegant karton. M 3⁰⁰

Kritiken nebenstehend

Jeder Band vornehm gebd. M 4⁵⁰

VITA Deutsches Verlagshaus Berlin-Chlbg.

Urteile über

Leuchtende Stunden

Eine Reihe schöner Bücher

Herausgeber *FRANZ GOERKE*
Direktor der *URANIA* Berlin

Jeder Band kartoniert M 3.— Gebunden M 4.50

Mit Wort und Bild wird der Leser gefangen; beginnt er in diesen Büchern erst zu blättern, so ist es um ihn geschehen, und er muß mit auf die Wanderung zu den schönsten Wunderdingen, um die er sich vielleicht sonst nie gekümmert. *(Berliner Tageblatt)*

Deutsche Heimatliebe wollen die Bände neu beseelen. Jedem der Verständnis für die äußere Gestaltung seiner Heimat, für ihre rauschenden Wälder und alten Städte hat müssen sie Freude bereiten. *(Kreuzzeitung)*

Vor allem wird die Auswahl der Bilder, die an malerischer Wirkung hinter künstlerischen Gemälden kaum zurückstehen, die Bewunderung des Beschauers erregen. *(Berliner Neueste Nachrichten)*

Es wird unsern Lesern eine helle Freude sein, die prachtvollen Bücher hier zu haben.
(R. T., Deutsches Haus, New York)

Die Herausgabe dieser schönen Bücher ist eine Kulturtat zugleich von sozialer Bedeutung, unsere abgehetzten Zeitgenossen für den Genuß der wahren Schönheiten wieder zu gewinnen. *(Die Hochwacht)*

Ich finde die Bücher ganz ausgezeichnet und entnehme ihnen eine Fülle von Anregung.
(Geh. Oberregierungsrat Dr. A.)

Geradezu künstlerisch gestaltet ist die „Reihe schöner Bücher". Dichter sind alle die Verfasser dieser Bücher, denn sie lassen uns unsere reiche Gegenwart durch die aufhellende Kraft des Wortes schauen, wie die ihnen beigesellten Künstler es durch Gestalten und Naturzeichnung tun. *(Frankfurter Zeitung)*

VITA Deutsches Verlagshaus Berlin-Charlottenburg

Leo Frobenius

Der schwarze Dekameron

Liebe, Witz und Heldentum in Innerafrika

400 Seiten mit mehrfarbigem Titel und Illustrationen von Fritz Nansen nebst einer Anzahl photographischer Bilder.

Preis: geheftet . . . . . M 12.60
In Halbfranz gebunden M 20.—

Liebhaber-Ausgabe: 100 numerierte Exemplare in Ganzleder à M 32.40

Alle Besteller des Werkes „Schwarze Seelen" erhalten „Der Schwarze Dekameron"

zum ermässigten Subskriptionspreis von

M 10.60 broschiert, **M 18.—** in Halbfranz gebunden.

Das Buch ist auch literarisch eine köstliche Gabe. Alle Seiten klingen an: derbste Komik und Tragik, die groteske neben zarter Liebeslyrik. Es wird viele dankbare Leser finden. Aber eine Warnungstafel muss aufgerichtet werden: in die Hände junger Mädchen gehört das Buch keineswegs. Es ist nirgends unzüchtig im Sinne versteckter Unmoral, aber es ist zuweilen von einer Ungezwungenheit, nein geradezu Unanständigkeit der Auffassung und des Ausdrucks, die in zarten europäischen Seelen Schauder erwecken könnte.

Dr. Franz Oppenheimer in „Berliner Tageblatt"

Und der Leser findet Menschentum darin. Findet Nahverwandtes ...., und — o, wie wohl das tut! — ein paar ganz feine, wundersame Motive, die noch nicht von hundert romanischen und germanischen Dichtern durch Schmöker und Komödiantenhäuser geschleift sind.

Rudolf Presber

VITA Deutsches Verlagshaus Berlin-Chbg.

Leo Frobenius

Schwarze Seelen

Afrikanisches Tag- und Nachtleben

Neue Erzählungen

Das Werk darf nur an Gelehrte, Forscher, Bibliophile, Kolonialinteressenten, Künstler u. Bibli- :: otheken abgegeben werden. ::

Geheftet M 40.80 In Alligatorleder M 60.—

Leo Frobenius zählt mit Recht zu unseren geschätztesten Afrikaforschern. Er erfreut sich eines tieferen Blickes, als die meisten seiner Kollegen, er hat sich für seine selbstgewählte Aufgabe auf einen beachtenswerten Kulturstand gestellt. In den „Schwarzen Seelen" ist Frobenius zu einem alten Lieblingsthema zurückgekehrt, der Negerliteratur. Er stellt eine Anzahl mündlich überlieferter Geschichten, Märchen, Anekdoten zusammen, die er alten Negern auf seinen Reisen im Sudan abgelauscht hat. Diese Geschichten geben allerdings Kunde von einer merkwürdigen, unter der Sonne des Äquators gereiften Phantasie sie unterstützen die Ansichten derer, die von je den Standpunkt vertraten, daß der afrikanische Neger alles andere als dumm ist. In geschlechtlicher Hinsicht sind diese Geschichten ausnehmend offenherzig, aber von Freude an Unanständigkeit ist keine Rede.

B. Z. am Mittag

VITA Deutsches Verlagshaus Berlin-Charlottenburg

H. von Hippel

(Nachkomme des Verfassers von „Aufruf an mein Volk“)

Der unbekannte Gott

Roman

Geheftet M 6.—, gebunden M 7.80

Wie das gewaltige Wehen einer neuen Zeit, wie ein Schlachtruf gegen Finsternis und Reaktion braust es uns aus diesem, in der wahrhaft erschütternden Sprache der Begeisterung geschriebenen Buche entgegen.

Häuslicher Ratgeber

Ein Präludium, ein Vorspiel für den gewaltigen Choral, der jetzt, vom Donner der Geschütze begleitet, über Länder und Meere hinbraust, ist dieses tieferschütternde Buch, und jeder Deutsche sollte es lesen. Es widerspiegelt seine Art: je heller das Licht, desto dunkler der Schatten — aber die Macht des Guten siegt.

Julie Adam in „Neue illustr. Zeitung“

Ein starkes und reines Buch. Mit prachtvoller Anschaulichkeit und einer tiefen und sittlichen Konsequenz schildert Hippel, wie aus der unterdrückten Sehnsucht jener Zeit nach geistiger Freiheit die Gedanken der ersten sozialen Arbeit erwuchsen, wie aus dem zertretenen Samenkorn einer starken Persönlichkeit hundert winzige Sprossen sich frei machten und den Körper der Volkheit mit den sittlichen und sozialen Ideen der neuen, werdenden Zeit durchdrangen.

Das Theater

Der Roman ist ein ebenso lebendiges historisches Dokument, wie künstlerisches Bekenntnisbuch. Es ist Freunden ernster Lektüre angelegentlichst zu empfehlen.

Rhein- und Ruhrzeitung

VITA Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenbg

Ein Aufsehen erregendes Werk!

Auf dem Wege nach Atlantis

von Leo Frobenius

Mit ca. 80 Bildertafeln und Illustrationen, einem bunten Bild und 2 Karten. Elegant gebunden Preis M 24.—

Das bedeutendste Ereignis der Forschung dieser Zeit war aber wohl Frobenius' „Atlantis-Expedition", die er selbst mit Laune und Geist beschreibt ... Das ist gewiss: der Zauberhauch, der diese kühne Tat, dieses Buch, diese erstaunlichen Entdeckungen umwittert, kann nicht leicht verweht werden.

Dürerbund-Ratgeber 1911

Ein Forscher führt uns in ein Land unbekannter Wunder von so neuartigem, überraschendem Reize, dass er glaubt, ein altes Land wiedergefunden zu haben, das schon in den Berichten der alten Griechen wie eine versunkene Wunderwelt dasteht, und das man zumeist als Phantasiegebilde anzusehen gewohnt ist ... Atlantis, das Land von dessen Kultur Plato begeistert spricht, das seither wie eine versunkene Herrlichkeit so manchen Dichter zu Märchengebilden gelockt hat, glaubt Frobenius in einem Bezirk gefunden zu haben, der ungefähr Togo, Dahomey, Nigerien und Kamerun umfasst. Die Forschung wird über die Hypothese, über die man, gewarnt durch Schliemanns Wiederentdeckung des alten Troja, nicht von vornherein den Kopf schütteln sollte, ihr entscheidendes Urteil erst nach Erscheinen des nächsten Werkes fällen können, der den Bericht über die Kulturfunde selbst bringen wird. Jedenfalls ist bedeutsam, was der Verfasser mitzuteilen hat, und wie er es mitteilt, ist ebenso unterhaltend wie lehrreich. Zahlreiche Bilder und Illustrationen beleben das vom Verfasser meisterhaft gehandhabte Wort. Der Türmer

VITA Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg

Peter Keller

SACHSEN-CHINA

Kulturhistorischer Roman

Geheftet M 6.—, gebunden M 8.—

Der Roman spielt in der Zeit August des Starken. Die Hauptperson ist der Erfinder des Porzellans. In hochinteressanter Weise weiß uns der Verfasser jenes goldhungrige Zeitalter zu schildern. Es war ein gefährlicher Ruhm damals, ein Alchimist zu sein. Entsprach ein solcher den Erwartungen der regierenden Herren nicht, so zierte er als Betrüger den Galgen. Auch Böttgers Leben war von solchen Gefahren bedroht, vor denen ihn nur List und Schutz der allmächtigen Gräfin Kosel schützte. Er wurde zum Erfinder des Porzellans, aber viel Freude hat er an seiner Erfindung nicht gehabt. Alle Aufregungen, Not und Sorgen bereiteten ihm ein frühes Ende. Fesselnd und anschaulich weiß uns der Verfasser ein treffliches Sittenbild jener Zeit zu entwerfen. Ein Stück Geschichte wird vor unseren geistigen Augen lebendig, das uns mit seinem ganzen Zauber gefangen nimmt.

Wissenschaftlich-pädagogische Rundschau.

Ein spannender Roman in edler Sprache bei breitem historischen Hintergrund, der rasch das Interesse des Lesers in Anspruch nimmt. Markante Persönlichkeiten gruppieren sich um die des Alchimisten und Porzellanerfinders Joh. Friedr. Boettger. Historische Traditionen und wissenschaftliche Erörterungen geben dem Buche ein ernsteres Gepräge, wecken und befriedigen das Interesse.

Bayrischer Kurier.

VITA Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg

Eugen Krieglstein

Aus dem Lande der Verdammnis

Mit photographischen Illustrationen

347 Seiten. 3.—4. Tausend

Geheftet M 6.60, eleg. gebunden M 7.80

Das Land der Verdammnis ist die Mandschurei, in der sich der (unsern Lesern wohlbekannte) Verfasser um die Zeit des russisch-japanischen Krieges aufgehalten hat. Sie verdient den Namen; denn sie ist ein modernes Inferno, in das Rußland seine verlorenen Söhne abschiebt, und das bewohnt ist von einer feigen, hinterlistigen und grausamen Rasse, zu deren Seelenleben ein Europäer kaum je den Zugang finden kann. So sind die vier Geschichten dieses Bandes erfüllt von fremdartigen, harten und wilden Dingen, die zuweilen abstoßen könnten, wenn in ihrer Mitte nicht die temperamentvolle und robuste Gestalt des Verfassers stünde, aus der eben die Verhältnisse alle Kräfte der Gegenwehr herauslocken. Die Notwendigkeit führt ihn manchmal hart an die Grenze der Anpassung; aber der Gentleman bleibt unbeschädigt. Das Buch trägt den Stempel einer grenzenlosen Offenheit und einer Wahrheit, die ebenso brutal wie grandios ist.

Neue Hamburger Zeitung.

Emil Sandt

DAS LICHTMEER

Roman

Geheftet M 6.60, gebunden M 7.80

Emil Sandts Verdienst bleibt es auf alle Fälle, als erster unter Verwertung dichterischer Form die anscheinend letzte ganz große Aufgabe, die unserer gegenwärtigen Technik zu lösen bleibt, bis in ihre volkswirtschaftlichen Folgeaufgaben hinein gescheit und packend dargestellt zu haben. In der Schilderung der Geschehnisse, die zur großzügigen Anwendung der Erfindung führen, in den prachtvollen Stimmungsbildern vom Bau und ersten Ausfahren des ersten kohlenlosen Panzerschiffs und in vielem anderen bewährt sich eine glückliche Verbindung von Phantasie und Sach-Energie.

Tägliche Rundschau

VITA Deutsches Verlagshaus Berlin-Chlbg.

Tommy's Tagebuch

Hinterlassene Papiere eines gefallenen Engländers

Geheftet M 1.50, gebunden M 2.—

Passionel's Tagebuch

Aufzeichnungen eines gefallenen französischen Landwehrmanns

bearbeitet u. herausgegeben von WILLY NORBERT

Geheftet M 1.50, gebunden M 2.—

Die Tagebuchblätter sind nicht nur eine spannende Lektüre, sie sind mehr als das. Sie sind unwiderlegliche Geständnisse der Feinde Deutschlands von der Unlauterkeit ihres Kampfes, der Sinnlosigkeit ihres Hasses und — von der Unbesiegbarkeit ihres Gegners. Dass diese beiden Kriegstagebücher veröffentlicht wurden, ist mit Freuden zu begrüssen! Einst, wenn die Zeit reif dazu ist, werden sie im Auslande einen Sturmbock bilden, um in den geschlossenen Ring des Hasses unserer Gegner eine der ersten Breschen zu legen! Und das allein lässt die beiden Werke schon aus der Menge der Kriegsbücher hervorragen. *National-Zeitung*

Medizinalrat Dr. E. Lindemann

Das deutsche Helgoland

Vornehm ausgestatteter Prachtband mit 112 Bildern.

Geheftet M 11.40, in eleg. Leinenband M 13.20

Lindemann ist zurzeit der beste Kenner Helgolands. *Freie Presse*

Die Ausstattung des Buches ist von künstlerischer Vollendung. *Hannoverscher Kurier*

Ein ausgezeichneter Führer. *Fränkischer Kurier*

VITA Deutsches Verlagshaus Berlin-Charlbg.

Der Weg der Menschheit

Dokumente zur Kulturgeschichte.

Herausgegeben von Conrad Alberti (Sittenfeld)
In Leinen gebd. 4 Bde. M 41.25
Illustrierte Ausgabe in 4 Bd. M 60.—

Über dieses einzigartige Werk, das ein vornehmer und billiger Ersatz für eine ganze Bibliothek schwer zugänglicher und teurer Bücher ist, urteilt die Presse:

„... Das Werk verwirklicht einen glücklichen Gedanken, und als ein Haus- und Volksbuch möchte man es in vielen Händen sehen.“

Julius Hart in *Der Tag*

„... Wir verfolgen an Hand dieses vortrefflichen Buches, das jedem Gebildeten nicht warm genug empfohlen werden kann, die Geistesgeschichte der Menschheit von ihren Anfängen bis zur größten im Altertum erreichten Höhe. Wir verfolgen die Entstehung von Religion und Sittlichkeit, Wissenschaft und Dichtung, Familiensinn und Vaterlandsliebe, kurz, alles Erhabenen und Schönen, was Menschengeist in jahrtausendelangem Kampfe geschaffen hat.“

Münchener Neueste Nachrichten

„... Ein kulturhistorisches Werk von reformatorischer Bedeutung; in ihm spricht keine trockene Gelehrtennatur zu uns; hier tönt uns der Jubelruf eines Dichters entgegen.“

Theosophisches Leben

VITA Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg

Hans von Kahlenberg

Das starke Geschlecht

7.—9. Tausend. ———— Geheftet M 2.40, gebunden M 4.20

Wie die Frau sich in Erregung hineinsteigert, ganze Geschichten erfindet, unglaubliche Beziehungen konstruiert und Möglichkeiten zu Wirklichkeiten verdichtet, daß der arme Mann schließlich kaum selber weiß, was nun eigentlich wahr ist, das ist sehr fein und lustig geschildert und zugleich psychologisch durchaus wahr. DER BUND - Bern

Die süssen Frauen von Illenau

Roman

Geheftet M 6.—, gebunden M 7.80

Wieder ein neues, gedankenreiches Buch der ausgezeichneten Dichterin, das wie ein geistvolles psychologisches Spiel anmutet. ABENDZEITUNG - München

Eine leichtlebige, duftige, hüpfende Geschichte — ein unterhaltsames, flott geschriebenes und interessantes Buch.
PILSENER TAGBLATT

. . . eine hochinteressante und originelle Erscheinung.
KARLSRUHER TAGBLATT

Sünde

Roman

Geheftet M 6.60

Ihre ganze glänzende Erzählerkunst läßt die Verfasserin spielen . . . viel Esprit leuchtet auf. DIE UMSCHAU

Es ist Wurf und Temperament in Kahlenbergs Büchern.
D. MONATSSCHRIFT F. RUSSLAND

VITA Deutsches Verlagshaus Berlin-Charlottenburg

Hans von Kahlenberg

Die Sembritzkys

Wohlfeile Ausgabe Ungekürzt 4.—15. Tausend

Geheftet M 3.—, gebunden M 4.20

Ein wunderbar fesselndes Gesamtbild aus der Berliner Gesellschaft.

Iserlohner Kreisanzeiger

Es ist ein packendes, oft geradezu ergreifendes Bild aus dem Leben der modernen Grossstadt.

General-Anzeiger-Mannheim

Spielzeug

Roman

5. und 6. Tausend. Geheftet M 5.40

Das Buch ist entzückend geschrieben, mit feinen geistreichen Pointen, die wir an der bekannten Verfasserin so sehr schätzen.

Berliner Lokal-Anzeiger

Der liebe Gott

Eine Kindheitsgeschichte

9. Tausend Geheftet M 4.80

Ein Erziehungsbuch, ein gutes und starkes sogar. Wie ein unterdrückter Schrei klingt es durch das ganze Buch: Ihr sollt Menschen erziehen und ihr bildet Larven, Puppen.

Berliner Tageblatt

Hans Sittenberger

Scholastika Bergamin

2. Auflage Geheftet M 3.60, gebunden M 6.—

Das Tagebuch einer Klagenfurter Bürgerstochter, die ihrer Vaterstadt Eroberung durch Napoleon miterlebte — und eine Nacht dem Gewaltigen angehörte. Ein traurig Frauenschicksal und doch verklärt durch die gewaltige Persönlichkeit des Mannes, der es herbeigeführt.

Deutsche Warte

VITA Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenbg.

Willy Norbert

Friedrichs des Grossen Rheinsberger Jahre

Ein populär-historisches Quellenwerk mit zahlreichen authentischen Illustrationen

Ein prachtvoll ausgestatteter Leinenband M 11.40

Ein wundervolles Buch über „Friedrichs des Großen Rheinsberger Jahre“ hat uns Willy Norbert geschenkt. Der belesene und geistreiche Verfasser hat recht getan, gerade diese Epoche des größten Hohenzollern einmal gründlich zu beleuchten. Erst in Rheinsberg vollzog sich die „charakteristische Wandlung des Kronprinzen, erst hier entwickelte sich der König, der Feldherr und der Denker“. Das Buch von W. Norbert bildet eine treffliche Ergänzung zu dem umfangreichen Werke von R. Koser. Als guter Beitrag zur Geschichte der Kronprinzenzeit sei es allen Geschichtsfreunden warm empfohlen. Die zahlreichen Illustrationen sind für das Buch eine wertvolle Beigabe. *DIE MITTELSCHULE*

Marie Hay

Eine deutsche Pompadour

Historischer Roman

Mit Illustrationen geschmackvoll ausgestattet

Geheftet M 6.60, gebunden M 8.40

Das heikle Thema wird in durchaus dezenter Form behandelt. Eine stattliche Zahl vorzüglicher Illustrationen und die prächtige Ausstattung überhaupt erhöhen noch den Wert des Werkes. *VOLKSWILLE*

Einer der wildesten Lebensromane ist es, den Marie Hay in diesem von Anfang bis Ende spannend geschriebenen Buche uns vorführt. *KIELER NEUESTE NACHRICHTEN*

VITA Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg

Manfred Kyber

UNTER TIEREN

12.—14. Tausend. Kartoniert M 4.50
Liebhaberband M 20.—

Ein prächtiges Buch, das viel Verständnis, viel Geistreiches und fein Satirisches enthält. *Die schöne Literatur*

Reizende, humorvolle Geschichten. *General-Anzeiger-Mannheim*

Jeder Satz ein kleines Meisterwerk. *Halali-Wien*

Von demselben Verfasser erschien soeben:

GENIUS ASTRI

33 Dichtungen. 1.—3. Tausend.
Gebd. 4 M, Liebhaberband 20 M.

Der Verfasser des erfolgreichen und bekannten Buches „Unter Tieren" zeigt sich uns hier in der Naturnähe, aus der er alle seine Werke schafft, und auf der Suche nach Gott. In unserer Zeit, wo alles wankt und wo man keinen Tag in die dunkle Zukunft voraussehen kann, sucht der Mensch aufs neue nach dem unverrückbaren Ewigen, und aus der Erfahrung unserer Irrtümer entspringt die Sehnsucht nach den geistigen Wirklichkeiten aus dem Erkenntnisleben der alten Hochkulturen, wie sie den Meistern früherer Zeiten als selbstverständliche Verbindung mit einer übersinnlichen Welt geläufig waren, und von denen man sich, nach der Zeit Goethes, der sich zu ihnen bekannte, immer mehr abgewandt hat. Deshalb ist der vorliegende kleine Band Kybers gewiß nicht aktuell, wohl aber im tiefsten Sinne des Wortes zeitgemäß.

Ruhe, Sammlung, Zuversicht, Frieden, alles, was den Kriegsmüden stärkt und in eine bessere Welt führt, findet der Leser dieses Werkes, das klassische Formschönheit mit Klarheit verbindet und in einer Verchristianisierung der alten Weisheiten gipfelt.